

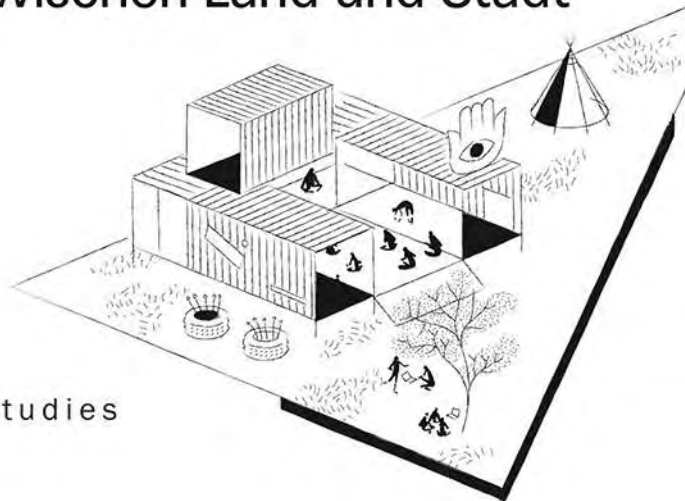
Andreas Willisch,
Eleonore Harmel,
Anna Eckert (Hg.)



Trans- formative Regionen



Neue Handlungsräume
zwischen Land und Stadt



[transcript] urban**studies**

Andreas Willisch, Eleonore Harmel, Anna Eckert (Hg.)
Transformative Regionen

Urban Studies

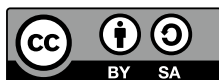
Die Publikation beruht auf der Studie *Stadt? Land? Zukunft!*, für die das Thünen-Institut für Regionalentwicklung und studio amore vom Bucerius Lab der ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius beauftragt wurden.

Die Publikation wurde durch eine Förderung der ZEIT-Stiftung ermöglicht.

ZEIT
STIFTUNG
BUCERIUS

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://dnb.dnb.de/> abrufbar.



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution-ShareAlike 4.0 Lizenz (BY-SA). Diese Lizenz erlaubt unter Voraussetzung der Namensnennung des Urhebers die Bearbeitung, Vervielfältigung und Verbreitung des Materials in jedem Format oder Medium für beliebige Zwecke, auch kommerziell, sofern der neu entstandene Text unter derselben Lizenz wie das Original verbreitet wird. <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/>
Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

Erschienen 2024 im transcript Verlag, Bielefeld

© **Andreas Willisich, Eleonore Harmel, Anna Eckert (Hg.)**

Umschlaggestaltung: Jan Lindenberg

Umschlagabbildung: Heddi Ried (Illustration), Jörg Gläser (Fotos)

Korrektur: Dr. Rebecca Hohnhaus, Bielefeld

Satz: Jan Lindenberg

Druck: JELGAVAS TIPOGRĀFIJA, Jelgava / Latvia

<https://doi.org/10.14361/9783839472156>

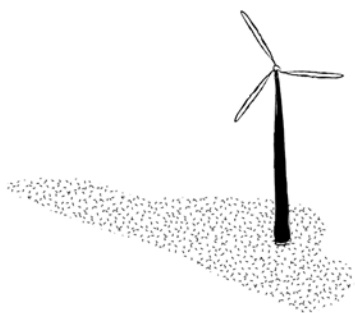
Print-ISBN: 978-3-8376-7215-2

PDF-ISBN: 978-3-8394-7215-6

Buchreihen-ISSN: 2747-3619

Buchreihen-eISSN: 2747-3635

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.



Andreas Willisch, Eleonore Harmel, Anna Eckert (Hg.)

Transformative Regionen

Neue Handlungsräume zwischen Land und Stadt



[transcript]

Inhalt

Auftakt

Regionen denken	11
-----------------	----

1 Praktiken

Land-Stadt-Verhältnisse beschreiben	26
Selbermachen	46
Landgesellschaft organisieren	70
Gemeinschaftliches Eigentum	90
Miteinandersein	112

2 Regionstypen

Ein Reisebericht	147
Resiliente Landschaften	173
Schwärmerstädtchen	194
Globale Provinzen	217
Multicodierte Regionen	238

3 Vor Ort

Gemeinsam Zukunft anpacken	263
Menschen fördern	267
Kleinstädte verwalten	271
Landschaft erfahren	277
Integration leben	281
Landbewirtschaftung ermöglichen	285

Digitalisierung anschieben	289
Kultur selbermachen	295
Unternehmen transformieren	299
Ländliche Entwicklung unterstützen	303
Diskurse anregen	307
Raum demokratisch denken	311
Acker vergemeinschaften	315
Ungewöhnliches kombinieren	321
Über queeres Leben erzählen	327
Trüffel kultivieren	331
Immobilien gemeinwohlorientiert entwickeln	335
Provinz kommunizieren	341

Fazit

Muster transformativer Regionen	347
---------------------------------	-----

Anhang

Verzeichnis der Beitragenden	356
Projekte und Plattformen	358
Bildquellenverzeichnis	360

Auftakt





Regionen denken

Judith Althaus, Mathias Burke, Anna Eckert,
Eleonore Harmel, Leon Jank, Mascha Pfitzer,
Simon Julia Senft, Andreas Willisch



Dieser Band ist das Ergebnis einer Suche nach Zukunft in Regionen Deutschlands. Diese Zukunft haben wir nicht in utopischen Entwürfen von noch nie Dagewesenem gesucht, sondern dort, wo uns Menschen bei unseren Reisen hingeführt haben. Die Begegnungen haben uns gezeigt, wozu Gesprächspartner*innen momentan arbeiten, worüber sie nachdenken und was sie sehen, wenn sie ihre Regionen betrachten.

Die Zukunft ist ja immer auch schon da. Wenn Forscher*innen von außen kommen, vielleicht noch mit urbanen Raumbildern, bleibt verborgen, was Regionen verändern kann: So wie die Moore in Mecklenburg-Vorpommern. Moor muss nass! Aber kann Moor Zukunft? Das haben wir Uta Berghöfer gefragt, deren Team drei Monate im Jahr den *Moorbauer*, eine Art solidarische Gastronomie, betreibt. Die Gastronomie liegt, wie der Name schon sagt, im Moor, abseits der Landstraße und ist nur mit dem Tretschwan zu erreichen. Was sehen wir, wenn wir vom *Moorbauern* die Peene runter und in die vielen Torfstiche links und rechts vom Hauptarm schauen? Die Zukunft einer Landschaft – als gigantischer CO₂-Speicher, wenn nur überall wieder Wasser wäre. Paludikultur, die nasse

Bewirtschaftung von Mooren, könnte uns alle möglichen klimaschädlichen Baustoffe ersetzen. Im *Moorbauern* reicht ein Blick auf die Speisekarte, um zu sehen, was diese nasse Landschaft zu bieten hat. Eine regionale Küche, die eine echte Verbindung herstellt zwischen den Produzent*innen, den Verarbeiter*innen und den Konsument*innen. Dann ist da noch das *Moortheater*, das versteht sich als eine Art Landschaftsschule. In ihr lernen junge Menschen sowohl etwas über die Pflanzen und Tiere als auch über sich selbst. Sie lernen, dass Menschen immer Landschaften gestalten. Sie lernen dabei auch, dass es verschiedene Arten und Formen dieser Landschaftstransformation gibt: Die eine, die sich die Landschaft unterwirft, aus ihr herausholt, was unsere Zeit braucht. Die andere, die nach dem Raum der Menschen in der Landschaft sucht, die nicht unterwirft, sondern sorgt. Mit wiedervernässten Mooren, der Verarbeitung regionaler Produkte und neuer Landschaftsbildung wird die Landschaft selbst zum Ausgangspunkt für Zukunft.

Der *Moorbauer* liegt am Kleinstadtrand von Malchin. Malchin wollte einmal *Zukunftsstadt*¹ werden. Das hat damals nicht funktioniert, aber Zukünftiges wird in Malchin noch immer gemacht: Die Stadt hat den ersten Bürgerрат in ganz Mecklenburg-Vorpommern und das *Wasserwerk der Zukunft*. Das Besondere daran ist, dass das *Wasserwerk* vom Wasserzweckverband Malchin/Stavenhagen initiiert wurde, damit das Wasser, das lange kanalisiert, melioriert und verdreckt wurde, wieder ins öffentliche Bewusstsein rückt. *Zukunftsstadt* ist dann das noch kleinere Loitz geworden, 40 Kilometer die Peene hinunter Richtung Osten.

Loitz in Vorpommern ist vielen Menschen so unbekannt wie Wiesenburg, Angermünde oder Bad Belzig in Brandenburg, Löbau, Döbeln oder Grimma in Sachsen, Ballenstedt in Sachsen-Anhalt oder Apolda und Sonneberg (das man jetzt vielleicht wegen des Landrats einer rechtsextremistischen Partei kennt) in Thüringen. Die vielen deutschen Kleinstädte waren mal das Rückgrat ihrer Regionen, übernahmen wichtige Funktionen von der Verwaltung über den Regionalmarkt, später kamen Schulen und Industrie hinzu. Davon ist – von außen betrachtet – nicht viel geblieben. Verwaltungs- und Gebietsreformen, Deindustrialisierung und mobilere Menschen haben dazu geführt, dass aus den Stützen in ländlichen Räumen selbst Gestützte wurden. Zukunft in den Hinterlassenschaften des industriellen Zeitalters findet man nur mit viel Fantasie.

Doch wie so häufig entstehen in Transformationsprozessen auch hier in den Kleinstädten neue Möglichkeiten. Es braucht die Menschen, die in einer leeren Fabrik eine Coworking- und Coliving-Baugemeinschaft für ein paar hundert Menschen sehen. Es braucht Leute aus der Politik und der Verwaltung

¹ *Zukunftsstadt* startete 2015 als ein Wettbewerb des Bundesforschungsministeriums, siehe <https://www.nachhaltige-zukunftsstadt.de/synver/zukunftsstadt-forschung/>, 29.02.2024.

wie beispielsweise Marco Beckendorf, Bürgermeister im brandenburgischen Wiesenburg/Mark, der die Überzeugung vorlebt, die Transformation mit »einer positiven Grundeinstellung und Geduld« (Beckendorf 2023: 1) anzugehen. Dazu hat er das Rad nicht neu erfunden, sondern bei den Stadtakteur*innen für Vertrauen geworben, dass es hilfreich ist, über den Tellerrand zu schauen und dass es für alle Transformationsgeschichten ein »Wofür« braucht, eine positive Geschichte. »Vor der Zukunft«, schreibt er, »kommt Zuversicht« (ebd.).

Die Suche nach Zukunft war daher für uns, aus den Disziplinen Soziologie, Urban Design und Transformationsdesign kommend, immer eine Suche nach Menschen, die im Heute die Ressourcen des Zukünftigen sehen, die aus dem, was ihre Orte und Regionen für sie bereithalten, Neues bauen. Sie schaffen so soziale Innovationen, ohne die Transformationen nicht zu bewerkstelligen sind und nicht zuletzt verbinden sie Stadt und Land, das Dörfliche und das Städtische auf eine neue, in die Zukunft weisende Art. Die Region wird dabei als die Verbindung von Stadt und Land, von Dörfern und kleineren und größeren Städten, von öffentlicher Infrastruktur, von Handwerk, Handel, Industrie und Agrarwirtschaft sowie von Landschaft durch gestaltende Akteur*innen hergestellt. Uns hat interessiert, wie Menschen diese innovativen Verbindungen knüpfen, wie sie dabei vorgehen und wie sie selbst ihre Rolle in diesem Transformationsprozess beschreiben. Wir haben unsere Gesprächspartner*innen anhand entsprechender Suchthemen ausgewählt. Die thematische Bandbreite reichte dabei vom Thema Arbeit, über Bauen, Migration, Bildung, Politik bis hin zu Ernährung und Verwaltung.

Unsere Forschungen haben wir während der COVID-19-Pandemie durchgeführt. Für die Regionstypen ging das draußen und vor Ort gut. In langen Raumpaziergängen, die wir auch mit dem Fahrrad unternehmen konnten, gelang es, Abstand zu halten und zugleich gemeinsam unterwegs zu sein. Dabei haben wir uns von Menschen ihre Regionen zeigen lassen. Wir sind an Orte gegangen, die für unsere Gesprächspartner*innen exemplarisch für erfolgreiche Transformationspraxen stehen können. Unsere Beobachtungen, Fotos, Texte und Interviews sowie alles zusammengetragene Material haben wir für jede Region in Raumtagebüchern festgehalten.

Unser Vorgehen

Nach den Interviewpartner*innen für die von uns ausgewählten Transformationsthemen haben wir in den sozialen Medien gesucht. Uns war dabei einerseits bewusst, dass wir unsere Suche auf jene einschränken würden, die über ihre Praxis auf eigenen Kanälen Auskunft geben. Diejenigen, die aus welchen guten Gründen auch immer, soziale Medien nicht nutzen, blieben außen vor.

Andererseits geben Menschen, die ihre Aktivitäten bei Instagram, Facebook, X, tiktok oder wo auch immer präsentieren, kontrolliert Einblick in ihre persönlichen Praxen. Fabian Schrader beispielsweise gibt auf Instagram mit *@somewhereoverthehaybale* einer queeren Community auf dem Land Gesicht und Stimme. Vier Jahre stellte er dort seinen gleichnamigen Podcast vor, in dem zahlreiche Menschen in 40 Episoden »über queeres Leben auf dem Land« berichten. Vielleicht hätten wir Fabian Schrader, Antje Grothus oder Julia Nissen bei einer Suche nach Expert*innen über traditionelle Medien nie gefunden. Für uns war es ein Glück, in bedrückenden Zeiten so vorausschauende Menschen treffen und sprechen zu dürfen.

Unsere Forschungsarbeit wurde im Rahmen des Bucerius Lab durchgeführt und von der Zeit-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius gefördert. Städte, so der Ausgangspunkt unserer gemeinsamen Diskussion, machen zwei Prozent der Erdoberfläche aus. Großstädte generieren 75 % des globalen GDP und bald werden drei Viertel der Weltbevölkerung in Städten wohnen. Doch »die Corona-Krise,« so das Exposé zum Projekt, bringt »das Erfolgsmodell Stadt« ins Wanken, wurden doch Städte zu Hotspots der Pandemie.

»Zum ersten Mal scheinen echte Antworten für ein neues Verhältnis von Stadt und Land, Antworten auf soziale, kulturelle und politische Entfremdung, neue Mobilitätssysteme, nachhaltigere Lebensweisen und damit auch Antworten auf die große Herausforderung des Klimawandels und Zusammenlebens in einer ökologischen/multizentralen Weltgesellschaft nicht nur dringend nötig – sondern auch greifbar.«

Diesem neuen Verhältnis von Stadt und Land wollten wir auf die Spur kommen. Es ging uns nicht darum, die Vorzüge des Ländlichen, der Leere oder der Einfachheit hervorzuholen, sondern Verbindungsmöglichkeiten zwischen Stadt und Land in verschiedenen Gegenden Deutschlands zu suchen. Dabei kommen wir primär aus der Landforschung und der Begleitung von Landaktivist*innen.² Das prägt unsere Sicht auf das Land-Stadt-Verhältnis. Unsere Perspektive ist eher vom Land aus auf die Gesellschaft gerichtet. Wie ländliche Räume für uns Funktionsgefüge von Wirtschafts- und Sozialräumen sowie von größeren Städten, kleineren Städten und Dörfern sind, so sind auch zukunfts-fähige Land-Stadt-Beziehungen auf Arbeitsteilung und den Austausch von Vorzügen gerichtet. Die Zukunft liegt nicht in der Stadt oder auf dem Land, sondern in der Kooperation und der Gleichzeitigkeit von Stadt und Land.

² Seit 2012 fördern und begleiten wir im Rahmen des Programms *Neulandgewinner. Zukunft erfinden vor Ort* Landaktivist*innen bei der Gestaltung ländlicher Gesellschaften, elf Jahre ausschließlich in Ostdeutschland und seit 2023 auch in Westdeutschland.

Gesellschaft selber machen

In den vielen Jahren der Forschung und Begleitung von Landaktivist*innen, Bürgermeister*innen, Landwirt*innen, Neulandgewinner*innen und Politiker*innen oder Menschen, die in ihren Institutionen etwas bewegen – egal ob beim Wasserzweckverband, in Naturparkverwaltungen oder LEADER-Regionen, haben wir eines verstanden: All diese Menschen können Gesellschaft mitgestalten. Wir glauben, dass wir dabei viel von ländlichen Regionen lernen können, denn hier wurde unter schwierigen Bedingungen Neues erprobt, sind die Institutionen und Verwaltungen nahbarer, lässt sich die Landkarte der Aktiven mit ihren verschiedenen Rollen und Funktionen leichter überblicken als in großen Städten. Und nicht zuletzt zeigt sich besonders deutlich, wo etwas passiert, weil Leute die Veränderung gemeinsam angehen – und wo nicht. Ohne Frage ist diese Entwicklung auch kritisch zu hinterfragen und das Fehlen von staatlichen Strukturen und der Ersatz mit (oftmals) freiwilligem Engagement auch ein Versagen von gesellschaftlichen und demokratischen Strukturen. Gleichwohl sehen wir in vielen Regionen, dass die Zivilgesellschaft durchaus in der Lage ist, zwischen den großen gesellschaftlichen Herausforderungen und individuellen Handlungsspielräumen einen gemeinsamen Entwicklungsweg auszuloten.

Anhand von verschiedenen Praktiken, Akteur*innen, Räumen und Konstellationen dieser Komponenten wollen wir greifbarer machen, was Transformation in regionalen Kontexten sein kann. Dabei versuchen wir zusammenzubringen, was sonst oft getrennt gedacht und theoretisch gefasst wird: gesellschaftliche Transformation über das Zusammenwirken von praxeologischen, akteurszentrierten und raumtheoretischen Ansätzen zu beschreiben. Ebenso grenzüberschreitend ist der Versuch, Praxis, Diskurs und eine narrative Ebene miteinander zu verbinden. So hoffen wir, nicht nur Forscher*innen und Planer*innen anzusprechen, sondern auch den aktiven Gestalter*innen von Regionen Denkwerkzeuge an die Hand zu geben, um ihr Wirken und ihr praktisches Wissen besser einordnen zu können.

Auf dieser gedanklichen Reise wollen wir den Fokus auf zivilgesellschaftliche Akteur*innen als Treiber des Wandels mit einer regionalen Perspektive verbinden. In (regionalen) Planungsprozessen liegt der Fokus auf Infrastrukturen, funktionalen Beziehungen und urbanen Zentren, die vielfältige Landschaft der aktiven und engagierten Menschen in einer Region bleibt oft ungesehen. In der Förderung und Unterstützung von Engagierten wiederum bleibt sowohl die Reflexion über die Bedeutung von Räumen als auch die regionale Einbettung oftmals unterbelichtet. Dabei ist gerade die Region als mittlerer Maßstab bedeutsam für die praktische Aushandlung

gesamtgesellschaftlicher Themen wie Energiewende, Mobilität, Wirtschaftspolitik oder Ernährung und Landwirtschaft.

Region als Handlungsraum

Je länger man über den Begriff der Region nachdenkt, desto schwieriger ist das, was im ersten Augenblick so klar erscheint, zu definieren. Wir meinen mit Regionen weder die Container politisch-administrativer Grenzen noch die touristisch vermarktbarsten Landschaftsbezeichnungen. Es geht vielmehr darum, einen Handlungsraum in den Blick zu nehmen, der über das eigene Dorf, die Gemeinde, die Stadt hinausgeht und der trotzdem noch kollektiv gestaltbar ist. Wir bedienen uns dabei eines relationalen Raumverständnisses, das die Produktion von Raum als Prozess durch unterschiedliche gesellschaftliche und materielle Strukturen in den Mittelpunkt stellt.

»Regionen sind keine feststehenden räumlichen Planungseinheiten, sondern werden kontinuierlich über soziale, politische und administrative Prozesse hergestellt oder durch historische Ereignisse und geografische Rahmenbedingungen definiert.« (Bentlin et al. 2022: 78)

Diese (soziale) Raumproduktion findet durch Netzwerke von heterogenen Akteur*innen statt, die darin jeweils verschiedene Funktionen einnehmen und verschiedene Handlungskapazitäten haben, aber in gemeinsame Aus Handlungsprozesse eintreten. Gleichzeitig können im Sinne der Akteur-Netzwerk-Theorie (vgl. Latour 2022) auch konkrete (Projekt-)Orte, Landschafts- oder Raumelemente, Dörfer und Städte ein wichtiger Teil dieser Netzwerke sein, wenn sie beispielsweise neue Begegnungen, Teilhabe oder Erfahrungen ermöglichen und so auf die regionalen Prozesse zurückwirken. Gleichzeitig nutzen wir den Begriff der Region, um Stadt und Land als feste Zuschreibungen zu vermeiden. Weder auf räumlicher Ebene noch im Alltagserleben lassen sich städtische und ländliche Praktiken und Raummuster noch voneinander trennen. Vielmehr können im Kontext der Region verschiedene Raummuster, Anordnungen, Dichten und charakteristische Elemente beschrieben werden. Die IBA Thüringen nutzt in Abgrenzung zu einer urbanen Logik den Begriff des Territoriums bzw. den der territorialen Logik, um die Polarisierung von Stadt und Land einzufangen:

»StadtLand weitet den Blick auf die stofflichen, sozialen, kulturellen, politisch-administrativen Zusammenhänge im Raum. Das professionelle Verständnis muss dazu eine eigene – territoriale – Logik entwickeln, die in der Disziplin

verankerte – urbane – Logik ist nicht ausreichend. Das wird es in Zukunft unmöglich machen, Stadt und Dorf sowie Landschaft als getrennte Welten zu betrachten und Gegensätze zu reproduzieren, eine logische wie politische Voraussetzung, um der Tatsache resp. dem Vorwurf der abgehängten Räume zu begegnen.» (IBA Thüringen: 49)

Gerade in diesen »abgehängten Räumen« haben Dörfer und Städte ihre »systemische Kraft als Wirtschaftszusammenhänge nicht wieder herstellen können«, wie Kenneth Anders resümiert. Dort hilft es »über die Grenzen des Ortes hinaus[zu]blicken und eine handlungsräumliche Perspektive aus[zu]bilden«. Kenneth Anders und Lars Fischer verweisen dabei immer wieder auf die Landschaft als geteilten Raum und als Grundlage für ein gemeinsames Verständnis (Anders/Fischer 2015: 19). Ob eine Logik der Region, des Territoriums oder der Landschaft – wir denken, dass es einen räumlichen Kontext geteilter Praktiken, Prägungen und Narrative gibt. Die Abgrenzungen und Ausprägungen mögen sich zwar aus der Perspektive der einzelnen Akteur*innen unterscheiden, trotzdem ist es sinnvoll, die Eigenlogik als Ausgangspunkt für regionale Entwicklungspfade zu betrachten.

Transformation durch Praktiken verstehen

Alle Veränderungen in der sozialen Welt geschehen durch die Ausführung von Praktiken (Schatzki 2019: 82). Praktiken sind Handlungen oder ein Tun, das nicht unbedingt bewusst ausgeführt wird, im Gegensatz etwa zu Strategien. Praktiken müssen nicht unbedingt geplant werden, sie passieren nicht immer aus einem bestimmten Grund oder ausgerichtet auf ein bestimmtes Ziel, die Frage ist eher, »was sie am Laufen hält und wie »man« oder »Leute« sie praktizieren: Wie wird es gemacht und wie ist es zu tun?« (Hirschauer 2004: 73)

Etwas aufrechtzuerhalten, einen Dorfladen, ein Fest oder eine gesetzliche Vorgabe, kann ebenso einen Beitrag zur Zukunftsfähigkeit einer Region leisten, wie etwas neu zu erfinden, anders zu machen oder abzubrechen. Eine Veränderung ist eingetreten, wenn bedeutende Unterschiede bemerkbar sind. Dabei kommt es darauf an, was womit verglichen wird sowie welche weiteren Wandlungsprozesse aus ihnen folgen. Was wir jedoch als bedeutenden Unterschied betrachten, hängt von unserem Urteil ab (Schatzki 2019: 80).

Es sind zwei materielle Instanzen, die Praktiken und damit auch Veränderung ermöglichen: die Körper der Menschen, die sie ausführen sowie die Orte, an denen sie stattfinden. Das heißt, der Blick auf Praktiken macht die Körperlichkeit, Materialität und Situativität menschlichen Tuns sichtbar und auch die Fertigkeit und Kompetenz der Akteur*innen, ihr praktisches

Wissen (Reckwitz 2003: 296; Schatzki 2019: 82). Unter Materialität können wir in den Regionen so Unterschiedliches fassen wie menschliche Körper, Landschaft, Gebäude, Softwareprogramme, Luft, Meeresströmungen oder Sonnenlicht (Schatzki 2019: 81).

Transformativ im regionalen Kontext

Veränderte Praktiken sind auch als transformative (soziale) Innovationen zu verstehen, »da sie Alternativen zu etablierten und als nicht nachhaltig wahrgenommenen Regimen ausprobieren und entwickeln, die letztere in Frage stellen, verändern oder ersetzen wollen« (Loorbach et al. 2020: 254) In einem regionalen Kontext entfaltet sich die Wirkung solcher Praktiken meist nur, wenn sie als kollektive Praktiken Zivilgesellschaft, Staat und Markt zusammenführen (Howald/Schwarz 2017). Regionen werden dann transformativ, wenn dieser Aushandlungsprozess greifbar wird und zu einer spürbaren Veränderung »in der relationalen Anordnung von Menschen, Artefakten, Organismen und natürlichen Dingen, in Handlungen und Handlungsketten, in der Organisation von Praktiken« (Howald/Schwarz 2022: 31) führt. Eine wichtige Rolle spielt dabei die Regionalkompetenz und das Erfahrungswissen der Menschen, die im besten Falle für einen reflexiven, von ihnen selbst bewusst gestalteten sozialen Lernprozess (ebd.: 19) eingesetzt wird. So hinterfragen Akteur*innen bestehende Entwicklungswege kritisch, verändern schrittweise eingefahrene Perspektiven, Institutionen und Handlungsweisen und gehen dadurch die Probleme und Herausforderungen unserer Zeit auf regionaler Ebene an. Soweit die theoretische Vorstellung – in der Praxis sind diese Prozesse von Konflikten, Blockaden, Rückschlägen und einer Überlagerung von multiplen Herausforderungen geprägt, die gleichzeitig verhandelt werden müssen, wobei die Veränderungen sehr langsam vonstatten gehen. Daher möchten wir in diesem Buch sowohl von konkreten Akteur*innen als auch beispielhaften, abstrakten Regionstypen erzählen, um zu zeigen, wie vielfältig dieses Vorankommen aussehen kann.

Die Bausteine für ein regionales Verständnis von Transformation sind nun zusammengetragen: Im Mittelpunkt stehen Akteur*innen und ihre Praktiken. Sie wirken in verschiedenen Konstellationen bzw. Netzwerken, zu denen auch mehr-als-menschliche-Elemente gehören können: Tiere, Dinge, Räume, Natur. Diese haben manchmal eine eigene Handlungsmacht, manchmal können sie als Ressourcen aktiviert werden. Die Akteur*innen sind sowohl in einen konkreten räumlichen – regionalen – Kontext eingebettet und können gleichzeitig Verbindungen zu ganz anderen Netzwerken und Räumen aufweisen.

Von Regionalentwicklung zur regionalen Transformation

Transformativ werden Regionen, weil Menschen diese Regionen gestalten und sie diese Gestaltung entlang der grundlegenden Fragen unserer Zeit (Klimawandel, -anpassung, Migration, Landnutzung, Mobilität) organisieren. So hat sich beispielsweise der Leiter einer großen staatlichen Behörde, die beinahe alle relevanten Aufgaben für ländliche Räume – von der Landwirtschaft bis zum Küstenschutz, vom Immissionsschutz bis zur Landschaftspflege – übertragen bekommen hat, mit seinen Mitarbeiter*innen auf den Weg gemacht, diese Institution so auszurichten, dass sie ihren Beitrag leisten kann, das Pariser Klimaziel von 1,5 Grad zu erreichen. Es geht dabei darum, einen Umbauprozess so zu öffnen, dass die Perspektiven sehr unterschiedlicher Interessengruppen – von den Mitarbeiter*innen über die Vertreter*innen der Landes- und Lokalpolitik bis zu den Engagierten in Umweltgruppen – gehört und verhandelt werden können. Transformative Umbauprozesse sind hochgradig beteiligungsbedürftig. Ziel ist nicht mehr nur, formale Einspruchsgelegenheiten vorzuhalten, sondern beständig beteiligungsoffen zu agieren.

Es sind die Gestalter*innen von Umbruchsprozessen, die ihre Regionen nach den Potenzialen für Veränderungen durchkämmen, die ein Gespür, ein Know-how haben, was gehen könnte, was vermittelbar ist und die die verborgenen Ressourcen aufspüren, die ihre Fantasien und ihr Gestaltungsengagement anfachen.

Der Raumkategorie Region kommt dabei eine besondere Bedeutung zu. Es handelt sich um einen Handlungsraum mittleren Maßstabs, zwischen der lokalen Ebene und der Landes- bzw. Bundesebene, jenseits von Stadt oder Dorf, vielmehr um den historisch gewachsenen Funktionsraum von Stadt und Dorf, den Dynamiken zwischen urbanen und ruralen Räumen. Wir denken, dass es fruchtbar ist, sich anhand dieses mittleren Maßstabs ein besseres Verständnis von Akteur*innen, Praktiken und Orten zu erarbeiten. In diesem (mehr oder weniger) überschaubaren Rahmen wird greifbar, wie Veränderungen ganz praktisch passieren können und wie sie dort – ausgehend von bestimmten Eigenlogiken, Gegebenheiten und verschiedenen Ressourcen – zu veränderten Praktiken im Alltag, im Wirtschaften sowie in Planung und Politik führen könnten.

Wie verändern sich Regionen? Der etablierte Begriff von Regionalentwicklung fasst den Prozess ungefähr wie folgt: Der politischen Zielstellung ›gleichwertiger Lebensverhältnisse‹ und wirtschaftlichen Wachstums folgend, versuchen (Landes-)Regierungen, Regionalplanung sowie zentrale Akteur*innen wichtige Handlungsschwerpunkte durch Gesetze, Förderungen und

Entwicklungspläne voranzubringen. Die Themen werden dabei meist auf verschiedene Ressorts oder Schwerpunkte wie Verkehr, Tourismus, Wirtschaft oder Kultur verteilt und jeweils strategische Zielstellungen benannt. Förderungen bringen dann ›Leuchtturmprojekte‹ voran – von der Umgehungsstraße, über die Ansiedlung eines internationalen Unternehmens bis zur Sanierung des historischen Marktplatzes. In der Regel entstehen dabei Infrastrukturen in der Hoffnung auf positive Folgeeffekte, etwa der Ansiedlung von Gewerbe, Dienstleistungen oder Läden. Diese wiederum gehen mit neuen Jobs und Gewerbesteuerereinnahmen für die Kommunen einher. Das vergrößert den Handlungsspielraum für weitere Maßnahmen und das Einwerben von Förderungen. Flankiert wird dieses Handeln mit Stadt-, Regions- oder Tourismusmarketing, um Besonderheiten, Identität und Lebensqualität ins Bewusstsein der Menschen zu bringen und den Ort im Wettbewerb zu platzieren.

Die Teilhabe der Bürger*innen an der etablierten Form der Regionalentwicklung geschieht über die Beteiligung an den demokratischen Gremien oder in organisierten Beteiligungsprozessen für bestimmte Teilprojekte. Dabei sind sich Politiker*innen und Planer*innen der begrenzten Legitimität häufig bewusst – es mangelt an Teilnehmer*innen und der öffentliche Protest beginnt meist, wenn es für relevante Änderungen bereits zu spät ist. Regionen werden dabei häufig ausgehend von Städten als urbane Entwicklungsmotoren gedacht. Zu einer Metropolregion gerechnet zu werden, soll auch die Entwicklungschancen von peripheren und ländlich geprägten Orten erhöhen.

Es gibt viele Regionen, die diesen Weg augenscheinlich erfolgreich gehen. Doch selbst wirtschaftlich prosperierende Regionen spüren die Schattenseiten dieser Entwicklung: steigende (Immobilien-)Preise, Gentrifizierung und Verdrängungsbewegungen – letztlich der Verlust von Freiräumen für unterschiedliche soziale und kulturelle Projekte, die zu mehr Lebensqualität beitragen. Gleichzeitig gibt es eine ebenso große Zahl an Regionen, die an diesen Entwicklungsweg nicht anknüpfen konnten, aus historischen oder geografischen Gegebenheiten oder aufgrund von ungleichen Ausgangsbedingungen – wie in weiten Teilen Ostdeutschlands. Sie schrumpfen, stagnieren und arbeiten sich am ›Strukturwandel‹ ab. Ökonomisch erfolgreich oder erfolglos, gesellschaftliche Polarisierungstendenzen machen das Miteinander zunehmend schwieriger. Die Vielfalt der Regionen, der Einstellungen und historischen Prägungen, ja der Einfluss der Menschen auf diesen Weg insgesamt findet in dieser etablierten Vorstellung von Regionalentwicklung wenig Berücksichtigung.

Darüber hinaus steht die Frage im Raum, ob der etablierte Weg überhaupt noch die Antwort auf die drängenden Zukunftsfragen sein kann. Je mehr die Veränderungen des Klimas und der Umwelt im Alltag der Menschen spürbar werden, umso mehr drängt sich die Frage nach dem Wandel ins Bewusstsein.

Doch auch wenn vielen klar ist, dass es eine sozial und ökologisch gerechtere Welt braucht, ist die Frage offen, wie der Weg dorthin aussehen kann. Wir glauben, dass der Weg in die Zukunft offen ist und zu komplex, als dass Expert*innen oder Politiker*innen (allein) wissen könnten, wie es geht.

Zukunft kann nur von einer vielfältigen, lebendigen und demokratischen Gesellschaft gestaltet werden. Und die Ressourcen, die Grundlagen dafür, müssen immer im jeweiligen Kontext, in der Region gefunden werden. Wo Regionalplanung uns jetzt noch glauben macht, die Zukunftsfähigkeit ließe sich »von oben« entwerfen und mithilfe der richtigen Infrastrukturen vorbereiten, müssen für regionale Transformation tatsächlich viel mehr Alternativen, neue Wege und Experimente gewagt werden. Wenn diese Wege geteilt werden, wenn wir voneinander lernen, die Praktiken auf den jeweiligen Kontext anzupassen und weiterzuentwickeln – dann entstehen soziale Innovationen. Die Hoffnung ist, dass diese zu einem Hebel für gesellschaftlichen Wandel werden. Was wir damit meinen, wollen wir in diesem Buch erzählen.

Der Band gliedert sich in drei Hauptteile. Ausgehend von fünf unterschiedlichen Themen oder Bündeln von Praktiken erzählen wir zunächst die Geschichten einer Vielzahl von Akteur*innen, denen wir im Rahmen unserer Forschungsreisen begegnen durften. Diese fünf Beiträge eröffnen Perspektiven, die sich jenseits der Dichotomie von Land und Stadt bewegen. Der zweite Teil mit dem Fokus auf Raum beginnt mit einem Reisebericht, der die Wege nachzeichnet, die wir in den Wochen der Erhebung zurückgelegt haben und berichtet von dem, was wir über die Menschen, ihre Motivation und ihr Tun hinaus auch atmosphärisch beobachtet haben. Wir sprechen also über Praktiken, die Menschen, die sie verkörpern und den Raum, der sie bedingt. Im Kapitel der Regionstypen schildern wir vier exemplarische, typisierte Konstellationen dieser drei Bausteine. Diese vier Konstellationen machen vorstellbar, worüber sich dieser schwer greifbare Maßstab einer Region am Ende fassen lässt, und sie veranschaulichen, wie unterschiedlich die Wege der transformativen Regionen sein können. Der dritte Teil umfasst Porträts von Engagierten und ihren Praktiken, sie motivieren zum Mitmachen und vermitteln mögliche neue Ideen.

→ 25

→ 147

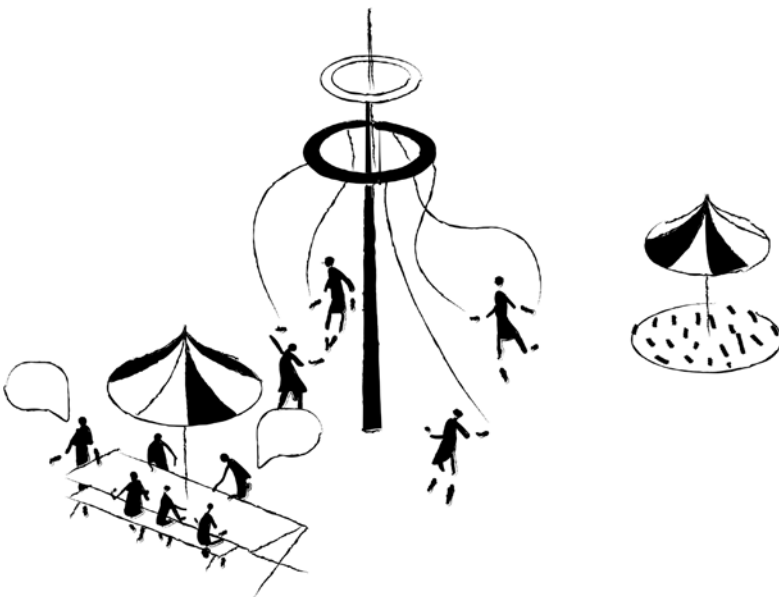
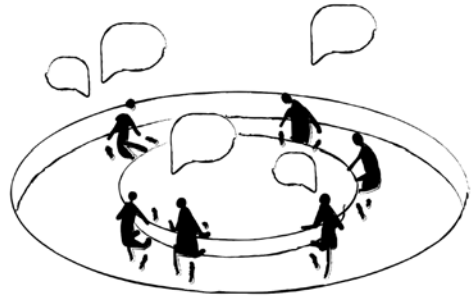
→ 137

→ 261

Den Band durchziehen Fotografien von Jörg Gläser, der das Programm *Neulandgewinner* seit vielen Jahren begleitet. Gemeinsam mit den Illustrationen von Heddi Ried ist es uns ein Anliegen, die Eigenheiten der Regionstypen nicht nur textlich, sondern auch auf einer fotografischen und visuellen Ebene erfahrbar zu machen.

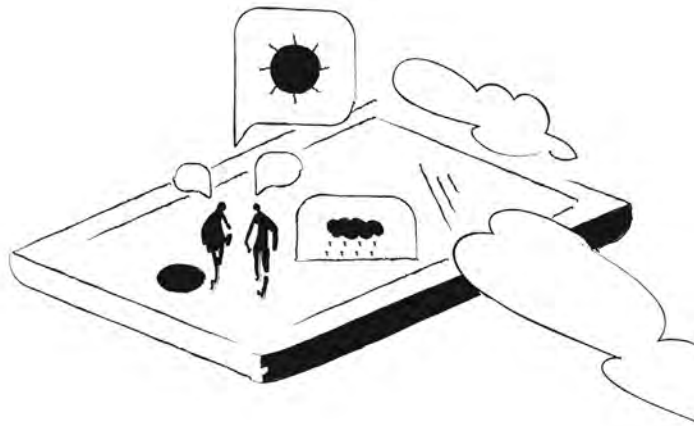
Literatur

- Anders, Kenneth/Fischer, Lars (2015): Auf der Suche nach einer neuen Sesshaftigkeit. Texte über Landschaftskommunikation. Oderaue.
- Beckendorf, Marco (2023): Mutig transformieren (unveröffentlicht).
- Bentlin, Felix/Dörner, Christine/Lackus, Felix/Million, Angela (2022) (Hg.): Räumliche Identitäten als transformative Kraft in Regionen. Schriftenreihe Städtebau und Kommunikation von Planung. Berlin.
- Geiselhart, Klaus/Winkler, Jan/Dünckmann, Florian (2019): Vom Wissen über das Tun – praxeologische Ansätze für die Geographie von der Analyse bis zur Kritik. In: Schäfer, Susann/Everts, Jonathan (Hg.): Handbuch Praktiken und Raum. Bielefeld, S. 21-75.
- Hirschauer, Stefan (2004): Praktiken und ihre Körper. Über materielle Partizipanden des Tuns. In: Hörning, Karl H./Reuter, Julia (Hg.): Doing Culture. Zum Begriff der Praxis in der gegenwärtigen soziologischen Theorie. Bielefeld, S. 73-91.
- Howaldt, Jürgen/Schwarz, Michael (2017): Die Mechanismen transformativen Wandels erfassen. Plädoyer für ein praxistheoretisches Konzept sozialer Innovationen. In: GAIA, 26(3), S. 239-244.
- Howaldt, Jürgen/Schwarz, Michael (2022): Soziale Innovation und gesellschaftliche Transformationsprozesse. In: Schüll, Elmar/Berner, Heiko/Kolbinger, Martin Lu/Pausch, Markus (Hg.): Soziale Innovation im Kontext. Zukunft und Forschung. Wiesbaden, S. 7-30.
- IBA Thüringen (2023) (Hg.): StadtLandPerspektiven. Für eine neue Raumkultur. Weimar.
- Latour, Bruno (2022): Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Frankfurt am Main.
- Loorbach, Derk A./Wittmayer, Julia M./Avelino, Flor/Wirth Timo von/Frantzeskaki, Niki (2020): Transformative innovation and translocal diffusion. In: Environmental Innovation and Societal Transitions, Nr. 35, S. 251-260.
- Reckwitz, Andreas (2003): Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive. In: Zeitschrift für Soziologie 32, S. 282-301.
- Schatzki, Theodore R. (2019): Social Change in a Material World: A Précis. In: Schäfer, Susann/Everts, Jonathan (Hg.): Handbuch Praktiken und Raum. Bielefeld, S. 77-92.



1

Praktiken





Land-Stadt-
Verhältnisse
beschreiben





















Land-Stadt-Verhältnisse beschreiben

Narrative zwischen Sehnsucht und Abneigung

Anna Eckert



Imaginierte Räume und die lebensweltliche Orientierung in ihnen sind miteinander verknüpft (Nell/Weiland 2014: 4). Stand das Ländliche lange für das, woher wir kommen, für das Konservative, Enge, später das Abgehängte, Periphere, so betrachten es heute einige als die Zukunft: Nicht in den Städten, sondern auf dem Land vollziehe sich der radikalste und modernste gesellschaftliche Wandel, so der Architekt Rem Koolhaas.¹ Wie aber vollzieht sich dieser Wandel konkret? Sozialer Wandel setzt veränderte Prozesse voraus, Veränderungen im Vergleich zur Situation zuvor, schreibt der Philosoph und Praktikentheoretiker Theodore Schatzki. »All interventions in the world are carried out through performances of bodily actions« (Schatzki 2019: 82), was bedeutet, dass gesellschaftlicher Wandel durch konkrete Praktiken geschieht, und diese Praktiken sind in Körpern lokalisiert und den Orten, an denen sie ausgeführt werden (ebd.).

¹ Siehe die Ausstellung *Countryside, The Future 2020-2021* im Guggenheim Museum New York City <https://www.guggenheim.org/exhibition/countryside> vom 08.02.2024.

Das Verhältnis von Stadt und Land war in Deutschland und zahlreichen anderen Ländern seit der Industrialisierung und verstärkter Landflucht ein asymmetrisches: In der ›Capital City‹ saß das Kapital, alle Augen waren auf die Metropolen gerichtet, die Big- und Mega-Cities, von hier schienen Innovationen auszugehen, politische Entscheidungen und künstlerische Avantgarden – es waren definitiv die ›places to be‹. Als Land galt alles, was nicht Stadt war, es war anders, irgendwie Energie- und Lebensmittellieferant, Ort der Verklappung von Müll, Überflugfläche, Durchfahrstrecke: diskursiv weg vom Fenster.²

Stille Stadt

→ 194

Es ist ein bisschen stiller um die Großstädte geworden. Klimakrise, Energieversorgung, Lebensmittelskandale, Eigentumspreise und Krieg verändern die Blickrichtung. Eine neue Bodenständigkeit ist zu beobachten, Selbstbewusstsein und Experimentierfreude mit dem Ruralen (vgl. Haese 2023). In den Großstädten hat das Land Sehnsüchte geweckt. Deshalb entdecken Menschen nicht nur mittelgroße Städte neu, sondern auch Kleinstädte sowie Dörfer – und sie entdecken die Unterschiedlichkeit ländlicher Räume.

Wir erzählen uns täglich von Stadt, Land und wie sie zusammenhängen, von Urbanität und Ländlichkeit, wir stellen uns das Leben an großen und kleinen, lebendigen und einsamen Orten vor und – wir verhalten uns dementsprechend.

Imaginäre Räume »bilden ein Feld, auf dem sich Lebenserfahrungen formulieren und gestalten lassen, Wünsche, Belastungen und Ängste zum Vorschein gebracht werden und nicht zuletzt auch die uralte Frage nach den Möglichkeiten und Grenzen eines ›guten Lebens‹ angesprochen und so zum Thema gesellschaftlicher Kommunikation und Aushandlung werden kann.« (Nell/Weiland 2014: 13)

Das macht nicht zuletzt das Beispiel von Zugezogenen in Dörfern deutlich, die die Nachbarschaft nach einem Einzug zu Kaffee und Kuchen einladen, weil sie annehmen, man mache das so auf dem Dorf.³ Wie könnten sie klingen, die neuen Erzählungen vom Stadt-Land-Verhältnis?

² Siehe dazu ausführlich Eckert/Schmidt-Lauber/Wolfmayr 2019.

³ Dieses Beispiel stammt von dem Geografen Florian Dünckmann aus seinem Vortrag *Konflikt und Idylle: Dörfliches Leben zwischen Politik und Gemeinschaft* am 11.05.2022 bei der Tagung der Agrarsozialen Gesellschaft in Naumburg (Saale).

Erste im Dorf

Anna Heringer, Milena Glimbovski und Antje Grothus⁴ haben im Kontinuum von Land und Stadt unterschiedliche biografische Pfade genommen, aber sie einen mindestens fünf Aspekte: Sie reflektieren, spielen mit und überwinden gängige Narrative von Land und Stadt, haben eine ausgeprägte Expertise in ihrem jeweiligen Bereich bei gleichzeitiger Praxisnähe, verbinden ökologische, politische sowie mediale Arbeit und verfügen über ein breites Verständnis sozial-ökologischer Lebensweisen. Darüber hinaus verbinden sie Beruf und Berufung, d.h. sie haben Wege gefunden, sich zu befähigen, sie wissen, auf wen sie sich berufen können und wie eine Einspruch erhebt. Alle drei Frauen verkörpern unter Berücksichtigung unserer Vulnerabilität glaubhafte Formen der Selbstwirksamkeit: Sie sind lieber die Ersten im Dorf als die Zweiten in Rom (beziehungsweise in der Stadt), wie Julius Cäsar sich auf einer Reise geäußert haben soll. Wie viele andere Aktive in ländlichen Räumen sind sie überzeugt, dass sie dort mehr bewegen können als in den Metropolen.

→ 59

Anna Heringer – Sich und andere ermächtigen

Anna Heringers wohnortbiografischer Weg führte von einer bayrischen Kleinstadt über u.a. ein bangladeschisches Dorf und Linz zurück in die Kleinstadt. Sie ist Architektin, spezialisiert auf Lehm- und Ziegelbau und damit auch auf die Verwendung regionaler Ressourcen. Aufgewachsen im äußersten Südosten Deutschlands lebt sie auch heute dort in Laufen, eine halbe Zugstunde von Salzburg entfernt. »Ich mag prinzipiell den ländlichen Raum sehr gerne«, sagt sie und findet es schade, dass der immer hintenansteht. In ihrer Region sei die Maxime von Leopold Kohr, »small is beautiful, weit verbreitet.

Mit Bezug auf Kohr betrachtet Anna Heringer Großstädte mit einer gewissen Skepsis. Je größer die Einheit, desto geringer das Gefühl, gehört zu werden, sich beteiligen zu können und desto größer ein Ohnmachtsgefühl. Dadurch werden jedoch Ressourcen weniger geschätzt und Wut staut sich auf, »es braucht ein gesundes Mittelmaß.« Aber wofür genau braucht es das? Zum Beispiel, um Dinge umzusetzen, denn in Laufen hat Heringer ein Netzwerk, sie weiß beispielsweise, wie die Ämter ticken und kennt Handwerkerinnen, »dieses Netzwerk hab ich in der Stadt einfach nicht.« Das Netzwerk erweitert die Handlungsspielräume und erhöht das Gefühl

→ 59

⁴ Die folgenden Ausführungen basieren auf Interviews, geführt von mir und Mitarbeiter*innen des Thünen-Instituts für Regionalentwicklung e.V. im Frühjahr 2022.



Anna Heringer

Anna Heringer ist Architektin und Honorarprofessorin des UNESCO-Lehrstuhls für Lehmarchitektur, Baukulturen und nachhaltige Entwicklung. Sie ist seit 1997 in der Entwicklungszusammenarbeit in Bangladesch aktiv und realisierte dort gemeinsam mit Eike Roswag die METI-Schule, für die sie 2007 mit dem Aga Khan Award für Architektur ausgezeichnet wurde. Sie hat Projekte in Asien, Afrika und Europa umgesetzt und lehrt die Methode des Clay Storming an unterschiedlichen Universitäten. »Form follows love«, sagt sie

anna-heringer.com

von Selbstwirksamkeit, »man kommt sich weniger als kleine Nummer vor, als anonymes Ding.« Das Mittelmaß geht nicht nur mit Verankerung und Sich-Kennen einher, darüber hinaus sind kleinere Einheiten erfolgreicher für soziales Bauen. »Man braucht hochvernetzte Einheiten, um partizipative Projekte zu machen«, erzählt Heringer, die das in Worms, Ghana und Bangladesch erlebt hat. Bauen, um Gemeinschaft zu stärken, geht demnach auf dem Dorf, in Klein- und Mittelstädten eher als in Großstädten. Heringer nennt das den »Grad der Selbstermächtigung«. Das ginge in der Stadt auch »aber da musst du schon sehr laut schreien, dass dich jemand hört.«

Wenn Anna Heringer von ländlichen Räumen erzählt, dann nicht vom immer noch vielfach ersehnten Einfamilienhaus, »die Zeit ist vorbei. Man muss verdichtet bauen. Überall.« Das hat mindestens zwei Gründe. Erstens dürfen fruchtbare landwirtschaftliche Flächen, wie sie vielfach in Deutschland vorhanden sind, nicht versiegelt werden. Und um Fußläufigkeit und grundlegende Infrastrukturen zu ermöglichen, ist zweitens Dichte notwendig. »Nicht jedes kleinste Kaff kann erschlossen werden. Es muss regionale Zentren geben.«

Für Anna Heringer sind dieser mittlere Maßstab sowie die Vernetztheit zwischen Land und Stadt auf Resilienz ausgerichtet, auf eine gewisse Eigenständigkeit. Sie fragt, »wie kann man sich mit einem Netzwerk auf eigene Füße stellen und unabhängig machen von globalen Strategen?« Sie hat die Lösung für den Bereich des Bauens gefunden: Es geht um die Nutzung lokaler Materialien wie Lehm, Holz, oder Bambus sowie des örtlichen Handwerks. Die effektivste Strategie »ist zu schauen, welche Ressourcen hab ich unmittelbar vorhanden um mich rum und wie kann ich aus meinen eigenen Fähigkeiten heraus und mit dem direkten sozialen Umfeld das Beste draus gestalten.« Dabei macht Heringer darauf aufmerksam, dass unsere Energieressourcen nicht etwa nur Wind und Sonne sind, sondern »jeder Mensch ist eine Energiequelle, eine wachsende Energiequelle. Wir sind ja schon fast acht Milliarden.« Diese soziale Praktik, lokale Ressourcen zu aktivieren, versucht sie überall, je individuell umzusetzen.

→ 59

Milena Glimbovski – Plan C erarbeiten

Milena Glimbovski entdeckte ländliche Räume als Erwachsene. Sie hat den *Original Unverpackt* Laden in Berlin gegründet, den Kalender *Ein guter Plan* mitkonzipiert und mittlerweile verschiedene Sachbücher zu Umweltthemen veröffentlicht. Ihr Weg führte aus einer sibirischen Großstadt über eine Klein- und Mittelstadt nach Berlin und von dort wieder in eine Mittelstadt und temporär weiter aufs Land nach Schweden. »Ich habe als Kind einmal einen Ausflug zum Bauernhof gemacht, so für ein Wochenende. Das war das Maximale. Ich habe gar keinen Bezug zum Land eigentlich.« Sie bewegt sich weiter durch multiple Siedlungsgrößen und verbindet diese Orte durch Reisen, Arbeitstreffen, Besorgungen und Freundschaften.

Ihre Erzählungen vom Wohnort Eberswalde prägen 2022 rationale und pragmatische Argumente. Die Präferenzen innerhalb der Partnerschaft wollten abgestimmt sein. Da spielten klare Kriterien eine Rolle: ein guter Bäcker, ein Café mit Kaffeespezialitäten, ein Bioladen und ein großer Spielplatz. »Hier ist nichts los, aber es gibt halt diese Mindestinfrastruktur und die ist auch besser als zum Beispiel in Berlin, wenn man jetzt nach Weißensee oder ganz an den Stadtrand ziehen würde.« Von dieser für sie basalen Infrastruktur grenzt sie das Dorf ab, wo es eventuell nur einen Bäcker gibt. Aber die Mittelstadt verbindet quasi Stadt und Dorf und bringt Milena Glimbovski dem Dorf und dem, was sie mit dem Dorf verbindet, näher.

→ 194



Milena Glimbovski

Viele Generationen vor uns verbanden mit dem großstädtischen Leben mehr Freiheit, Mitbestimmung und soziale Integration (Siebel 1999: 230). Lässt sich das Versprechen der Emanzipation in mitteleuropäischen Großstädten noch einlösen? Städte werden durch die Klimakrise immer weniger lebenswert, findet Milena Glimbovski. »Städte heizen sich auf, können sich schlecht selbst versorgen, die Luft wird immer schlechter, dazu extreme Wetterereignisse. Auf dem Land ist das alles besser. Das Leben wird mehr zurück aufs Land gehen.« Bei Glimbovski ist es nicht primär die Vernetztheit und die Möglichkeit stärkerer Beteiligung in kleineren, dezentralen Einheiten, sondern eine räumliche Verteilung scheint im Zuge der Klimaanpassung schlicht notwendig.

Milena Glimbovski ist Gründerin von Unternehmen wie dem Verlag *Ein guter Plan* und *Original Unverpackt*, dem Supermarkt ohne Einwegverpackungen. Ihr Interesse gilt der Klimaanpassung und der Neugestaltung von Wirtschaftsprozessen. In ihren Keynotes, Artikeln und Büchern teilt sie innovative Einsichten und Lösungen zur Klimaanpassung und inspiriert zu positiven Veränderungen in der Geschäftswelt. Sie ist Preisträgerin des Forbes 30under30 Europe 2020 Awards.

milenaglimbovski.com

→ 123 Darüber hinaus stehen ländliche Räume für weniger Dichte und damit für mehr psychische und physische Gesundheit. Menschen begegnen sich seltener, es übertragen sich weniger Krankheiten und es ist stiller. »Ich mag die Natur und die Ruhe. Ich mag auch dieses dörfliche Miteinander.« Der Aspekt der Sozialität steht bei Milena Glimbovski nicht für soziale Enge, wie so lange, aber auch nicht für das reine Idyll. Sie weiß von Vereinsamung auf dem Land und auch von der Homogenität neuer Siedler*innen. Von den Zugezogenen wird Offenheit gegenüber Alteingesessenen verlangt, ohne dass es zwanghaft wirkt. »Freundschaften können dann altersübergreifend sein und man sollte nicht denken: Die müssen perfekt das gleiche, tolle, interkulturelle Leben führen wie ich. Sondern die sind halt anders und das weiß ich zu schätzen. Man sucht Gemeinsamkeiten.«

→ 59 Zukunftsfähigkeit bedeutet auch Sicherheit, sie ist bei Anna Heringer mit den Begriffen Resilienz und Eigenständigkeit konnotiert, bei Milena Glimbovski mit Subsistenz und Autarkie: »Ich arbeite umweltaktivistisch und mache alles, was ich kann im Beruflichen. Aber für mich privat mag ich es, diesen Plan C zu haben, wo ich ein bisschen Autarkie habe.« Dazu gehört der Anbau von Obst und Gemüse, dazu gehört auch Vorratshaltung und im besten Fall ein kleiner Energiespeicher, falls der Strom ausfällt – und all das ist in der Stadt weniger möglich. »Es bereitet mir eine Freude dieses ländliche Einmachen, dieses ganze Klischee-Ding.« Neben der Freude auch am Reproduzieren von mit ländlichen Räumen assoziierten Praktiken interessiert sich Milena Glimbovski für eine veränderte Landwirtschaft, die weniger abhängig ist von Förderungen und gleichzeitig mehr Arbeitsplätze bietet.

Antje Grothus – Kleinteilige Lösungen finden

→ 79 Antje Grothus begreift sich als Wandlerin zwischen den verschiedenen Welten. Sie ist Politikerin, Umweltaktivistin und eng mit dem Hambacher Forst verknüpft, sie war Mitglied der *Kohlekommission* und ist 2022 für die Grünen in den Landtag von Nordrhein-Westfalen eingezogen. Ursprünglich wollte sie Bäuerin werden. Ihr wohnortbiografischer Weg führt aus dem urbanen Ruhrgebiet aufs Land, seit knapp dreißig Jahren lebt sie in einem Dorf westlich von Köln.

→ 238 Stadt und Land unterscheidet sie nicht kategorisch. Zwar wohnt sie ländlich, aber das Dorf Buir hat einen S-Bahn-Anschluss, viel Zuzug und Flächendruck, »die Unterschiede verschwimmen vor Ort. Alles hängt mit allem zusammen.« Das Dorf ist aber noch durch etwas anderes geprägt, es liegt im rheinischen Braunkohlerevier. Bis in die 1970er Jahre war die Region eher landwirtschaftlich geprägt, heute nehmen drei große Tagebaue und vier

Kraftwerksstandorte enorme Flächen ein. Durch die Tagebaue wurden auch Anschlüsse gekappt, Straßen unterbrochen, sodass manche Ortschaften schlecht erschlossen sind.

Die Erzählung dieses Raumes ist von einer Polarität bestimmt: Es gibt RWE als Goliath oder den Antihelden. Das Verhalten des Unternehmens beschreibt Grothus als »zutiefst ungerecht«, mit Gutsherrenmentalität werde vorgegangen. Und es gibt David oder die Davide, die versuchen, Flächen zu halten, Antje Grothus versteht sich in diesem Kontext als Bürger*innenlobbyistin. Die Besetzung des Hambacher Waldes hat sich 2022 zum zehnten Mal gejährt. Der Wald nimmt eine Haltefunktion ein und hat das Thema populär gemacht, die Fotos gingen um die Welt. »Wir müssen erst wieder versuchen, etwas zu verhindern, bevor wir Flächen gestalten können. Dagegen wehren wir uns, weil potenzielles Neuland zerstört wird.« Während RWE trotzdem noch 500 Hektar Sand und Kies abgraben will und die Zukunft einiger Dörfer sehr ungewiss ist, haben Antje Grothus und viele andere neue Ideen entwickelt: Ein Lehrstuhl für Transformation könnte entstehen, Siedlungen auf dem Wasser, um keine weiteren landwirtschaftlichen Flächen mit guten Bodenwerten zu bebauen, die leeren Dörfer könnten Familien nachnutzen, die Malzfabrik ein Kulturzentrum mit multiperspektivischer Aufarbeitung des kulturellen Erbes der Region werden.

Antje Grothus hat ein Verständnis weitgreifender Veränderungen, »wo wir gar nicht wissen, wie arbeiten wir in 10, 15 Jahren, wie wohnen wir, wie werden wir uns fortbewegen?« Und während die einen noch davon ausgehen, dass Strukturwandel bedeute, Gewerbegebiete auszuweisen und mit dem Kohleausstieg genug für die Umwelt getan sei, suchen Aktivist*innen wie Grothus die Zivilgesellschaft besser einzubinden, kleinteilige Lösungen zu finden und wegzukommen von tiefen Eingriffen in die Natur.

Was bei Anna Heringer mittlere Zentren sind, taucht bei Antje Grothus unter dem Stichwort Regionalität wieder auf: Es geht um lokale Probleme, lokale Lösungen und kleine Projekte. So beispielsweise um Erholung vor der Tür: Warum, so fragt Antje Grothus, sollten sich die Menschen vor Ort von den futuristischen, bildgewaltigen Visionen

→ 99

→ 79



Antje Grothus

Antje Grothus ist eine Umweltaktivistin und Politikerin, die sich besonders für den Klimaschutz und den Erhalt von Lebensräumen einsetzt. Sie wurde durch ihren Einsatz gegen die Erweiterung des Braunkohletagebaus im Rheinland bekannt und war Teil der Kommission *Wachstum, Strukturwandel und Beschäftigung*, die den Kohleausstieg in Deutschland verhandelte. Seit 2022 ist sie Abgeordnete im Landtag von Nordrhein-Westfalen. Ihr Engagement hat wesentlich dazu beigetragen, den Dialog zwischen Politik, Wirtschaft und Zivilgesellschaft zu fördern und nachhaltige Lösungen für den Strukturwandel in den Kohleregionen zu finden.

antjegrothus.de

für die Tagebaunachnutzung beeindrucken lassen, warum eine Seenlandschaft in achtzig Jahren, wenn kleinere Projekte schon ganz bald etwas ändern könnten? »Wer, wenn nicht die Menschen vor Ort, weiß am besten, was man machen kann oder was ihr Bedarf ist.«

Landstadtland Ideologien

Städtischkeit und Ländlichkeit sind nicht mehr, was sich viele darunter vorgestellt haben und weiterhin tun. Rem Koolhaas hat zum Ende des letzten Jahrtausends für den Urbanismus konstatiert,

»[d]ie Stadt gibt es heute nicht mehr. Da die Vorstellung von dem, was eine Stadt ist, in beispielloser Weise verändert und erweitert wird, führt jedes Beharren auf ihrem Urzustand – im Hinblick auf Bilder, Regeln und Bauweise – unwiderruflich über Nostalgie in die Belanglosigkeit.« (Koolhaas 1999: 8)

Trotzdem schreiben sich Bilder, Bauweisen sowie Erzählungen fort und Menschen versuchen weiterhin, ihr Selbstbild mit ihrem Wohnort in Einklang zu bringen.⁵ Denn die Bezogenheit auf Orte repräsentiert, wer wir sind und wie wir die Welt betrachten (vgl. Eckert 2018). Vielleicht ist das ins Wanken geraten. Schauen wir uns die Literatur aus den Neunzigerjahren an, scheint die Dichotomie von Stadt und Land noch intakt. Der Soziologe David Hummon hat in seiner Untersuchung von Gemeinschaftsvorstellungen in und über amerikanische Räume festgehalten,

»Town residents use small-town ideology to characterize their identity as particularly easy-going, neighborly, friendly, authentic, as opposed to city people, whom they regard as generally rude, uncaring, and too materialistic. In a similar manner, urban enthusiasts appropriate the defended imageries of urban life and describe themselves as people who are liberal, open-minded, creative, active – unlike town and country folk whom they characterize as too provincial, close-minded, and out of date.« (Hummon 1990: 259)

Diese sozialräumliche Dichotomie wird von Heringer, Glimbovski und Grothus, die selbst einige Räume durchschritten haben, umgedeutet und irritiert. Durch Nachhaltiges Bauen, Zero Waste, Klima- und Umweltaktivismus, bürgernahen Strukturwandel, regionales Handwerk und entschleunigte

⁵ »Place is inextricably linked with the development and maintenance of continuity of self« (Twigger-Ross/Uzzell 1996: 208).

Lebensphilosophie haben sie dazu beigetragen, anders zu bauen, zu protestieren, zu beteiligen sowie zu denken und dadurch ihre konkreten Umfeldern maßgeblich verändert.

Literatur

- Eckert, Anna/Schmidt-Lauber, Brigitta/Wolfmayr, Georg (2019): Aushandlungen städtischer Größe. *Mittelstadt leben, erzählen, vermarkten*. Wien.
- Eckert, Anna (2018): Verortung in der Weltprovinz. Zum Verhältnis von Selbstbild und Wohnort. In: Schmidt-Lauber, Brigitta (Hg.): *Andere Urbanitäten. Zur Pluralität des Städtischen*. Wien, S. 119-134.
- Haese, Inga (2023): Care-Ökonomien im ländlichen Raum am Beispiel eines ost-deutschen Gemeinschaftsprojektes. In: *sub_urban*, Bd. 11, Nr. 1/2, S. 185-203.
- Hummon, David M. (1990): *Commonplaces. Community Ideology and Identity in American Culture*. Albany.
- Koolhaas, Rem (1999): Stadtkultur an der Jahrtausendwende. In: *Kursbuch Stadt. Stadtleben und Stadtkultur an der Jahrtausendwende*. Red. Stefan Bollmann. Stuttgart, S. 7-13.
- Nell, Werner/Weiland, Marc: Imaginationsraum Dorf. In: Nell, Werner/Weiland, Marc (Hg.) (2014): *Imaginäre Dörfer. Zur Wiederkehr des Dörflichen in Literatur, Film und Lebenswelt*. Bielefeld, S. 13-50.
- Schatzki, Theodore R. (2019): Social Change in a Material World: A Précis. In: Schäfer, Susann/Everts, Jonathan (Hg.): *Handbuch Praktiken und Raum*. Bielefeld, S. 77-92.
- Siebel, Walter: Die drei Bedeutungen von Urbanität. In: Rüsen, Jörn/Leitgeb, Hanna/Jegelka, Norbert (Hg.): *Zukunftsentwürfe. Ideen für eine Kultur der Veränderung*. Frankfurt am Main/New York 1999, S. 230-233.
- Twigger-Ross, Clare L./Uzzell, David L. (1996): Attachment and Identity as Related to Place and Perceived Climate. In: *Journal of Environmental Psychology* 25, S. 207-218.



Selbermachen

























Selbermachen

Das Lokale gemeinsam gestalten

Simon Julia Senft



Beim Spaziergang durch das beschauliche Woltershausen fallen die vielen verschiedenen Orte zum Verweilen auf; einfache Bänke aus Holz, Tische, häufig auch überdacht, kleine Hütten, zu einer Seite offen. Alles ist handwerklich hochwertig, in traditioneller Fachwerkbauweise, selbst hergestellt. Im Gespräch stellt sich heraus, hier trifft sich der Wunsch nach Orten der Gemeinschaft im Freien mit dem Wissen und Geschick, welches die lokalen Handwerker*innen besitzen. In Gemeinschaftsarbeit wurden all diese Treffpunkte von der Dorfbevölkerung gebaut. Die Materialien dazu stammen aus Scheunen und Anbauten, die in den letzten Jahren im Dorf zurückgebaut wurden. Sie finden nun eine neue Verwendung.

Während die Treffpunkte das sind, was im Ort unmittelbar sichtbar ist, wird von der Dorfgemeinschaft noch vieles andere selbst gemacht: beispielsweise das Pfingstbier-Fest, regelmäßige Sportangebote für alle Altersgruppen, Musikveranstaltungen in der Kirche und die Neugestaltung des Friedhofs. Die Musikkapelle spielt selbstverständlich auch beim Pfingstbier und braucht nun zum Proben größere

Räume. Im Gemeindehaus, das man zusammen renoviert hat, wird der Platz für die Gruppenaktivitäten eng und so wird nun ein neues *Haus der Vereine* geplant. Seit einigen Jahren trifft sich regelmäßig eine Gruppe Aktiver, um Fragen der Dorfentwicklung und des Zusammenlebens zu erörtern. Warum etwas Anderen überlassen, wenn man es auch selber machen kann? In dem Sinne wurde auch der Wald, oben am Hang, in eine Genossenschaft überführt. Dass er nach ökologischen Gesichtspunkten bewirtschaftet werden soll und das Holz, als Bau- und Brennholz, zu großen Teilen im Ort bleibt, darüber war man sich im Dorf schnell einig. Mit ca. 350 Einwohner*innen, 20 Betrieben und 12 Gruppen, in denen sich Engagierte organisieren, wird vor Ort das getan, was man braucht und was als wichtig empfunden wird, mit dem, was man hat und dem, was man kann.

Praktiken des Selbermachens prägen in diesem Beispiel den Alltag der Menschen und die Entwicklung von Orten. Wo Praktiken des Selbermachens zum selbstverständlichen Teil der Kultur geworden sind, haben sie das Potenzial, einen wesentlichen Beitrag zur Transformation von Orten und Regionen zu leisten.

Vom Spaß am Selbermachen...

Praktiken des Selbermachens wie Handwerken, Gärtnern oder Handarbeiten werden meist mit Hobbys, also Freizeitaktivitäten, assoziiert und daher als weniger bedeutend wahrgenommen als beispielsweise berufliche Arbeiten. Dinge selbst zu machen, kann zwar eine Aktivität zum Selbstzweck, genauso gut aber auch ein engagierter Beitrag zur Gemeinschaft oder zum Schutz der Natur sein. Darüber hinaus können Praktiken des Selbermachens auch wirkungsvolle und ermächtigende Strategien sein, mittels derer sich nicht nur Individuen und Gemeinschaften, sondern auch Dörfer und ganze Regionen entwickeln und verändern.

Das Bedürfnis, praktisch anzupacken und Dinge selbst zu machen, hat vielerlei Gründe. Der Spaß daran, mit den eigenen Händen zu arbeiten, ist für viele Menschen eine große Motivation. Hier geht es um den Prozess und das Produktivsein an sich. Die Erfahrung, etwas selbst zu erschaffen und das Ergebnis zu sehen, erzeugt ein Gefühl der Selbstwirksamkeit. Gärtnern, Einkochen, Räuchern, Bier brauen – hier stellen gerade ländliche Räume nötige Ressourcen bereit. Nur wer Zugang zu Boden hat, kann darauf Gärtnern, nur wer ausreichend großen Wohn- und Lagerraum hat, kann entsprechende Gerätschaften vorhalten und Vorratshaltung betreiben. Neben dem Spaß am Selbermachen, spielt auch der Wunsch nach persönlicher Resilienz und Sicherheit durch Selbstversorgung, eine Rolle.

Neben individuellen Praktiken des Selbermachens ist es für viele Menschen in dörflichen Gemeinschaften eine Selbstverständlichkeit, sich in die Gemeinschaft einzubringen, beispielsweise das Dorffest mitzuorganisieren, beim Bau von Begegnungsorten mitzuarbeiten, als Teil der Musikkapelle auf Veranstaltungen zu spielen oder Grünflächen zu pflegen. Dinge in der Freizeit selbst zu machen und ehrenamtliches Engagement gehören einfach dazu und werden alltäglich gelebt. Bei diesen Arten des Selbermachens steht das gemeinsame Tun als soziale Bindungskraft oft im Vordergrund, ist individueller Mehrwert und Antrieb. Indem man gemeinsam etwas für den eigenen Wohnort tut, fühlt man sich als Teil der Gemeinschaft, erfährt Anerkennung und spürt kollektive Wirksamkeit.

→ 123

Gründe zum Selbermachen entstehen immer wieder auch aus der Gelegenheit, weil Menschen spontan Chancen wahrnehmen, die sich ergeben. Aus der Option Gebäude oder Grundstücke im Dorf zu erwerben entstehen Prozesse, die beispielsweise in die Weiter- oder Umnutzung einer Streuobstwiese oder eines Gebäudes, wie der alten Schule, des Bahnhofs oder eines Gasthofs, münden. Bei diesen Vorhaben ist es oft die emotionale Bindung an den Ort, die viele Menschen motiviert, sich einzubringen und aktiv nach neuen, oder der Wiederbelebung vergangener, Nutzungen zu suchen.

→ 99

...und der Notwendigkeit

Wenn Angebote für Kommunen nicht (mehr) leistbar sind, entsteht Selbermachen aus der Notwendigkeit heraus. Dann sind es vielerorts Ehrenamtliche, die zur Sicherung der Versorgung selbst hinter dem Ladentresen stehen, den Bürgerbus fahren, das Freibad als Genossenschaft betreiben und Nahrungsmittel an Bedürftige verteilen. Diese Menschen, die nicht lange zaudern, sondern anpacken, sind für viele Kommunen und Regionen unentbehrlich. Sie leisten wichtige Dienste zum Wohle der Gesellschaft und erfüllen tragende Funktionen, wenn die Gemeinde sie nicht mehr leisten kann.

Selbst gemacht wird auch dort, wo das bestehende Angebot für Gruppen im Ort als nicht passend oder ungenügend empfunden wird. Dabei werden mitunter auch neuartige Angebote entwickelt, die im Ort vermisst werden. In verdichteten Räumen werden viele Bedarfe durch kommerzielle Angebote gedeckt, die sich unter wirtschaftlichen Gesichtspunkten in weniger dicht besiedelten Regionen nicht rentieren. In ländlichen Regionen bedarf es daher anderer Angebote, Lösungen und Betriebsmodelle. Es entstehen beispielsweise freie Schulen mit alternativen Konzepten, Coworking Spaces als Begegnungsorte oder neue, gemeinschaftlich getragene Kulturangebote. Die Wirtschaftlichkeit tritt hierbei oft in den Hintergrund, der Wert für die Gemeinschaft steht an vorderer Stelle.

Neben Leistungen der unmittelbaren Daseinsvorsorge und Lebensqualität im Ort ist für Viele auch der Wandel zu einer nachhaltigeren Lebens- und Wirtschaftsweise ein dringlicher Veränderungsdruck, der aktivierend wirkt. Menschen suchen sich Möglichkeiten, wie sie durch konkrete und alltagspraktische Lösungen in ihrer Umgebung, etwas zur Veränderung beitragen können. Indem sie beispielsweise Formen der solidarischen und regionalen Lebensmittelversorgung organisieren, Flächen insektenfreundlich gestalten oder Tauschringe etablieren, erobern sie Handlungsspielräume und verändern durch Praktiken des Selbermachens die Welt im Lokalen.

Transformatives Selbermachen...

Praktiken des Selbermachens haben viele Dimensionen. Wenn Menschen Dinge selber machen, verändert dies ihre individuellen Lebensweisen, die Gemeinschaft vor Ort und unter Umständen auch die Entwicklung von Dörfern oder ganzen Regionen. Dinge selbst zu machen ist jedoch nicht per se transformativ. Wo Engagement aus der Notwendigkeit heraus entsteht und staatliche Strukturen ersetzt, werden unter Umständen auch dysfunktionale Strukturen stabilisiert und somit Veränderungsprozesse gehemmt.

...als Entwurfsprozess

Prozesse des gemeinsamen Selbermachens somit kollektive Experimentier- und Entwurfsprozesse, die zunächst Bestehendes in Frage stellen und die Ressourcen vor Ort eruieren. Anschließend begibt man sich auf die Suche nach einer lokal passenden Lösung.

In jedem Ort sind die Voraussetzungen und Konstellationen anders, standardisierte Baupläne funktionieren daher nicht und so muss jede Gruppe selbst herausfinden, was sie lokal mit den vorhandenen und aktivierbaren Ressourcen machen kann. Die Unterschiedlichkeit von Orten und Regionen birgt die Notwendigkeit, Lösungen spezifisch anzupassen, abzuändern und zu individualisieren. Dies erfordert Kreativität und Erfindergeist. Durch lokale Praktiken des Selbermachens entstehen soziale Innovationen, die in ihrem Charakter auch gestaltend wirken. Gerade dieser gestaltende, entwerfende Aspekt birgt das transformative Potenzial.

Der Designtheoretiker Friedrich von Borries beschreibt das Entwerfen, als »grundlegenden, emanzipatorischen Akt« (von Borries 2016), und der Designer Otl Aicher postuliert »... der entwurf ist das erzeugen von welt. [...] im entwurf nimmt der mensch seine eigene entwicklung in die hand. [sic!]*«* (Aicher

1991: 195f.) Die Lebensbedingungen selbst sind es, die hier zum Gestaltungsgegenstand werden. Indem Menschen materielle und immaterielle Güter in die Welt bringen, verändern sie diese. Dies kann beispielsweise in Form von physischen Objekten wie einem Spielplatz, digitalen Produkten wie einer Nachbarschafts-App oder immateriellen Gütern wie einer Veranstaltung oder einem Gesetz sein. Praktiken des Selbermachens sind insofern Gestaltungsprozesse, als dass sie unsere Lebensbedingungen lokal produzieren und verändern.

Dabei ist Gestaltung weder unschuldig, unpolitisch oder per se gut. Entwerfen kann auch Unterwerfen bedeuten – bestehende Herrschafts- und Machtverhältnisse manifestieren und die bestehenden Verhältnisse sichern. Es kann aber auch zum entgegengesetzten Zweck – Machtstrukturen zu verändern, Möglichkeitsräume zu öffnen und Freiheiten zu schaffen – genutzt werden (vgl. von Borries 2016). Insofern sind Design und eben auch Praktiken des Selbermachens politisch. Das Ziel von Gestaltung ist, aus Perspektive der Designtheorie, die Materialisation einer abstrakten Idee. Dies kann beispielsweise die Vorstellung eines gemeinschaftlich genutzten Ortes, an dem sich alle Mitglieder der Gemeinschaft wohlfühlen, oder der freie, kostenlose Zugang zu Mobilität sein. Beides sind abstrakte Ideen, deren Umsetzung sehr unterschiedlich und an jedem Ort anders erfolgen kann.

Praktiken des transformativen Selbermachens gestalten absichtsvoll die eigene Lebenswelt und wirken emanzipatorisch. Dabei kann das gemeinsame Weltentwerfen nicht systematisch, sondern nur als offener und suchender Prozess erfolgen. Es ist unvollständig und ungeordnet und bezieht sich sowohl auf das Kleine wie auf das Große (vgl. von Borries 2016). Entworfenes wird erprobt, darf auch verworfen werden und gibt Raum für neue Ideen.

...als Prozess des ›Landens‹

Wie innovativ die Ergebnisse des Selbermachens sind, spielt für die Selbermachenden meist eine untergeordnete Rolle. Ihnen geht es oft explizit nicht darum, eine besonders neue oder kreative Lösung zu finden. Es überwiegt der Pragmatismus, das zu tun, was als notwendig empfunden wird. Der Anspruch liegt darin, das zu tun, was Sinn ergibt. Das Ergebnis muss in erster Linie funktionieren, ob innovativ oder nicht.

Das Resultat sind Lösungen, die genau an einem Ort unter spezifischen Bedingungen für die Personen und Akteure, die teilhaben, funktionieren. Inspiration, Ideen, Strategien und Werkzeuge haben sich die Aktiven vielleicht von außerhalb geholt, sie jedoch nie eins zu eins kopiert, sondern angepasst an lokale Herausforderungen. Auch das unterscheidet das Selbermachen von

One-fits-all-Lösungen, die von außerhalb kommen. Den lokalen Herausforderungen wird mit den eigenen Möglichkeiten begegnet, und oft werden vorhandene Ressourcen und Strukturen genutzt, umgenutzt oder ergänzt.

Natürlich können Praktiken des Selbermachens innovativ sein, indem sie neuartige Lösungen und Praktiken entwickeln. Sie können aber auch konservierend sein und Dinge oder Methoden erhalten, oder sogar restitutiv wirken und vormalige Gestaltungen, wie beispielsweise Gebäude oder Traditionen, wiederherstellen. Alle drei Ausformungen: innovativ, konservierend und restitutiv, können gleichermaßen transformativ wirken. Die Richtung der Veränderung muss nicht zwangsläufig progressiv oder in Richtung Modernisierung leiten, sie kann auch bewusst Traditionelles erhalten. Transformatives Selbermachen zielt auf das ab, was Bruno Latour in *Das terrestrische Manifest* als ›landen‹ beschreibt. Zu landen bedeutet in Latours Sinn, die planetaren Grenzen als gegeben anzuerkennen und zu versuchen, innerhalb dieser Lösungen für ein gemeinsames Zusammenleben zu finden. Die lokale Verankerung, die Zugehörigkeit zu einem Ort, einem Fleckchen Land, einer Gemeinschaft, einem Raum oder einem bestimmten Können ist dabei notwendig, um in der Lage zu sein, mehr Unterschiedliches, mehr Gesichtspunkte wahrzunehmen (vgl. Latour 2018). Um den eigenen Lebensort durch Praktiken des Selbermachens zu verändern, ist es nötig, so Latour, den eigenen Handlungsraum zu verengen, um den Blick weiten zu können. Bei der Suche nach dem richtigen Weg findet ein ständiger Wechsel zwischen dem lokalen und einem weltumgreifenden Blickpunkt statt. Hierfür ist es notwendig, zu »zwei komplementären Regungen fähig zu sein: sich einerseits an einen bestimmten Boden zu binden und andererseits weltbezogen zu werden« (ebd.: 20). Die Kompetenz, diesen scheinbaren Widerspruch in sich aufzulösen und produktiv zu machen, bringen viele Macher*innen in ihre Vorhaben vor Ort ein. Sie finden Lösungen jenseits von Abschottung und Eskapismus und bleiben in ständigem Kontakt zu globalen Problemstellungen.

Diese Weltbezogenheit zeigt sich insbesondere im hohen Grad der Vernetzung, die viele Aktive innerhalb von Regionen und darüber hinaus besitzen. Auch wenn der Fokus auf dem unmittelbaren Lebensumfeld liegt, heißt das nicht, dass man sich vor dem verschließt, was andernorts passiert. Das Interesse an Austausch und daran, welche Ideen und Lösungen an anderen Orten entwickelt werden, ist groß. Menschen holen sich Impulse und Erfahrungswissen aus Projekten an anderen Orten – schließlich sind die Herausforderungen oft ähnlich. Hierbei fällt auf, dass gerade, wenn es darum geht, externes Wissen in die lokale Community zu bringen, oftmals Personen involviert sind, die z.B. aufgrund ihrer Biografie oder beruflichen Tätigkeit vielfältige Verbindungen zu anderen Orten haben und an überregionale und globale Wissensnetzwerke angeschlossen sind.

Verbindungen mit anderen aktiven Gruppen aufzubauen und zu pflegen ist für viele Gruppen ein wesentlicher Aspekt, um besser wirken zu können. So entsteht ein lokales und regionales System aus Macher*innen, welche miteinander im Austausch stehen und offen für Impulse sind. Für diesen Wissensaustausch spielen zwar auch die digitalen Medien eine Rolle, es sind jedoch vor allem die persönlichen Begegnungen wichtig, bei denen Erfahrungen, Erfolge wie Misserfolge geteilt werden. So entstehen Momente der gegenseitigen Bestärkung und Resonanz, die Menschen die Energie geben, die Praktiken des Selbermachens weiter zu verfolgen, ihren Ort zu transformieren und dies zum Teil über Jahrzehnte hinweg.

→ 123

...als kollektiver Prozess von Individuen

Eine Person allein kann transformative Projekte ab einer gewissen Größe nicht durchführen. Wer einen Kulturort etablieren, eine Bürgerenergieanlage errichten oder einen Laden genossenschaftlich betreiben will, der muss das in Gemeinschaft machen. Damit sich eine Gruppe bilden kann, braucht es eine dafür notwendige Anzahl an Personen, die ähnliche Ideen und Ziele verfolgen. Hier ergibt sich ein interessantes Spannungsfeld: einerseits ist eine gewisse Anzahl an Leuten nötig, um handlungsfähig zu sein, andererseits ist es nicht primär die Zahl der im Ort lebenden oder betroffenen Personen, die für das Gelingen eines neuen Projektes ausschlaggebend ist, sondern eher die Frage, ob sich engagierte und kreative Macher*innen finden, die in der Lage sind Menschen zum Mitmachen zu motivieren und eine Gemeinschaft zu bilden. Es ist also nicht die Anzahl der Personen oder Gruppen, sondern ihre Sichtbarkeit und die Offenheit. Dann kann die Kapazität gebildet werden, ein Projekt gemeinsam umzusetzen. Gerade die Größe einer Region, des Dorfes oder der Kleinstadt wird von Engagierten dabei auch als Vorteil gesehen – die Anzahl derjenigen, die sich aktiv einbringen und Dinge bewegen ist schlichtweg überschaubar und von persönlichen Verbindungen geprägt. Man kennt sich, ist Mitstreiter*in, ist Nachbar*in, Arbeitskolleg*in, Schulfreund*in. Der persönliche Draht zu denjenigen, die mitmachen, Ressourcen einbringen können, Genehmigungen erteilen oder es vermögen, weitere Leute zu aktivieren, begünstigt transformatives Handeln. Das führt dazu, dass die Handlungsräume von vielen Aktiven in ländlichen Räumen höher eingeschätzt werden als in größeren Einheiten.

→ 37

Menschen die Praktiken des Selbermachens verfolgen, kommen aus den verschiedensten Bereichen. Viele unterscheiden dabei nicht, ob sie sich im Kontext ihres Berufs, als Vereinsmitglied oder als Privatperson einbringen. Sie sind Menschen aus diversen Berufen, mit unterschiedlichen Biografien und in

→ 79

verschiedenen Lebensphasen: Angestellte, Unternehmende, Mitarbeitende in der Verwaltung der an Hochschulen, Rentner*innen, Schüler*innen, Eltern – sie alle arbeiten zusammen, um Ideen zu verwirklichen. In dieser Pluralität der Erfahrungen, Perspektiven durch professionellen Hintergründen und Netzwerken liegt ein Schlüssel zum Erfolg dieser Gruppen.

Bildet sich eine Gruppe von Menschen, die gemeinsam Dinge selbermachen wollen, begeben sie sich auf einen gemeinsamen Suchweg. Die Auseinandersetzung darüber, wie das Zusammenleben im Ort verändert und welche Ziele verfolgt werden sollen, ist ein entscheidender Schritt. Dabei ist es nicht unbedingt notwendig, dass alle die gleiche Vision teilen. Der gemeinsame Kompass kann auch ein ungefährer Zukunftsraum, eine Orientierung sein, auf die man sich einigen kann. Manche Gruppen besitzen ein von allen geteiltes, definiertes Ziel und ergreifen verschiedene Maßnahmen, um dieses zu erreichen. Andere Gemeinschaften setzen ein gemeinsames Projekt um, wobei die individuellen Ziele der Gruppenmitglieder divers sein können. Auf diese Weise können sich auch Menschen mit unterschiedlichen Anliegen für die gleiche Sache engagieren. Bei der Pflege einer Streuobstwiese kann einer Person, beispielsweise der ökologische Mehrwert besonders am Herzen liegen, einer anderen geht es um lokale Versorgung mit Obst, wieder andere wollen vor allem einen Bildungsort entstehen lassen. All diese Ziele subsummieren sich in einem gemeinsam getragenen Projekt, in dem sie nebeneinander existieren können und sich gegenseitig stärken.

Über die Zeit können sich stabile Gefüge von Personen formieren, die immer wieder zusammen Dinge anpacken und auf einen kollektiven Erfahrungsschatz zurückgreifen. Personenkonstellationen und Gemeinschaften können sich im Laufe der Zeit in Zusammensetzung und Größe auch wandeln. Nicht jede Person, die durch ihr Selbermachen etwas beiträgt, muss ein fester, eng verbundener Teil einer Gruppe sein. Manch einer macht nicht gerne Dinge in Gemeinschaft, möchte vielleicht aber doch etwas dazu beitragen. Individuelle Tätigkeiten des Selbermachens, wie Handwerken, Programmieren oder Imkern, können allein ausgeführt werden und dennoch mit kollektiven Prozessen in Verbindung stehen und in diese eingebettet sein. So tragen viele kleine Tätigkeiten des Selbermachens zum Gelingen eines größeren Vorhabens bei; jede individuell bemalte Fliese ist Teil des gemeinsamen Mosaiks.

...als Nährboden

Praktiken des Selbermachens wirken selbstverstärkend und können ein Nährboden für persönliche, wirtschaftliche und politische Prozesse und somit für weitere Entwicklungen sein. Sie wirken auf vielfältige Art und Weise und

können zahlreiche intendierte und unintendierte Neben- und Folgewirkungen besitzen. Zu erleben, dass sich durch das eigene Zutun Handlungsräume unmittelbar weiten und die eigene Gestaltungskraft zu spüren, führt zu individuellen (Selbst-)Wirksamkeits- und Freiheitserfahrungen, die emanzipatorisch und selbst-ermächtigend wirken können. Sie tragen insbesondere dazu bei, dass Menschen längerfristig motiviert sind, Praktiken des Selbermachens zu verfolgen oder zu intensivieren. Aus diesen Selbsterfahrungen entsteht ein Initial, welches Aktive nach Beendigung eines Projektes antreibt, sich neuen, zum Teil komplizierteren Aufgaben oder Herausforderungen zu stellen. Mittels dieser Form des seriellen Selbermachens werden lokale Akteure zu relevanten Treibern des Wandels, die ihre Region endogen transformieren. Diese endogene Transformation ist eine unmittelbare Form der politischen Teilhabe, durch die manch eine*n auch den Weg in die (Partei-)Politik findet: vom freien Engagement in die Kommunalpolitik oder, wie unter anderem einige Beispiele aus dem Programm *Neulandgewinner* zeigen, auch in den Land- und Bundestag.

Durch das Selbermachen können sich jedoch auch Möglichkeiten und Perspektiven für die wirtschaftliche Entwicklung vor Ort ergeben. Die lokale Ökonomie basiert auf den vorhandenen Ressourcen und Bedarfen, doch was, wenn die vorhandenen Arbeitsplatzangebote nicht zur eigenen Ausbildung oder zu den eigenen Fähigkeiten passen? Gerade für Menschen, die nach der Ausbildung in der Stadt in ländliche Gegenden (zurück-)ziehen, ist es nicht selten eine Herausforderung, vor Ort den passenden Job zu finden. Wer keine passende Anstellung findet, der schafft sich den Job zum Teil einfach selbst. In ›Selbstständigkeit‹ steckt das ›Selbst‹ bereits im Wort. Einige verbinden gewinnbringend persönliche Anliegen, zum Beispiel, sich für die Natur, die Dorfgemeinschaft oder die Lebendigkeit ländlicher Räume einzusetzen, mit der Chance, damit ein Auskommen zu erwirtschaften. Aus einem ehrenamtlichen Projekt können Chancen zur Gründung eines Unternehmens entstehen und neben dem Eigenen, auch weiteren Arbeitsplätze im Ort. Selbermachen kann insofern auch zur Hauptberuflichkeit oder Selbstständigkeit führen, beispielsweise wenn ein Kultur- oder Bildungsprojekt sich gut entwickelt und hauptamtliche Stellen im Verein geschaffen werden können oder wenn sich aus dem Mikrowald-Projekt ein Start-up gründet.

Eine emergente Praktik

Ob dicht besiedelt oder lose bewohnt, in allen Regionen begegnen uns Menschen, die Handlungsräume aufspüren, in denen sie unmittelbar vor Ort Dinge verändern und bewegen können. Regionen, die die Herausforderung

meistern, unterschiedliche Perspektiven, Zeitressourcen, Möglichkeiten, Qualifikationen, Erfahrungen, Anliegen und Vorstellungen von Menschen miteinander in Einklang zu bringen und gemeinsam Spaß am Selbermachen zu entwickeln, besitzen ein enormes transformatives Potenzial. Lokale Gruppen haben Ressourcen vor Ort mobilisiert, sich auf eine ungefähre Richtung verständigt und bringen mit Freude am Machen ihr Bestes ein. Praktiken des Selbermachens sind hier keine singulären Events, sie führen sich durch positive gemeinsame Erfahrungen bestärkt fort, Aktive vernetzen sich untereinander, bündeln Ressourcen und verändern sukzessive ihre Lebenswelt. Das Erscheinungsbild der Ortschaften und Landschaften, die Dinge, die man tun und erleben kann, aber auch die Organisationsformen und das Miteinander transformieren sich. Wo Lebensmittel gemeinsam lokal erzeugt und verarbeitet werden, verändert sich das Verhältnis zum Boden und der Umwelt. Wo es viele Treffpunkte und kulturelles Leben gibt, ändert sich das Zusammenleben. Wo Menschen ihre Lebenswelt aktiv gestalten, wird Regionalentwicklung selbst gemacht. Ein wichtiger Baustein einer transformativen Region entsteht.

Durch das Selbermachen verändern sich Regionen sukzessive. Diese Transformationspfade, in denen viele kleine und große Veränderungen sedimentieren, sind komplex und können kaum geplant oder gesteuert werden. Vielmehr entstehen sie aus der Summe der Ideen, die die Gruppenmitglieder mit ihrem individuellen und kollektiven Wirken verwirklicht haben. Sie bauen auf lokalen Ressourcen und Akteurskonstellationen auf und gestalten sich daher überall anders.

Literatur

Aicher, Otl (1991): *die welt als entwurf*, Berlin.

Latour, Bruno (2018): *Das terrestrische Manifest*, Berlin.

von Borries, Friedrich (2016): *Weltentwerfen – eine politische Designtheorie*, Berlin.



Landgesellschaft organisieren













interdienst
ing voor een
en Engelse
geruïneerd
verloren.
algemeen
Carolina





Landgesellschaft organisieren

Wie geht transformatives Verwalten?

Andreas Willisch

Im Verhältnis von Stadt und Land, genauer von Städten und Dörfern, fällt eine Besonderheit zunächst gar nicht unmittelbar ins Auge: Dörfer werden von Städten verwaltet. Vor 30 Jahren gab es in der Mehrzahl der Dörfer, auch sehr kleinen mit weniger als 1000 Einwohner*innen, noch Gemeindeverwaltungen, die vor Ort präsent waren, Bürgersprechstunden abgehalten haben und die Arbeit der Gemeindevertretungen und der Bürgermeister*innen organisiert haben. Im Zuge der großen Kosteneinsparungs- und Effizienzwelle im öffentlichen Dienst sind diese kleinen Verwaltungseinheiten abgeschafft und Dörfer und Gemeinden sowie Kleinstädte zusammengelegt worden. Entstanden sind zum Teil riesige ›Flächenstädte‹ und ›Großgemeinden‹, die aus vielen Dörfern und Kleinstädten bestehen. Die Verwaltung wurde in diesem Zuge in den (Klein-)Städten konzentriert, die Wege für Bürger*innen zu ›ihrer‹ Verwaltung sind oftmals zu Tagesreisen angewachsen. Daran hat auch die begonnene Digitalisierung der letzten Jahre nichts geändert. Im Gegenteil: Der Druck auf die bereits konzentrierten Verwaltungseinheiten ist mit den Möglichkeiten der Digitalisierung noch intensiver geworden, die Arbeiten wurden weiter verdichtet und die Möglichkeiten, noch weitere Strecken durch digitales Arbeiten zu überbrücken, werden genutzt.



Entstanden sind sehr große, angesichts der Vielzahl an Aufgaben auch durchaus effiziente Institutionen, die allerdings, so unsere Gesprächspartner*innen, mehr Arbeit auftürmen als wegräumen. Es herrscht permanenter Arbeitsdruck, nichts würde wirklich fertig, einzelne Prozesse dauerten viele Jahre. Die Mehrheit der historisch gewachsenen Dörfer und mithin ihre Einwohner*innen werden aus der Ferne verwaltet, viele Kleinstädte sind vor allem zu Dörferverwaltungstädten geworden. Bürgerschaftliches Mittun und Vordenken ist reduziert auf formalisierte, häufig nachgelagerte Einspruchsmöglichkeiten. Ein Austausch zwischen den Verwaltungen findet vor allem in Richtung Land nach Stadt statt: Wer es in der Kreisstadt kann, sieht zu, dass sie oder er weiterkommt, Brain-Drain in der Verwaltung.

→ 59

Insofern kommt den Veränderungsprozessen in Verwaltungen im ländlichen Raum bei der Gestaltung einer nachhaltigen und Zusammenhalt sichernden Zukunft eine besondere Rolle zu. Zwar gehört zum Landleben auch im 21. Jahrhundert, dass die Menschen auf dem Land viele Angebote in den Bereichen Kultur, Nachbarschaft und Daseinsvorsorge selbermachen, und die Verwaltungen sollen dafür sorgen, dass dieses Engagement wirken kann, zugleich sind sie wichtige Schnittstellen zur Landes- und Bundespolitik sowie zu europäischen Verwaltungen.

Staatliche Verwaltungen sind darüber hinaus aber auch für die Umsetzung von Transformationsprozessen von außerordentlicher Bedeutung. Nehmen wir einmal an, dass sich eine große Mehrheit der Bürger*innen eines Landes oder einer Region für einen klimaverträglichen Umbau der regionalen Wirtschaft, für ökologische Landwirtschaft und/oder den Ausbau der Windkraft aussprechen und dementsprechend auch die politischen Akteur*innen entsprechende Entwicklungen auf den Weg bringen wollen, so gelingt dies nur, wenn die damit befassten Verwaltungsinstitutionen willens und in der Lage sind, diese Transformationsprozesse umzusetzen. Dass das kompliziert sein kann, wissen alle, die für die Umsetzung neuer Ideen für die Entwicklung vor Ort schon einmal die dafür Verantwortlichen überzeugen mussten. Bertold Meyer beispielsweise, Bürgermeister der Gemeinde Bollewick in Mecklenburg-Vorpommern und Pionier der *Bioenergiedorfbewegung*, hat das einmal folgendermaßen auf den Punkt gebracht:

»Unsere Verwaltung hier funktioniert bestens. Der Müll wird pünktlich abgeholt, das eigene Auto kann ordnungsgemäß umgemeldet werden und wir Bürgermeister werden bei unserer täglichen Arbeit in der Regel gut unterstützt. Wenn ich aber, auch als Bürgermeister zum Amt komme und nachhake, wie es mit unserem Bürgerwindrad weitergeht, oder ein neues Projekt für die Gemeindeentwicklung, wie z.B. unser Nahwärmenetz, vorschlage, heben die die Hände und sagen – jetzt kommt der schon wieder. Da geht es mir als Bürgermeister

nicht anders als jedem anderen Bürger. Die Verwaltung wehrt ab und hebt die Hände. Die haben ja auch wirklich viel zu tun und wenn immer was Neues dazu kommt, sind die schnell überlastet.«

Was Bertold Meyer ausdrückt, ist, dass Verwaltungen den Regelbetrieb gut gewährleisten können, dass sie aber schnell überfordert sind, wenn sie Transformationsprozesse mitgestalten sollen.

Was also sind die großen Herausforderungen für die Zukunft, wenn wir auf das Stadt/Land-Verhältnis mit dem Wissen schauen, dass Land von Stadt verwaltet wird? Wie muss sich Verwaltung ändern, um den (ländlichen) Raum und seine Bürger*innen gleichmäßig zu erreichen, um auf die Besonderheiten und unterschiedlichen Bedürfnisse eingehen zu können, und gleichermaßen nicht nur den Status quo begleitend, sondern zukunftsgestaltend agieren zu können? Kurz, wie werden Verwaltungen transformativ?

*Von Verwaltungsangestellten zu angestellten Transformationsgestalter*innen*

Lange hat sich in der Öffentlichkeit der Gedanke gehalten, dass es so etwas wie ›feste Anker‹ in gesellschaftlichen Umbruchsprozessen geben könnte. ›Soziales Kapital‹ – also Vertrauens- und Akteursnetzwerke der Bürger*innen vor Ort – galt als ein solches Ankerpotenzial, an dem sich die Leute orientieren und mit dem sie Schutz vor den Zumutungen der Veränderungen finden könnten. Unsere Untersuchungen in der brandenburgischen Stadt Wittenberge (vgl. Willisch 2012; Bude/Medicus/Willisch 2011) haben aber gezeigt, dass diese zivilgesellschaftlichen Strukturen selbst Gegenstand von Veränderungen sind, das heißt, dass Vertrauen in Institutionen und Nachbarschaften verloren geht und neu begründet werden muss und dass auch die Strukturen, Themen und Formate der Begegnung vor Ort neu erdacht und mit Leben gefüllt werden müssen.

Auch Verwaltungen werden regelmäßig als solche Felsen in der Brandung beschrieben. Sie sorgen für die Einhaltung der Spielregeln, setzen den Rahmen, in denen Veränderungen passieren dürfen, verteilen Ressourcen und initiieren sogar eigene Veränderungsprozesse. Doch in unseren Gesprächen über zukunftsfähige Stadt/Land-Beziehungen haben genau das unsere Interviewpartner*innen beklagt: Ihre Verwaltungen seien nicht in der Lage, komplexe Projektabläufe zu steuern. Starre Hierarchien, Geheimhaltung und Intransparenz, Ressort- und Sachgebietsgrenzen sowie Unterbesetzung behinderten die Gestaltung von größeren Gestaltungsvorhaben. Der Leiter einer großen staatlichen Behörde hat es so ausgedrückt: »Da stoßen wir an

Grenzen, weil solche großen Projekte können wir nicht managen.« Offenbar geht es Verwaltungen im Umbruchszeiten wie der Zivilgesellschaft: Sie selbst werden sich verändern müssen und werden durch gesellschaftliche Transformationsprozesse verändert.

In Mecklenburg-Vorpommern beispielsweise gibt es vier Staatliche Ämter für Landwirtschaft und Umwelt. Zu ihren Aufgaben gehört die Umsetzung der europäischen Agrarpolitik und die Verwaltung sämtlicher Agrarbetriebe des Landes. Jedes landwirtschaftliche Unternehmen stellt bei dieser Behörde den jährlichen Agrarantrag und erhält von dort die ›EU-Förderung‹. In Mecklenburg-Vorpommern werden jährlich auf diesem Wege ca. 600 Millionen Euro an die Landwirt*innen ausbezahlt. Das heißt, die Staatlichen Ämter für Landwirtschaft und Umwelt ›wissen‹ ziemlich genau, auf welcher Wiese welche Tiere gehalten, was auf welchem Ackerstück angebaut, welche Dünger ausgebracht und welche Pflanzenschutzmittel eingesetzt werden. Dank der Digitalisierung ist ein europaweites Meisterwerk der (Agrar-)Verwaltung, der Mittelvergabe und der Kontrolle entstanden.

Wir haben es hier mit einer Verwaltung zu tun, die über das Wissen, die Ressourcen und die Möglichkeiten verfügen könnte, den Rahmen für eine nachhaltige Zukunftsgestaltung zu setzen. Und diese Aufgabe ist auch angekommen. Der Leiter eines dieser Ämter hat sich zum Ziel gesetzt, seine Behörde so umzubauen, dass das 1,5-Grad-Ziel des Pariser Klimaabkommens eingehalten werden kann. Dafür hat er eine Vision entwickelt, eine ›Begeisterungsgruppe‹ externer Fachleute eingeladen, den Landesagrar-, Umwelt- und Klimaminister auf seine Seite geholt und die Mitarbeiter*innen seiner Behörde auf den Weg geschickt. Seine zentralen Ziele sind: eine neue Beteiligungskultur mit der Bürgergesellschaft des Landes zu etablieren, eine projektförmige Arbeitsweise zu schaffen und als (mit-)gestaltende Behörde überall vor Ort in diesem großen, weiten Raum arbeitsfähig und ansprechbar zu sein.

→ 271 Während unserer Forschungen zu zukunftsfähigen Stadt/Land-Beziehungen sind wir immer wieder auf veränderungsbereite, mitunter sogar Veränderung einfordernde Menschen aus Verwaltungen getroffen, darunter die Bürgermeister aus Angermünde und Wiesenburg/Mark in Brandenburg, Frederik Beyer und Marco Beckendorf, in der Stadt Waren/Müritz die Sachgebietsleiterin Stadtplanung, Wirtschaftsförderung und Baurecht, Diana Lucas-Drogan, oder Norbert Bäumel aus dem Amt für Ländliche Entwicklung Oberbayern, Bereich Zentrale Dienste. Was uns in allen Gesprächen unmittelbar aufgefallen ist, sind die neuen Begrifflichkeiten, die diese ›Verwaltungspionier*innen¹ verwenden, um das, was sie anders machen als klassische Verwaltungsmit-

→ 267

¹ Den Begriff haben wir beim Projekt re:form der Initiative *projekttogether* gefunden: <https://reform-staat.org>

arbeiter*innen, zu kennzeichnen: Da ist von einer »Begeisterungsgruppe« die Rede, die es braucht, um Veränderungsprozesse anzustoßen, Norbert Bäuml aus Bayern spricht von »Potenzialentfalter*innen«, die installiert wurden, um »den Dreh zum: Ich mache selbst...« zu bewerkstelligen. Bürgermeister Frederik Beyer aus Angermünde versteht seine Aufgabe als »Verknüpfungsstelle für die Region«. »Verknüpfen«, so der Bürgermeister, »ist für mich ein Schlüsselwort. Wenn mir dies als Bürgermeister gelingt, ist es gut. Den Rest müssen die Leute selbst machen.« Diana Lucas-Drogan aus Waren/Müritz beschreibt die »Zündfeuer für neue Kooperationen«. Als sie aus der Großstadt in die Verwaltung einer Kleinstadt mitten in der Mecklenburgischen Seenplatte wechselte, war das der Lokalzeitung einen Artikel wert. Durchaus freundlich verwundert wurde dort festgestellt, dass mit ihr eine junge Frau in die Stadtverwaltung wechselte, die eigene Kreativität und keine Stadtverwaltungsvorerfahrungen mitbringe. In etwa: »Gewagt aber ok«. Diese anderen, lebendigen Begrifflichkeiten sind Ausdruck einer veränderten oder einer zu verändernden Kultur in den jeweiligen Verwaltungen. Maja Göpel schreibt dazu:

»Nur selten macht man sich klar, dass Kultur sich aus den Strukturen ergibt, die ihre Lebendigkeit ermöglichen. Umgekehrt sind Infrastrukturen Ausdruck einer Kultur. Sie organisieren Beziehungen und Begegnungen, beeinflussen unsere Wahrnehmung, prägen soziale Einstellungen und legen ein gewünschtes Verhalten innerhalb eines Systems fest [...].« (2023: 215f)

Verwaltungskulturen ermöglichen demnach die Übernahme von Verantwortung oder behindern diese. Sie schaffen oder lassen Spielräume für neue Ideen und Veränderungspotenzial oder schränken sie ein. Die Kultur einer Verwaltung kann »sektorales Silo-Denken« (vgl. Göpel 2023) befördern oder fachgebietsübergreifende Kooperationen voranbringen. Das genau bezwecken unsere Gesprächspartner*innen, wenn sie ihr Tun anders, positiv-konstruktiv benennen: Kolleg*innen innerhalb der Verwaltungen von anderen Verwaltungen, andere Akteure und vor allem Bürger*innen sollen sich eingeladen fühlen, die anstehenden Veränderungsprozesse auf ihre Weise mitzutragen.

Transformative Verwaltungen

Der Wissenschaftliche Beirat der Bundesregierung Globale Umweltveränderungen (WBGU) hat in seinem 2016 veröffentlichten Hauptgutachten *Der Umzug der Menschheit: Die transformative Kraft der Städte* »transformative urban Governance« folgendermaßen definiert: Governance-Strukturen sind dann transformativ, wenn »sie zentral für die erfolgreiche Transformation zur

Nachhaltigkeit sind, indem sie grundlegenden Wandel befördern und über inkrementelle Änderungen hinaus gehen«, »die Aktivitäten der Zivilgesellschaft, Privatwirtschaft sowie der Wissenschaft ein[schließen]« und »diese Elemente und Ebenen zu einer polyzentrischen Verantwortungsarchitektur« verknüpfen. (WBGU 2016: 381)

→ 59

Auf diesem Weg zu einer transformativen Verwaltung spielt der Umgang mit Verantwortung bzw. mit den veränderten Möglichkeiten, Verantwortung zu übernehmen, eine zentrale Rolle. Es geht unseren Gesprächspartner*innen darum, Raum fürs Selbermachen zu kreieren. Das betrifft sowohl die Beziehungen innerhalb einer Institution als auch das Verhältnis der Institution nach außen, zu den Bürger*innen. Innerhalb von Verwaltungen kann das bedeuten, dass sich Teams über die Fachbereichsgrenzen hinweg zu gemeinsamen Problemen verständigen, dass über Bereichs- und Hierarchiegrenzen hinweg zusammengearbeitet werden kann und dass die Selbstverantwortung der Mitarbeiter*innen gestärkt wird. Marco Beckendorf, der Bürgermeister aus Wiesenburg/Mark, betont noch einen weiteren Aspekt bei der Übernahme von Verantwortung:

→ 194

»Es gibt eine Verantwortung im Umgang mit Bestehendem, Stichwort Industriebrachen. Jeder in den Dörfern kennt jemanden, der dort gearbeitet hat. Wenn wir die Brachen nicht revitalisieren, wird damit auch die Lebensleistung dieser Leute herabgewürdigt. Daher haben wir als Gemeinde viele dieser Brachen aufgekauft, um eine Entwicklung zu ermöglichen.«

Verantwortung zu übernehmen, bedeutet in diesem Sinne, nicht nur für funktionierende Abläufe und die Einhaltung von Regeln zu sorgen, sondern darüber hinaus die realen und sozialen Probleme von Bürger*innen, die Herausforderungen einer sich beständig ändernden Gesellschaft nicht nur zu sehen und mitzudenken, sondern sie ins Zentrum von Verwaltungshandeln zu ziehen. Mit dieser Wertschätzung der »Lebensleistung dieser Leute« steht und fällt wiederum das Verhältnis der Bürger*innen zu ihrer Verwaltung. Als Bürgermeister mit seiner Verwaltung für Auswirkungen vergangener Veränderungsprozesse einzustehen, heißt in Wiesenburg/Mark, Umnutzung statt Abriss, heißt Experimentieren (mit neuen Wohn- und Arbeitsformen, mit Eigentumsverhältnissen, mit Beteiligungsformaten) statt Status quo-Erhaltung.

Neben erweiterten Handlungsräumen im Inneren von Verwaltungen sind das Verhältnis von Verwaltungen zu den Bürger*innen und der Zivilgesellschaft hin zu einer transformationsfähigen Verwaltung maßgeblich. Wenn wir mit unseren Gesprächspartner*innen auf ihr Verhältnis zu den Leuten in ihren Regionen bzw. auf ihre Rolle innerhalb einer Region zu sprechen

kamen, wurde immer wieder deutlich, dass sie dort neben internen Restrukturierungsprozessen die größten Baustellen sahen. So zum Beispiel der Leiter eines Amtes aus Mecklenburg-Vorpommern:

»Wenn man mal dann eine solche Region betrachtet, dann stößt man ja auf 20 Initiativen, egal wie klein die Region ist. Es ist unfassbar. [...] Den Menschen vor Ort, die eine andere Sicht auf die Dinge haben, sagen, das Gewässer ist eures, das ist eure Verantwortung, ihr bekommt Geld und Unterstützung. Das ist etwas völlig anderes, als wenn wir für das Gewässer zuständig sind. [...] Ab und zu kommen wir dann und mähen da rum und dann sagen wir denen noch, das Gewässer ist in einem schlechten Zustand. Die Leute sagen: Das sehe ich auch. [...] Aber was kann ich tun? Ich kann ja gar nichts tun. Nein. Ist ja nicht meins, da kommen ja irgendwelche von sonst wo, aus der Stadt, und fummeln da dran rum. Das passt nicht zusammen.«

Die Arbeitsteilung zwischen dem, was Verwaltung tun muss, und dem, was Bürger*innen in Initiativen und Vereinen tun können und zu tun bereit sind, wird heute schon vielerorts neu verhandelt. Natürlich werden diese Verhandlungen auch unter dem Druck geführt, dass die Haushaltskassen häufig leer und freiwillige Aufgaben daher gestrichen werden. Das kann ein auslösendes Moment für die Neugestaltung des Verhältnisses zwischen Bürger*innen und Verwaltungen sein, aber die Zivilgesellschaft als eine Art Hilfswerk für verfehlte Haushalts- und Umverteilungspolitik zu nutzen, wird scheitern. Dann werden sich die Bürger*innen auch wieder zurückziehen. Wenn von Kapital als einem scheuen Reh die Rede ist, gilt das erst recht für soziales Kapital. Daher sprechen unsere Gesprächspartner*innen eben von Verantwortungsübergabe und der Übergabe von ›Geld und Unterstützung‹.

»Ich bin Pragmatiker«, sagt Norbert Bäuml, zuständig für grüne Grundsatzenfragen, »ohne Bürokratie geht es nicht. Wir brauchen Spielregeln, aber auch Spielräume, Gestaltungsräume. Selbst in den peripheren Regionen in Bayern scheitern Projekte selten am Geld. Das ist vorhanden, viele Menschen vor Ort investieren gerne in gute Projekte – wenn sie denn erst einmal entstanden sind. Wenn wir die richtigen Rahmenbedingungen schaffen, gibt es viele Menschen, die die Dinge gerne selbst in die Hand nehmen. Wir brauchen eine Kultur des Gestaltens und des Anpackens.«

→ 267

Gerade für die Menschen im ländlichen Raum gehört das Selbermachen, mitunter auch Improvisieren, zu ihrer Alltagskultur. Vieles von dem, was das gesellschaftliche Leben in Dörfern und Kleinstädten ausmacht, wird von den Bewohner*innen in Eigeninitiative und Selbstverantwortung umgesetzt.

→ 59

→ 173 Gerade was die gegenwärtigen Transformationsprozesse angeht, liegen viele Potenziale in ländlichen Räumen: von einer dezentralen Energieversorgung über klimaschonende Lebensmittelherstellung bis hin zum Landschaftsverbrauch (Stichwort Moore). Wenn es gelingt, wie Norbert Bäumel anregt, den Raum und die Rahmenbedingungen für dieses Selbermachen zu geben, kann es funktionieren, dass auch die Beziehungen zwischen Stadt und Land neu gestaltet werden, dann eher geprägt von einem gemeinsamen Verständnis für geteilte Räume und gegenseitiger Verantwortung.

Wie sehr ein neues Verständnis von Organisationsentwicklung und geteilter Verantwortung zusammenhängen, verdeutlicht ein Zitat von Bürgermeister Frederik Beyer. »Verknüpfen« ist für ihn, wie bereits erwähnt, ein Schlüsselwort für diese neue Verwaltungskultur:

»Ich denke da gerade zum Beispiel an das Haus mit Zukunft in Angermünde, eine große, alte Stadtvilla. Der Plan hier war, zunächst keinen Plan zu haben. Also nicht: reflexartig das betreute Wohnen oder den Pflegedienst rein. Als ich gesagt habe, wir machen das nicht, wusste ich auch nicht, was wir sonst machen. Manchmal muss man ein Stück loslassen und vertrauen, dann entsteht etwas.«

Es geht im allgemeinen Verständnis von öffentlicher Verwaltung mehr um Erhaltung, Kontrolle eines bestehenden Zustands, als um Veränderung. Es ist auch weiterhin absolut notwendig, dass die Regelaufgaben ordentlich erfüllt und Bürger*innen eine ansprechbare, funktionierende Verwaltung erleben. Darüber hinaus aber müssen die Verwaltungen auch Veränderungsprozesse gestalten können. Dazu ist es nötig, in projektförmige Arbeitsweisen überzugehen, denn Transformationen, Umbrüche und Krisen gehören zum Alltag in modernen Gesellschaften. Das umso mehr, weil die Große Transformation hin zu einer klimaschützenden und -erhaltenden Welt noch weit größere, unkalkulierbare, in weiten Teilen unbekannte Sprünge und Wendungen bereithalten wird. Auch darauf muss – neben der Regeleinhaltung, -umsetzung und -überwachung – Verwaltungshandeln eingestellt sein.

Laura Stricker von der Stabsstelle Verwaltungs- und Managemententwicklung der Stadt Karlsruhe spricht von Korridorthemen²:

»Wir haben dafür sechs Korridorthemen definiert: Grüne Stadt, Zukunft Innenstadt, Moderne Verwaltung, Soziale Stadt, Mobilität und Wirtschafts- und Wissenschaftsstadt. In diesen Korridorthemen werden fünf bis sechs Leitprojekte

² <https://reform-staat.org/was-ware-wenn-es-keine-hierarchien-und-keine-ressortgrenzen-gabe/> zuletzt zugegriffen am 27.04.2024.

oder auch Zukunftsaufgaben gesetzt. Das Entscheidende dabei ist, dass die Teams über Dezernatsgrenzen hinweg zusammengesetzt sind, mit möglichst verschiedener Expertise. Die Teams werden in ihrer Arbeit von uns begleitet, wir organisieren einen Kickoff, bringen agile Methoden und digitale Tools ins Spiel, sodass das Team bestmöglich zusammenarbeiten kann. Das Zusammenspiel agiler Arbeitsmethoden und intelligenter Vernetzung über Fach- und Hierarchiegrenzen hinweg, schafft Synergien und erschließt neue Potenziale.«

Die Notwendigkeit, Verwaltungsarbeit projektförmiger zu organisieren, haben unsere Gesprächspartner*innen immer wieder hervorgehoben. Bisher stießen sie regelmäßig an Grenzen. Große Projekte seien nicht zu organisieren oder würden dann an Dienstleister outgesourct, wodurch Verwaltungswissen verloren ginge und der Umstieg in projektförmige Organisation noch weiter aufgeschoben würde.

Die Voraussetzung für einen Einstieg in projektförmiges Arbeiten liegt darin, Veränderung als gesellschaftliche Konstante anzuerkennen. Das bedeutet für die Arbeit in Verwaltungen, die auch gestalten wollen und sollen, dass der »Schritt in die praktische Umsetzung dann [...] gewissermaßen nicht am Ende« steht, nachdem alles vorbedacht und vorgeplant wurde, »sondern am Anfang« (Technologiestiftung Berlin 2020: 9). Das ermöglicht, dass die Prozesse, Aufgaben und möglichen Lösungen laufend angepasst werden können. Es geht dann darum, wie in jeder anderen Projektorganisation, Fachgebietsgrenzen aufzuheben, unterschiedliche Wissensbestände zusammenzubringen und »kreative Situationen« zu ermöglichen, um aus dem Modus Aufgabenabarbeitung in einen an die jeweils gestellten Ziele anpassungsfähigen Arbeitsmodus zu kommen. »Wir lösen die Probleme dann, wenn sie anstehen und blockieren uns nicht schon im Vorhinein, weil wir vor lauter Problemen keinen Anfang sehen«, sagt der Vorstand eines regionalwissenschaftlichen Instituts.

Gerade für Verwaltungen in ländlichen Räumen kann das Auflösen von Fachgebietsgrenzen eine Hinwendung zu einem raumbezogenen Arbeiten sein. Wenn zum Beispiel das Projekt einer Wiedervernässung von Mooren ansteht, sind dabei so viele regionale Interessen von Bürger*innen und Unternehmen und sehr unterschiedlichen Verwaltungseinheiten zusammenzubringen, dass es gar nicht anders geht, als die Interessen zu koordinieren, Teilziele miteinander abzustimmen und gegenseitiges Vertrauen dadurch zu stärken, dass einzelne Arbeitsschritte regelmäßig bewertet und weitere angepasst werden.

Neben einer veränderungsoffenen Kultur, einer neuen Verantwortungsarchitektur und einer projektförmigen Arbeitsweise gehört zu einer transformativen Verwaltung ein neues Verständnis für Beteiligung. Es reicht schon lange nicht mehr, Beteiligung im Sinne formaler Einspruchsmöglichkeiten zu praktizieren. Wir sehen in den von uns untersuchten Regionen und Verwaltungen,

→ 277

dass die Verantwortlichen darüber hinauskommen wollen. Es geht dabei um praktische Mitgestaltung im Sinne einer Koproduktion, was bedeutet, dass Bürger*innen und Verwaltungen zu gemeinsamen Entscheidungen kommen und dass (siehe Raum für Selbstverantwortung) zusammen geklärt wird, inwieweit Bürger*innen eigene Aufgaben selbst erledigen können und wollen. Für echte koproduktive Beteiligung muss zudem, so Diana Lucas-Drogan, ein eigenes Budget zur Verfügung stehen. Unsere Erfahrung ist, dass Beteiligung insbesondere in den ländlichen Regionen, in denen wir unterwegs sind, dann am besten gelingt, wenn schon die Beteiligungsformate mit den Menschen ausgehandelt werden, die Leute als selbstständig agierende Akteure wirken können, Beteiligungsprozesse ausreichend ausgestattet sind und – ganz besonders wichtig – am Ende auch Mittel zur Umsetzung von zuvor erarbeiteten Ideen bereitstehen.

Interessant war zu sehen, dass Vertrauen in Beteiligung wächst, wenn die Verwaltung selbst zeigt, dass auch sie sich an die veränderte Situation anpassen bereit ist, indem etwa auch die Mitarbeiter*innen aus der Verwaltung ihre Arbeitsweisen zur Disposition stellen. Was im Verhältnis zur Zivilgesellschaft von großer Bedeutung für gelingende Beteiligungsprozesse ist – eine ständige Begleitung von der Idee bis zur Umsetzung zu gewährleisten – wird auch innerhalb der Verwaltung schon erfolgreich praktiziert, wie Laura Stricker beschreibt.

Transformation braucht Verwaltung – darin waren sich alle unsere Gesprächspartner*innen einig. Und zwar nicht nur die, die selbst in Verwaltungen tätig sind, sondern auch diejenigen Akteur*innen, die sich für Veränderungen einsetzen, sei es zivilgesellschaftlich oder unternehmerisch. In einer idealen Welt, in der alle Gesetze auf eine enkeltaugliche Zukunft fokussiert werden, in der Parlamente vorangehen, den Klimawandel abzumildern, und wir Bürger*innen diesen Prozess aktiv mittragen, braucht es immer noch eine Verwaltung, die Gesetze umsetzt, Probleme erkennt und unterschiedliche Interessen managt. Und diese Verwaltung muss transformativ sein.

Literatur

- Bude, Heinz/Medicus, Thomas/Willisch, Andreas (2011) (Hg.): *ÜberLeben im Umbruch. Am Beispiel Wittenberge: Ansichten einer fragmentierten Gesellschaft*, Hamburg.
- Göpel, Maja (2023): *Wir können auch anders. Aufbruch in die Welt von morgen*, Berlin.
- Technologiestiftung Berlin (2020) (Hg.): *Öffentliches Gestalten*, Berlin.
- Willisch, Andreas (2012) (Hg): *Wittenberge ist überall. Überleben in schrumpfenden Regionen*, Berlin.
- WBGU (2016): *Der Umzug der Menschheit: die transformative Kraft der Städte: Hauptgutachten*, Berlin, S. 381.



Gemeinschaftliches Eigentum

















Gemeinschaftliches Eigentum

Kollektives Nutzen, Gestalten und Verfügen

Judith Althaus

Deutschland ist von ›Proprietarismus‹ (Piketty 2020) geprägt. Das bedeutet, dass unsere Gesellschaft mit ihren Wirtschafts- und Lebensweisen auf Eigentum und seine Vermehrung fixiert ist. Wesentlich für eine sozial-ökologische Transformation sind jedoch veränderte Eigentumsverhältnisse, um die Natur vor Übernutzung, Verschmutzung und Zerstörung zu schützen und eine Verringerung sozialer Ungleichheit zu ermöglichen. An drei Beispielen zeige ich hier, wie die Praktik des gemeinschaftlichen Besitzens zur Eigentumstransformation beiträgt und Regionen verändert: Die Dörfergemeinschaft Flegessen, Hasperde und Klein Süntel gestaltet ihre Dörfer selbst und kann durch gemeinschaftliches Eigentum zentraler Orte im Dorf über ihre Zukunft verfügen. Das Unternehmen *elobau* trägt mit seinem Stiftungseigentum zur Verstetigung der ökologischen Ausrichtung des Wirtschaftens bei. Die Solidarische Landwirtschaft *Pippi Pflanzstrumpf* entzieht dem umkämpften Bodenmarkt Ackerflächen und bettet die Lebensmittelproduktion in eine Gemeinschaft ein. In den unterschiedlichen gesellschaftlichen Bereichen Ortsgestaltung, Unternehmensstruktur und Lebensmittelproduktion setzen die Akteur*innen gemeinschaftliche Formen von Eigentum um.



Doch was ist eigentlich (gemeinschaftliches) Eigentum? Eigentum bemächtigt uns zur Verfügung über Objekte, zum Ausschluss anderer von diesen Objekten und zur Übertragung dieser Eigentumsrechte auf Dritte (Carruthers/Ariovich 2004). Darüber hinaus betonen Tilo Wesche und Hartmut Rosa in ihrer Definition den Aspekt der Verwertung, der in besitzindividualistischen Gesellschaften im Verfügen liegt. Der*die Eigentümer*in muss niemandem Rechenschaft ablegen, wie er*sie mit dem Eigentumsobjekt umgeht.¹ Entsprechend bestimmen sie Eigentum als die Erlaubnis des Eigentumsobjekts ein Eigentumsobjekt zu nutzen, zu verwerten und zu übertragen (Wesche/Rosa 2018: 249).

Gemeinschaftliches Eigentum², wie ich es hier definiere, unterscheidet sich in grundlegenden Aspekten von dieser proprietaristischen Logik individuellen Eigentums. Es verzichtet auf die Eigentumsrechte der (1) ›Verwertung‹ und (2) ›Übertragung‹ und zeichnet sich durch die Praktik der (3) ›gemeinsamen Verfügung‹ über Objekte aus.³ Damit geht einher, dass Besitzer*innen gemeinschaftlichen Eigentums dieses erstens möglichst nachhaltig oder sogar mit dem Ziel nutzen, die Qualität des gemeinsamen Eigentums (in Bezug etwa auf Boden, Biodiversität oder Klimaschutz bzw. -anpassung) zu verbessern. Mit diesem Verzicht der Verwertung wird Spielraum geschaffen, die Grenzen der Natur zu wahren, sie also nicht zu exploitieren. Durch die Unübertragbarkeit ist, zweitens, diese sorgende Haltung auf Dauer gestellt. Drittens entscheiden die Eigentümer*innen zusammen, wie mit dem Objekt umgegangen werden soll. Gemeinschaftliches Eigentum muss dabei sozial hergestellt, also die gemeinsame Verfügung muss durch Aushandlung und kollektive Entscheidungs- und Umsetzungsprozesse praktiziert werden. Wer sind die Eigentumsobjekte und was besitzen sie gemeinschaftlich?

1 Dieses Eigentumsrecht ist begrenzt durch beispielsweise Persönlichkeitsrechte, Gemeindeordnungen oder Wald- und Bodenrechte.

2 Im Folgenden wird neben dem Begriff *gemeinschaftlich* auch *kollektiv* verwendet. Damit soll ausgedrückt werden, dass Eigentum in einer Gruppe verfügt wird und dies mit Aushandlungsprozessen einhergeht, die auf eine Beziehung zwischen den Eigentümer*innen hinweist. Darin spiegelt sich das zeitgenössische Verständnis von Gemeinschaft wider: Individuen entscheiden sich freiwillig und zeitweilig neben gemeinsamen Interessen auch durch geteilte Affekte und Beziehungen verbunden zu sein (vgl. Gebhardt 2014). In diesem Begriff von Gemeinschaft ist weder eine Volksgemeinschaft noch eine andere antidemokratische Gemeinschaft gemeint, die sich durch den Ausschluss von Personen(-Gruppen) konstituiert. Kollektiveigentum, das als Eigentum an Produktionsmitteln realsozialistischer Staaten verstanden wird, ist in dem vorliegenden Text ebenfalls nicht thematisiert. Stattdessen meint *kollektiv* eine räumliche und zeitliche Stabilität sozialer Gefüge.

3 Neben dem hier zentralen gemeinschaftlichen Eigentum gibt es auch *Gemeineigentum*, das angelehnt an individualistisches Besitzen verwertet und übertragen wird. Als transformative Praktik verstehe ich jedoch ein gemeinschaftliches Nutzen, Gestalten und Verfügen, das sich die Grenzen der Verwertung und Übertragung gesetzt hat.

Die Eigentümer*innen sind mehrere Menschen, die sich angesichts der Rechtssituation in Deutschland oft zu einer juristischen Person zusammenschließen. Sie eignen sich ein Objekt als Kollektiv an und stellen das gemeinschaftliche Verfügen durch gemeinsames Aushandeln immer wieder her. Damit werden die Eigentumsobjekte der geteilten Welt zugeführt und die verfügende Gemeinschaft muss untereinander über den Umgang mit dem Objekt Rechenschaft ablegen (Wesche/Rosa 2018: 249). So kommen die Eigentümer*innen aus einem Modus der Indifferenz unter Privateigentümer*innen in die Aushandlung mit dem gemeinsamen Eigentum und etablieren Beziehungen untereinander. Sie müssen für die kollektive Gestaltung des Eigentumsobjekts verschiedene Perspektiven, Wünsche, Interessen und Gewohnheiten in Einklang bringen. Durch das Nutzen, Gestalten und Verfügen erfahren die Subjekte Selbstwirksamkeit, die durch die kollektive Praktik nicht individuell bleibt, sondern in eine sorgende Beziehung überführt wird. Diese »sorgende Selbstwirksamkeit« (ebd.: 258) festigt die sozial-ökologische Praktik des gemeinschaftlichen Eigentums und ist somit ein Baustein für eine Eigentumstransformation. Die Beziehungshaftigkeit des gemeinschaftlichen Eigentums besteht nicht nur zu anderen Menschen, sondern auch zur Umwelt und dem Eigentumsobjekt.

Objekte des gemeinschaftlichen Eigentums zeichnen sich durch die Eigenschaft aus, dass sie eine Gruppe von Menschen oder auch die Gesellschaft betreffen. Diese geteilte Betroffenheit sollte in einem demokratischen Verständnis auch zu einer kollektiven Nutzung und Gestaltung und schließlich, damit diese rechtlich abgesichert ist, auch zu einer gemeinsamen Verfügung führen. Objekte der geteilten Welt können Gebäude, Boden, Landschaft, Wissen, Werkzeuge und vieles mehr sein. Daneben gibt es auch Objekte, bei denen es angemessen ist, dass individuelle Verfügungsgewalt besteht; Gegenstände, die jede*r individuell zum Leben braucht und zu denen jede Person direkten Zugriff haben sollte. In den folgenden Beispielen sind die gemeinschaftlichen Eigentumsobjekte Gebäude, mit denen demokratische Kultur gelebt wird, nachhaltige Produktionsstätten und Orte, an denen beides zusammenkommt.

Zusammen für mehr Gemeinschaft und eine demokratische Kultur

Die drei niedersächsischen Dörfer Flegessen, Hasperde und Klein Süntel liegen im Naturpark Weserbergland Schaumburg-Hameln als letzte Orte vor dem Wald an einem Hang. Vor dem Berg Süntel beherbergen sie insgesamt 1500 Einwohner*innen. Hier entwickelt die Dörfergemeinschaft der drei Ortschaften seit 2012 ihre Zukunftsfähigkeit. Startpunkt war die Diskussion um eine



Henning Austmann

Henning Austmann, Professor an der Hochschule Hannover, lehrt und forscht an der Schnittstelle von Betriebswirtschaft und nachhaltiger Entwicklung und ist Mitbegründer und Co-Moderator der mehrfach preisgekrönten *Ideenwerkstatt Dorfzukunft* und *Akademie des Wandels* in den niedersächsischen Dörfern Flegessen, Hasperde und Klein-Süntel.

f-h-ks.jimdofree.com
akademiedeswandels.de

mögliche Grundschulschließung, die dann zum Glück der Bewohner*innen doch nicht umgesetzt wurde; aber die Diskussionen waren aufrüttelnd. Ohne Schule wäre das gemeinsame Leben, das sich von den Kindern auf alle Generationen weiterträgt, brüchig geworden. Diese wacklige Situation wollten die Anwohner*innen aus Eigeninitiative beheben und stellten sich der Frage: Wie schaffen wir »dauerhaft lebendige Dörfer«? Seitdem finden regelmäßig Ideenwerkstätten zur Dorfzukunft statt und daraus entstehende Projekte werden angepackt. Wichtig ist den Dörfern, dass sich alle Anwohner*innen einbringen können. Die Gemeinschaft, in deren Hand die Zukunft der Dörfer liegt, besteht aus allen Anwohner*innen. Hier sollen sich also »normale Dörfer« enkeltauglich weiterentwickeln und dafür müssen Teilhabe und Nachhaltigkeit Hand in Hand gehen.

Der erste Schritt zur Zukunftsfähigkeit war im September 2012 die Erfassung der Themen und Bedarfe der Bewohner*innen anhand des Formats *Ideenwerkstatt Dorfzukunft*. Hier wurden rund 240 Projektideen gesammelt, die das Dorfleben schöner,

lebenswerter, gemeinschaftlicher, generationenfreundlicher und zukunftstauglich machen. In den Ansätzen werden lokale Herausforderungen und globale Probleme zusammengedacht. Dieses Verbinden der verschiedenen Handlungs- und Wirkungsebenen überwindet polarisiert geführte Diskurse, denn bei den Themen Waldsterben, Trockenperioden und neue Schädlinge sind die Dörfer konkret betroffen und befinden sich gleichzeitig im globalen Gefüge. Also wurden und werden die erarbeiteten Vorschläge Schritt für Schritt umgesetzt. Die erste Neuerung war das Selbermachen der Gründung einer eigenen Zeitung, die ein- bis zweimonatlich erscheint und verschiedene Unternehmungen und Entwicklungen in den drei Dörfern öffentlich macht. Jeder Haushalt erhält das Blatt, sodass auch alle angesprochen und prinzipiell informiert sind. Das bisher größte Projekt war der Bau und die Gründung eines Dorfladens. Das *Süntellädchen*, ein Biomarkt, der sehr auf Regionalität bedacht ist, ergänzt mit seinem Angebot die Bäckerei und den Fleischer. Hier sollte keine Konkurrenz entstehen, sondern die regionale Versorgungslage in Kooperation verbessert werden.

Dabei sind sowohl das eigens für den Laden gebaute ökologische Strohhäus als auch der Betrieb gemeinschaftliches Eigentum, getragen von Vereinen. Hier entscheidet die Dörfergemeinschaft über alle Belange. Darüber

→ 59

hinaus wurde der Kirchgemeinde das alte Pfarr- und Gemeindehaus abgekauft, grundsaniert und für verschiedene Nutzungen umgebaut. In dem Gebäudekomplex befinden sich inzwischen drei Wohnungen für mehrere Generationen, ein Seminarraum, ein Büro und eine Gemeinschaftsküche, über die zusammen verfügt wird. Als Dörfergemeinschaft Flegessen, Hasperde und Klein Süntel haben sich die Bürger*innen Orte wie das ehemalige Pfarrhaus und den Dorfkern mit dem Lebensmittelladen gemeinsam angeeignet. Diese Orte werden von der Gemeinschaft konkret verändert und umgekehrt auch die Gemeinschaft durch das Gemeineigentum geprägt. Im gemeinschaftlichen Eigentum entsteht in der Mitte von Akteur*innen (Bewohner*innen), materiellen Objekten (Gebäuden) und kooperativer Praxis (Nutzen, Gestalten und Verfügen) eine transformative Praktik. Während individuelles Eigentum sich der gemeinsamen Welt entzieht (Wesche/Rosa 2018: 240) werden hier Räume geöffnet und die geteilte Welt vergrößert.

Auch das regionale Handwerk ist in diese Initiativen eingebunden und die vorhandenen Ressourcen werden genutzt. Außerordentlich große Eigenleistungen und Investitionen seitens der Anwohner*innen waren notwendig, um das Zusammenleben wieder selbst zu gestalten. Henning Austmann, einer der Mitinitiatoren dieser Bewegung, erzählt, dass die »Selbstwirksamkeitspotenziale« der Gemeinschaft gehoben und nun ausgelebt werden. Zum einen habe sich die Dörfergemeinschaft eine demokratische Kultur zum Ziel gesetzt, in der »kollektiv gesponnen und geträumt« (Deutschlandfunk Kultur 2022) werden könne. Zum anderen hätten sie sich selbst verschiedene Gremien für ihr gemeinschaftliches Eigentum gegeben. Neben den Gruppen, die konkrete Bedarfe umsetzen, existiert auch eine »Küchentischrunde«, in der eine Vogelperspektive eingenommen, reflektiert und nächste Schritte diskutiert werden, um die Langfristigkeit der Initiativen zu unterstützen.

Mit diesen Ansätzen hat sich die Dörfergemeinschaft als attraktiver Lebensort etabliert. Die Dörfer wurden mehrfach ausgezeichnet und sind sowohl in der Region als auch darüber hinaus bekannt für ihre Mitmachkultur. Trotz des Wandels und Anpackens bezeichnet sich die Dörfergemeinschaft als »normal«. Sie meint damit anschlussfähig, denn hier wird versucht, alle mitzunehmen und die Veränderungen immer wieder an die Lebensrealität der Bewohner*innen anzupassen. Die Umwelt zu schützen und gemeinwohlorientiert zu handeln ist neu, aber auch normal.

Zukunftsfähigkeit gestalten

Eine neue Normalität möchte auch Michael Hetzer, Erbe und ehemaliger Geschäftsführer von *elobau* etablieren. Das Unternehmen ist Hersteller im

→ 299

Bereich Bedienelemente, Sensorik, Füllstandsmessung und Maschinensicherheit im Allgäuischen Leutkirch. Während sich die niedersächsische Dörfergemeinschaft mit der ökologischen Verantwortung und Demokratisierung der Zivilgesellschaft beschäftigt, liegt Hetzers Hauptaugenmerk auf der Produktionssphäre. Der Unternehmer gestaltet seit den 2000er Jahren seine Firma so um, dass sie ökologisch handelt und soziale Stabilität schafft. Bei dem Unternehmen *elobau* wurde mit Hilfe von gemeinschaftlichem Eigentum, hier Stiftungseigentum, eine nachhaltige Unternehmensstruktur geschaffen, Klimaneutralität implementiert und dabei die Mitarbeiter*innenzufriedenheit priorisiert.

Im Jahr 2009 setzte Hetzer die Eigentumsübertragung seines Unternehmens *elobau* in Gang. Der Familienunternehmer wollte seinen eigenen Kindern freistellen, ob sie in die Firma einsteigen möchten, und hat sich statt einer Vererbung für Verantwortungseigentum⁴ entschieden. Der Fortbestand des Unternehmens wurde sichergestellt, indem dieses nun Eigentum von Stiftungen ist. Inzwischen verwalten zwei Geschäftsführer das Unternehmen treuhänderisch und Michael Hetzer ist im Beirat aktiv. Er erzählt im Interview: »Das Unternehmen gehört sich nun selbst, Selbstbestimmung statt Spekulation.«

Das Stiftungseigentum sichert, dass das Unternehmen weder verkauft noch zerschlagen werden kann. Hetzer hat also auf Dauer entschieden, dass er auf einen Aspekt des Eigentumsrechts, die Weitergabe, verzichtet. Das Unternehmen *elobau* ist so vor Spekulation geschützt. Im Sinne der Nachhaltigkeit des Unternehmens verbleiben 90 % der Gewinne im Unternehmen. Mit ihnen werden Rücklagen aufgebaut oder in nachhaltige Innovationen und Ausbau investiert. Das Unternehmen widmet die übrigen 10 % der Firmengewinne über eine *elobau-Stiftung* dem Wohlergehen der Mitarbeiter*innen und als Spenden in ökosoziale Projekte und wirkt damit auch in die Region. Klassische Spendenfelder wie Sportvereine werden durch Integrationsprojekte, Bildungsprogramme und Biodiversitätsinitiativen ergänzt. Hier sind bewusst die drei Bereiche Ökonomie, soziale Stabilität und Ökologie miteinander verbunden. Langfristig möchte die Geschäftsführung die Ökologie an erste Stelle stellen, da auf einer intakten Umwelt soziale Stabilität aufbaue, ohne die wiederum kein ökonomisches Handeln möglich sei (ensian group GmbH 2022: 107). Gewinne sind nicht mehr Selbstzweck, sondern Mittel zum Zweck.

Mit dem Ziel des Schutzes der Natur verwehrt sich Hetzer auch das Eigentumsrecht der Verwertung. Obwohl es große Nachfrage an den von *elobau* hergestellten Produkten gibt, achtet das Unternehmen auf gesundes Wachstum

⁴ Unter Verantwortungseigentum wird ein dritter Unternehmenstypus neben Familien- und Kapitalmarktunternehmen verstanden. Dabei werden Unternehmen unabhängig treuhändisch verwaltet und an Unternehmenszwecke ausgerichtet. Ziel ist eine langfristige Unternehmensführung auf selbstbestimmte Weise und mit Gewinnen als Mittel zum Zweck des Erhalts des Unternehmens.

und orientiert sich an ökologischen Grenzen: Seit 2010 ist *elobau* klimaneutral. Es wird mehr erneuerbare Energie hergestellt als verbraucht und CO₂-Emissionen, die noch nicht vermieden werden können, kompensiert das Unternehmen nach dem Gold Standard. Dabei wird auch der Arbeitsweg der Mitarbeitenden mit in die Bilanz gerechnet und diese werden unterstützt, ihre Wege grüner zu gestalten. Damit wirkt *elobau* auch in die Region und verringert die Umweltbelastung vor Ort.

Hetzers Handeln kann man mit Wesche als ein Respektieren der »Rechte der Natur« (Wesche 2023) verstehen, die als Eigentumsrechte konzeptualisiert sind. Denn Ökosysteme sollten nach Wesche Besitzer von Eigentumsrechten sein, woraus folgt, dass die Regenerationsgrenzen von ihnen gewahrt werden müssen. Und auch Hetzers Vision ist eine nachhaltige Nutzung ohne Verwertung: In »unserem Unternehmen geht es nicht um grenzenloses Wachstum. Die Natur wächst auch nicht unendlich. Es bedarf Phasen der Erholung und Regeneration. Irgendwann stoßen wir sonst an unsere Grenzen.« (Stettin 2022: 45)

In der Konzeptualisierung der Nachhaltigkeit bedenkt Hetzer nicht nur die Mitarbeiter*innen, die sichere Arbeitsplätze in der Region benötigen, sondern auch die Kund*innen, die sich auf langjährige Geschäftspartner*innen einstellen wollen, und auch die Natur, deren Eigenes nicht ausgebeutet werden soll. Damit versteht sich das Unternehmen als Teil einer Gemeinwohlökonomie. Dieser ökonomische Ansatz sieht wirtschaftliche Aktivitäten nicht dem Gewinn, sondern den demokratischen Grundwerten unserer Gesellschaft verpflichtet. Dafür bilanzieren teilnehmende Unternehmen ihr eigenes Handeln nach den Grundprinzipien Menschenwürde, ökologische Nachhaltigkeit, Solidarität und soziale Gerechtigkeit sowie Mitbestimmung und Transparenz (Meynhardt/Jasinenko/Grubert 2019: 408). Auch *elobau* widmet sich der Überprüfung, wie sie diese Werte in den Bereichen Lieferant*innen, Eigentümer*innen sowie Finanzpartner*innen, Mitarbeitende, Kund*innen sowie Mitunternehmen und dem gesellschaftlichen Umfeld wahren. Der Bericht beruht auf Eigeninitiative, dient aber dem Unternehmen als Überprüfungsinstrument und auch als Mittel zu Transparenz innerhalb der Firma sowie nach außen. Das Stiftungs-Eigentum soll die ökologischen und gesellschaftlichen Werte in die DNA des Unternehmens einschreiben und sich diesen



Michael Hetzer

Michael Hetzer ist 1967 in Nürnberg geboren und ab dem 2. Lebensjahr im Allgäu aufgewachsen. Er hat Industrieelektronik in Ulm studiert. Er ist verheiratet und hat zwei Söhne im Alter von 23 und 26. Aktuell ist er Beiratsvorsitzender der *elobau* Gruppe, Business Angel einiger start-ups und Geschäftsführer der *raumideen GmbH & Co. KG*.

raumideen.gmbh

Werten verpflichtet. Diese Dauerhaftigkeit ist eine Eigenschaft von Eigentum (Wesche 2018), ganz besonders von in Stiftungen angelegtem Eigentum. Hetzer wird sein Unternehmen nicht seiner Familie weitervererben, aber seine Ideen von Gemeinwohlausrichtung und Nachhaltigkeit sind auf Dauer gestellt.

Demokratische Produktion

Der Verein *Ackersyndikat e.V.* hatte bei seiner Gründung 2020 ebenfalls das Ziel, die geteilten Werte langfristig zu sichern. Auch hier war der Wunsch nach Unverfügbarkeit der Veräußerung zentraler Auslöser für neue Eigentumsverhältnisse. Doch das *Ackersyndikat* vollzieht diese Transformation des Eigentums an dem schwierigen und umkämpften Thema Boden und möchte diesen dem Markt entziehen. In Städten wird die Bodenfrage anhand von Wohnraum verhandelt, in ländlichen Regionen hingegen findet der Konflikt um Boden vor allem um Ackerfläche statt. Maria Wahle führt mit ihrer Kollegin Dorothea Ulrich einen Biohof, der diese Unverkäuflichkeit mit dem *Ackersyndikat* umgesetzt hat. Die *Obermühle* ist ein Dreiseitenhof zwölf Kilometer nördlich von Jena in Thüringen, mitten in Dorndorf-Steudnitz. Hier wird seit 2022 auf nur einem Hektar Land die Solidarische Landwirtschaft *Pippi Pflanzstrumpf* betrieben. Das heißt, dass die Erträge des Gemüseanbaus nicht klassisch verkauft werden, sondern dass Mitglieder einen Anteil der Ernte erhalten. Derzeit versorgen die beiden Gärtnerinnen 60 Haushalte in der Region wöchentlich mit frischem Gemüse.



Dorothea Ulrich

Dorothea Ulrich ist Gemüsegärtnerin und hatte vor ihrem Umzug in ein Wohnprojekt im Saale Holzlandkreis in Halle (Saale) 2019 schon einmal eine solidarische Landwirtschaft aufgebaut. Seit 2023 betreibt sie zusammen mit Maria Wahle die Solidarische Gemüsegärtnerei in Dorndorf-Steudnitz. Von hier aus versorgen sie aktuell 60 Haushalte in Jena und Umgebung.

obermuehlesteudnitz.wordpress.com

Besonders an der *Obermühle* ist ihre Eigentumsform, denn der Hof ist nicht in Privateigentum, sondern gehört einer GmbH, deren Gesellschafter zwei Vereine sind. Ein erster Verein, in dem die Bewohner*innen der *Obermühle* und die Gärtner*innen Mitglieder sind, und als zweiter Verein das *Ackersyndikat*, das nur die Unverkäuflichkeit des Hofes sicherstellen soll und sonst die Entscheidungshoheit auf dem Hof lässt. Durch diese Doppelstruktur wurde, ähnlich dem Unternehmen *elobau*, eine Sicherheit geschaffen, die bewirkt, dass der Hof nicht wieder verkauft werden kann und langfristig den Bodenspekulationen und dem Markt entzogen bleibt. So sollen Biodiversität

und Bodenfruchtbarkeit durch ökologische Landwirtschaft dauerhaft gefördert werden. Wahle erzählt im Interview: »Es fühlt sich einfach großartig an, dass wir jetzt Land haben, das uns niemand einfach aus Pachtgründen wieder wegnehmen kann. Die Arbeit, die wir hier reinstecken, um die Böden fruchtbarer zu machen, wird nicht irgendwann umsonst gewesen sein.«

Die Finanzierung des Hofkaufs erfolgte durch Direktkredite von Unterstützer*innen des *Ackersyndikats* und aus dem Umfeld des Hofes und der Gärtner*innen. Kreditgeber*innen haben also Teile ihres Vermögens nicht über eine Bank vermittelt, sondern direkt in den Kauf der *Obermühle* investiert, erhalten aber keine Stimmrechte. Mit diesem Modell sollen zwei Aspekte angegangen werden: Erstens sollen Konsument*innen und die Gesellschaft Verantwortung für die Art und Weise ihrer Lebensmittelproduktion annehmen und ihre Aufmerksamkeit auf die Produktionsbedingungen von Lebensmitteln lenken. Zweitens fördert dieses Modell auch die Einbettung von Landwirt*innen in eine Gemeinschaft und wirkt der Isolation und Einsamkeit von Bäuer*innen entgegen. Durch die Beziehung mit den Konsument*innen, die auch zu Arbeitseinsätzen und Erntefesten zusammenkommen und somit auch untereinander Verbindungen spinnen, wird eine »eigentumsinduzierte wechselseitige Gleichgültigkeit schrittweise abgebaut« (Wesche/Rosa 2018: 250) und durch den Bezug zum geteilten Gemeinwesen ein neues Miteinandersein hergestellt. Erst die Gemeinschaft aus Gärtnerinnen und Bezieher*innen ermöglicht diese Art des Wirtschaftens und bereichert nicht nur die Landgesellschaft in der Region, sondern auch eine vielfältigere Landschaft (Streifeneder/Piatti 2022). Mit dem Finanzierungsmodell reagiert das *Ackersyndikat* also auf verschiedene soziale Krisen: Isolation und Einsamkeit, Entfremdung von der Lebensmittelproduktion und Ausschlüsse von Ackerflächen durch geringe finanzielle Mittel.

→ 123

Die Gemüsegärtnerei kommt dabei ohne formale Hierarchien aus. Stattdessen werden Entscheidungen gemeinsam und auf Augenhöhe getroffen. Denn alle Gärtner*innen sind gleichzeitig Eigentümer*innen des Ackers und diese Egalität spiegelt sich auch in der Entscheidungsbefugnis wider. Damit verbindet das *Ackersyndikat* das Prinzip der Demokratisierung, das in der Dörfergemeinschaft Flegessen, Hasperde und Klein Süntel Treiber der Eigentums-transformation ist, mit dem Prinzip der dauerhaften Ökologisierung von Produktion, das im Unternehmen *elobau* maßgeblich ist. Sobald jemand aus dem Betrieb aussteigt, verliert die Person auch den Eigentümer*innenstatus. Mit diesem Prinzip wird der Zugang zum Land nicht vererbt, sondern alle neuen Mitstreiter*innen sollen Zugang zu ökologischer Landwirtschaft bekommen. Das Modell soll niemanden wegen fehlender finanzieller Ressourcen ausschließen, sondern die Landwirt*innen gehen das globale Problem der sozialen Ungleichheit mit verringerten Zugangs- und Teilhabechancen konkret an

Hof an. Mit Wissen um gesamtgesellschaftliche Herausforderungen erproben sie Lösungen im Konkreten, Handhabbaren und vor allem Gestaltbaren. Zugang und Teilhabe wird über geteilte Werte einer sozialökologischen Transformation sowie Zeit und Energie, sich einzubringen, ermöglicht. Der Wandel erfolgt in Gemeinschaft mit den jetzigen Mitstreiter*innen aber auch mit folgenden und zukünftigen Verbündeten. Das Eigentum wird sozial eingebettet und Eigentümer*innen stehen über das konkrete Objekt, hier die *Obermühle*, mit dem Eigentumsobjekt, seiner Umwelt und den anderen Eigentumssubjekten, also Miteigentümer*innen in Beziehung (Angelis 2017).

Gemeinschaftliches Eigentum für eine transformative Region

Die drei vorgestellten Beispiele stellen mit ihren Rechtsformen gemeinschaftliches Eigentum her: Ob Verein, Stiftung oder GmbH, deren Gesellschafter Vereine sind – das gemeinsame Verfügen wurde rechtlich festgehalten. Interessant ist, dass sich *elobau* und die *Obermühle* zusätzlich auch Rechtsformen gegeben haben, die ihre Eigentumsrechte bewusst einschränken. Sie haben sich der Dekommodifizierung verschrieben und festgelegt, dass sie ihr Eigentum weder verwerten noch übertragen werden. Mit dem Zurückweisen dieser Rechte erweisen sie sich als ökologische Ansätze, denn andere Stiftungen oder Vereine verfolgen keineswegs automatische nachhaltige Ziele. Allzu oft wird auch in diesen Eigentumsformen extraktivistisches Handeln vollzogen. Doch die Dörfergemeinschaft Flegessen, Hasperde und Klein Süntel, *elobau* und die *Obermühle* in Dorndorf-Stednitz betätigen sich in »sorgende[r] Selbstwirksamkeit« (Wesche/Rosa 2018: 258) und beziehen dabei die Eigentumsobjekte, -objekte und ihre Umwelt mit ein. Dabei ist ihnen zunächst wichtig, dass Nutzung und Gestaltung über ein Objekt (Gebäude, Unternehmen, Boden) mit der Verfügung einhergehen. Das verleiht Selbstwirksamkeit, die sie dann wiederum im Kollektiv ausleben. Zusammen wird sich aufeinander abgestimmt und dabei sorgend Mitmenschen und Umwelt mitgedacht.

Das gemeinsame Aneignen schafft darüber hinaus ein Verantwortungsgefühl: Die Beteiligten geht ihre Umwelt etwas an, sie haben einen Möglichkeitsraum, um aus der Entfremdung rauszukommen, die im geringen gesellschaftlichen Gestaltungsraum begründet lag. In der Gemeinschaft lässt sich die Welt mitgestalten, die Eigentümer*innen erleben sich als Subjekte gesellschaftlicher Prozesse und des Gemeinwohls und es werden Beziehungen geknüpft. In dieser Selbstwirksamkeit wird demokratische Kultur erprobt und gelebt.

Die Abstimmungsprozesse verlaufen dabei weder konfliktfrei noch einfach. Gemeinschaftliches Eigentum verlangt den Gruppen viel Energie, Geduld und Kompromissbereitschaft ab. Die Aushandlungen können langwierig sein und die Mitbestimmung kann auch scheitern. Das kann zu Stillstand führen, weil sich nicht für ein gemeinsames Handeln entschieden werden kann, dieses nicht umgesetzt wird oder Personen im Zweifel den Kreis der Eigentümer*innen verlassen. Aus der Praktik des gemeinschaftlichen Eigentums kann sich auch ein individuelles Verfügen entwickeln, wenn Einzelpersonen ohne Abstimmungen im Kollektiv ein Eigentumsobjekt besitzen. Ebenso kann der ökologische Fokus verloren gehen und das Gemeineigentum wird in proprietaristischer Logik und extraktivistisch genutzt.

Nichtsdestotrotz suchen Akteur*innen Alternativen zum Proprietarismus, sammeln Erfahrungen damit und gehen eine Eigentumstransformation an. Nicht selten liegt der erste Impuls in dem Wunsch begründet, gemeinsam mit anderen die Umwelt oder Wissen zu teilen und zu gestalten. Eigentum ermöglicht dann eine Langfristigkeit in der gemeinsamen Praktik und kann die Beziehungen zu den Mitmenschen, dem besitzenden Objekt und der Umwelt verändern.

Wichtig für eine Transformation in der Region ist schließlich die Wiederholung der Praktik gemeinschaftlichen Eigentums. Alle drei hier genannten Beispiele haben Institutionen gegründet, die zukünftige Akteure in der Nachahmung unterstützen sollen: *elobau* gründete die Firma *elocompanion*, die andere Unternehmen in die Nachhaltigkeit begleiten und beraten möchte. Die Dörfergemeinschaft Flegessen, Hasperde und Klein Süntel hat eine *Akademie des Wandels* aufgebaut, wo Bildung über Wandel zu Zukunftsfähigkeit und Nachhaltigkeit vermittelt wird. Und das *Ackersyndikat* schließlich berät und unterstützt Interessierte beim Kauf, einer Umwidmung oder beim Aufbau eines Hofes. Denn gemeinschaftliches Eigentum wird dann in der Region wirksam, wenn Erfahrungen damit und Wissen darum ebenfalls geteilt werden und aus dem gemeinsamen Verfügen eine nachahmbare Praktik wird. Ab diesem Zeitpunkt entfalten diese Praktiken ihre Relevanz für die Transformation der Region und gemeinschaftliches Eigentum wird zu einer kollektiv geteilten Kompetenz.

Literatur

- Angelis, Massimo de (2017): *Omnia sunt communia. On the commons and the transformation to postcapitalism (= In common)*, London.
- Carruthers, Bruce G./Ariovich, Laura (2004): The Sociology of Property Rights. In: *Annual Review of Sociology* 30, S. 23-46.
- Deutschlandfunk Kultur (2022): Wie drei Dörfer gemeinsam die Zukunft gestalten. Henning Austmann im Gespräch mit Dieter Kassel. Deutschlandfunkkultur.de, <https://www.deutschlandfunkkultur.de/erst-am-anfang-drei-doerfer-schaffen-gemeinsam-zukunft-dlf-kultur-ec4a8c8c-100.html> vom 15.02.2024.
- ensian group GmbH (2022): Nachhaltigkeitsbericht 2022, Leutkirch im Allgäu.
- Gebhardt, Winfried (2014): Gemeinschaft. In: Endruweit, Günter (Hg.): *Wörterbuch der Soziologie*, Konstanz/München, S. 140-141.
- Meynhardt, Timo/Jasinenko, Anna/Grubert, Thorben (2019): Die Gemeinwohl-Bilanz auf dem Prüfstand der Bevölkerung. Empirische Überprüfung der demokratischen Legitimation der Gemeinwohl-Bilanz. In: *Zeitschrift für Wirtschafts- und Unternehmensethik* 20, S. 406-426.
- Piketty, Thomas (2020): *Kapital und Ideologie*, München.
- Stettin, Isabel (2022): Michael Hetzer (54) ist Unternehmer: in: Stadt? Land? Zukunft!, S. 45.
- Streifeneder, Thomas/Piatti, Barbara (2022): Geographien der Einsamkeit. Die see-lische Kartierung bäuerlicher Welten in der Gegenwartsliteratur. In: Langner, Sigrun/Weiland, Marc (Hg.): *Die Zukunft auf dem Land. Imagination, Projektion, Planung, Gestaltung*, Bielefeld, S. 291-317.
- Wesche, Tilo (2018): Der Wert des Eigentums. Über die Propriation der Zeit. In: *WestEnd. Neue Zeitschrift für Sozialforschung* 15, S. 129-142.
- Wesche, Tilo (2023): *Die Rechte der Natur. Vom nachhaltigen Eigentum*, Berlin.
- Wesche, Tilo/Rosa, Hartmut (2018): Die demokratische Differenz zwischen besitz-individualistischen und kommunitären Eigentumsgesellschaften. In: *Berliner Journal für Soziologie* 28, S. 237-261.



Miteinandersein





















Miteinandersein

Annäherung an eine verborgene transformative Kraft

Simon Julia Senft



›Gemeinschaft‹, ›Zusammenhalt‹, ›Miteinander‹ sind einige der am häufigsten benannten Schlagworte, wenn es um zukunftsfähige Dörfer und ländliche Regionen geht. Ob auf großen Veranstaltungen zu Themen der regionalen Transformation oder in kleinen Werkstätten und Gesprächsrunden in Dorfgemeinschaftshäusern: hunderte Moderationskarten, Post-its und digitale Wortwolken wurden bereits mit diesen Begriffen befüllt. In der Runde allseits zustimmendes Nicken. Gemeinschaft, Zusammenhalt und Miteinander sind Begriffe, die Assoziationen und Bilder wachrufen, die sich so schön warm nach Gemeinsamkeiten und Harmonie anfühlen. Es sind Begriffe, auf die jede*r das projizieren kann, was den eigenen Vorstellungen und Wünschen entspricht, ein Containerbegriff, auf den man sich sehr schnell einigen kann – gerade, weil zumeist keine genauere Verständigung darüber stattfindet, was eigentlich gemeint ist.

Fragen der Gemeinschaft spielen gerade wenn es um Fragen der Gestaltung von Transformation geht eine große Rolle. Wenn sich Ortschaften und Regionen den großen Fragen der Gegenwart stellen und endogen Lösungen dafür entwickeln wollen, ist es zentral, dass es Gruppen und Gemeinschaften gibt, die diese Entwicklungen gemeinsam voranbringen können.

→ 59

Grund genug einmal zu betrachten, wie Praktiken des Miteinanderseins aussehen, damit sie transformativ wirken können.

Durch die Begriffe wie ›Gemeinschaft‹ zeichnet sich das (Ideal-)Bild einer Gruppe an Menschen, die eng zusammenhält, sich mag, oder zumindest so gut miteinander auskommt, als dass die Gegenwart des jeweils anderen geschätzt wird. Man kennt sich, vielleicht schon seit der Kindheit, vielleicht haben sich auch die Großeltern schon gekannt. Und hier ist man auf dem besten Weg, insbesondere ländliche Gesellschaften als homogen, konsistent und in sich geschlossen, zu beschreiben, während im Gegensatz der urbane Charakter auf sozialer Heterogenität, unterschiedlichen Kontakten, Individualität und uneinheitlicher Kultur beruhe. Diese Zuschreibungen von polaren Extremtypen der Sozialität ist in der Forschungsliteratur des 19. und 20. Jahrhunderts häufig benannt (Redepenning 2019: 319) und nach wie vor wird die Dorfgemeinschaft in öffentlichen Diskussionen und politischen Debatten als homogener Sozialraum konstruiert, der sich durch persönliche Nähe und hohe Vertrautheit auszeichnet (Schiemann et al. 2022: 25). Die Realität ist jedoch wesentlich komplexer, die Diversität und Pluralität der Lebensentwürfe, die auch in kleinen Ortschaften existent ist, wird häufig nicht genügend beachtet.

→ 37 Stattdessen werden häufig die Geschichten von Menschen erzählt, die in Städte und Metropolen zogen, weil sie sich in ihrem Heimatort isoliert und fehl am Platze fühlten. Der Wunsch, nahe bei Menschen mit ähnlichen Vorstellungen, Ideen und Interessen, zu leben, kann – neben vielem anderen – ein Grund für einen Umzug in größere Orte sein. Dabei betrifft dies marginalisierte Gruppen in besonderem Maße, aber auch Menschen, die sich einer bestimmten Community zugehörig fühlen oder ein ungewöhnliches Hobby pflegen. Die kritische Masse an Personen, die es braucht, um eine Community z.B. aus queeren Menschen oder aus Personen, die eine Migrationsbiografie teilen, ins Leben zu rufen, ist in weniger dicht besiedelten Regionen schlichtweg schwerer zu erlangen. Dabei können diese Personen ebenso Dörfler im Herzen sein, die das Leben in weniger dicht besiedelten Regionen dem in der Stadt vorziehen würden. Wanderungsbewegungen zwischen ländlichen und urbanen Räumen gab es immer und sie werden immer Teil von Biografien sein. Gleichsam sind sie Ergebnisse von vielschichtigen Entscheidungsprozessen, die von den Akteuren nicht immer als final und definitiv beschrieben werden und auch in einem Sowohl-als-auch münden können.

Mobilität und Digitalisierung tragen zur Entscheidung, wo wir anderen Menschen begegnen, bei. Sie führen unter anderem dazu, dass unsere Leben räumlich entgrenzt sind. Ein Sozialleben außerhalb des Wohnortes ist für viele ohne Weiteres möglich. Außerdem haben wir die Option sozial zu sein, ohne uns physisch zu begegnen – die analogen Räume, in denen wir uns bewegen, wurden um digitale Räume erweitert, in denen Gemeinschaft

ebenso stattfinden kann. Diese Entwicklung zieht Vor- und Nachteile für das lokale Miteinander nach sich. Einerseits ist man weniger auf die möglichen Sozialkontakte im eigenen Ort angewiesen – wo lokal keine passenden Orte oder Gruppen zum Miteinandersein gefunden werden, sind digitale Räume in der Lage diese wichtige Funktion ein Stück weit zu ersetzen. Andererseits können durch den Aufenthalt in digitalen Räumen auch die Verbindungen vor Ort und der Zusammenhalt verloren gehen. Es ist eher möglich nebeneinanderher zu leben und sich hinter den eigenen Gartenzaun zurückzuziehen. Gerade im großstädtischen Umland pendeln viele zur Arbeit, nicht wenige erledigen Besorgungen auf dem Weg. Menschen in ländlichen Räumen sind selbstverständlich mobil zwischen verschiedenen Orten und durch digitale Optionen zunehmend unabhängig von lokalen Einkaufs- und Freizeitangeboten. Zufällige alltägliche Begegnungen werden seltener und mit ihnen das empfundene Gemeinschaftsgefühl – ein Schmerzpunkt der viele, gerade in ländlichen Räumen, umtreibt.

Praktiken des Miteinanderseins

Wertschätzende soziale Kontakte und das Gefühl der Zugehörigkeit sind wichtig für unsere emotionale Gesundheit und unsere Lebensqualität. Dies tritt jedoch nicht automatisch ein, wenn wir in Gemeinschaften leben. Bereits 1887 hat der Soziologe Ferdinand Tönnies zwischen Verwandtschaft, Nachbarschaft und Freundschaft als unterschiedliche Arten der Gemeinschaft differenziert, die auf jeweils unterschiedlichen Beziehungen basieren (Tönnies 2012 [1887]: 258). Die Analysen von Ronald Hitzler und Michaela Pfadenhauer beschreiben zudem das empfundene Spannungsfeld in modernen Gesellschaften zwischen Gemeinschaft und Individuum, als ein Sozialitätsdilemma: Das Individuum verspürt die Sehnsucht nach Sicherheit im Zusammenleben, Orientierung und Gemeinschaft mit dem Zustand des Freiseins vereinbaren zu können. Der Mensch sucht nach »Verbündete[n] für seine Interessen, Kumpane[n] für seine Neigungen, Partner für seine Projekte, Komplementäre[n] seiner Leidenschaften« (Hitzler/Pfadenhauer 2010: 372 f.). Diese Bedürfnisse vermögen Traditionsgemeinschaften nicht zu erfüllen, folglich evoziert die Individualisierung andere Formen der Sozialität. Neue Vergemeinschaftungsangebote, die Hitzler und Pfadenhauer als posttraditionale Gemeinschaften bezeichnen, versprechen dem Einzelnen sowohl »ein Höchstmaß an individueller Freiheit als auch ein attraktives Zusammensein mit gleichgesinnten [sic!]<« (ebd.: 376). Diese Gemeinschaften entstehen, indem sich individualisierte Akteure entscheiden, sich zeitweilig oder längerfristig zu einer freiwilligen »sozialen Agglomeration und deren Geselligkeiten« zugehörig zu empfinden – z.B. in Szenen oder auf

Festivals. Sie konstituieren sich unter anderem durch ein kollektives Selbstverständnis, ein Zu(-sammen-)gehörigkeitsgefühl, welches sich von einem ›Nicht-wir‹ abgrenzt. Diese Abgrenzung erfolgt beispielsweise durch ein spezifisches Interesse oder Anliegen, eine von den Mitgliedern anerkannten Wertsetzung sowie geteilte Interaktions(zeit)räume (vgl. ebd.: 375, 376, 379).

Die Vergemeinschaftung an sich gibt jedoch keinen Aufschluss über die Qualität des Miteinanderseins in der jeweiligen Gruppe. Diese Qualitäten der Beziehungen werden unter anderem in den Diskursen rund um Konvivialität und Fürsorge (Care) thematisiert. Das *Care Collective* beschreibt in *The Care Manifesto* die Relevanz von lokalen sorgenden Gemeinschaften für das Individuum:

»[I]n order to really thrive we need caring communities. We need localised environments in which we can flourish: in which we can support each other and generate networks of belonging. We need conditions that enable us to act collaboratively to create communities that both support our abilities and nurture our interdependencies.« (Chatzidakis et al. 2020: 45)

In eine ähnliche Richtung steuert das *Konvivialistische Manifest*, welches von über 40 französischsprachigen Personen rund um den Soziologen Alain Caillé entwickelt wurde. Es unternimmt den Versuch, eine positive Vision des gemeinschaftlichen Lebens aller Lebewesen auf unserem Planeten zu zeichnen, und zeigt eine veränderte Gesamtperspektive, bei welcher es in erster Linie um die Qualität sozialer Beziehungen und die Achtung der Beziehung zur Natur geht. Hierfür wird der Begriff des »Konvivialismus (con-vivere, lat: zusammenleben) herangezogen« (Adloff/Leggewie 2014: 9). Unter Konvivialismus wird eine »Kunst des Zusammenlebens (.) [verstanden], die die Beziehungen und die Zusammenarbeit würdigt und es ermöglicht, einander zu widersprechen, ohne einander niederzumetzeln, und gleichzeitig für einander [sic!] und für die Natur Sorge zu tragen« (ebd: 47). In dieser »Gesellschaft der ›Fürsorglichkeit‹«, wird »die Arbeit für andere wert[ge]schätzt und diejenigen [ge]fördert, die sich Aufgaben der Fürsorge widmen« (ebd.: 57). The *Care Collective* betont dabei wiederum die Gegenseitigkeit von Fürsorge und Unterstützung, die in einer sorgenden Gemeinschaft angeboten wird. Es wird sowohl Sorge geleistet als auch empfangen (Chatzidakis et al. 2020: 47). Dabei geht es nicht darum, sich aufopferungsvoll um andere zu kümmern, sondern vielmehr darum, dass es einen kümmert, wie es den anderen geht. Es bedeutet füreinander Sorge zu tragen und individuell Verantwortung für sich und die Gemeinschaft zu übernehmen. In der Diskussion des *konvivialistischen Manifests* heben Frank Adloff und Volker Heins hervor, dass »das propagierte ›con-vivere‹ [...] nicht nur Toleranz, Kommunikation oder Anerkennung, sondern in erster Linie Zusammen-

arbeit [bedeutet]«. Das Manifest verschiebe somit »die Aufmerksamkeit von Haltungen auf Handlungen« (Adloff/Heins 2015: 15).

Sozialität wird in diesem Sinne praxeologisch gefasst und Praktiken des Miteinanderseins als solche beschrieben, die zum Ziel haben, spezifische Qualitäten von Beziehungen herzustellen. Sie umfassen vielfältige Praktiken des Gemeinsamen und der Solidarität, der Kooperation und Kollaboration. Hinter all diesen Praktiken steht die Suchbewegung wie, entsprechend den posttraditionalen Gemeinschaften, die Individualität und Unterschiedlichkeit wertschätzt und gleichsam Sicherheit und eine sorgende Gemeinschaft hergestellt werden kann.

Miteinandersein bedeutet sich selbst zu ermächtigen, sich gegenseitig zu stärken und dazu beizutragen, anderen Menschen das Miteinandersein zu ermöglichen. Das heißt beispielsweise auf Offenheit und barrierearmen Zugang zu achten, Menschen aktiv einzubeziehen, ihnen ein ehrliches Interesse entgegenzubringen und die vielfältigen Perspektiven wertzuschätzen und sichtbar zu machen. Es geht darum, einander einen Vertrauensvorschuss zu gewähren, statt sich zunächst mit Misstrauen zu begegnen und auch fehlerfreundlich, sprich: nachsichtig zu sein. Im besten Fall entstehen Beziehungen und Gemeinschaften, die konstruktiv mit Dissens umgehen und zusammen das Leben vor Ort, ebenso wie im Digitalen, gestalten.

Miteinandersein ist eine kollektive Praxis. Allein kann man nicht Miteinandersein. Es findet aber nicht nur in intimen Beziehungen, in familiären Kontexten und Freundschaften statt. Nachbarschaftshilfe ist beispielweise eine weit verbreitete, informelle Art der lokalen gegenseitigen Unterstützung, die eine Bandbreite an Menschen umfasst, die über Verwandtschaftsnetzwerke hinausgeht (Chatzidakis et al. 2020: 45, 47).

Die Konvivialisten betonen, dass es »Kooperation auch unter Fremden geben kann, die nur in geringem Maße über einen gemeinsamen Werte- und Normenkanon verfügen. Kooperation kann also aus sich heraus entstehen und bedarf längst nicht immer vorgängiger Gemeinsamkeiten.« (Adloff/Heins 2015: 15)

Miteinandersein kann in allen unseren Beziehungen sowie lokalen und digitalen Netzwerken gelebt werden. Dabei sind diese Praktiken kommunitär, sie entfalten ihre Wirkung nur, wenn sie von allen, die sich dieser Gemeinschaft als Zugehörig fühlen, gelebt werden. Manchmal genügt eine Person, die sich nicht entsprechend den Verhaltenserwartungen verhält, um eine Gemeinschaft zu demontieren. Daher müssen Praktiken des Miteinanderseins kontinuierlich gelebt, befördert und verteidigt werden. Zum Miteinandersein gehört, stetig am Miteinander zu arbeiten, gemeinsam Regeln auszuhandeln und deren Einhaltung umzusetzen. Ein konviviales Miteinandersein ist kein

Zustand, der einmal erreicht wird und fortan besteht. Man kann nicht passiv Miteinandersein, alle müssen etwas einbringen. Dabei kann die eingebrachte Energie – auch über die Zeit hinweg – variieren.

→ 59 Miteinandersein umfasst vielfältige Praktiken, es kann sowohl handlungs- als auch diskursorientiert sein. Beispielsweise kann gemeinsam etwas hergestellt werden oder es steht der verbale Austausch über Themen und Erfahrungen im Vordergrund. Kontextspezifisch können Praktiken des Miteinanderseins unterschiedliche, variierende Handlungen umfassen und vielfältige Formen ausbilden sowie an verschiedensten Orten stattfinden.

In vielen Orten gibt es Menschen, die Optionen erkennen und das Miteinandersein im Ort fördern. Sie leben entsprechende Praktiken vor, stellen Räume zur Verfügung, organisieren Treffen, investieren Zeit, Energie und auch Geld, damit Menschen zusammenkommen können und miteinander sein können. Diese Menschen sind wichtige Säulen in lokalen wie digitalen Gemeinschaften. Sie sind Gastgebernde und schaffen Anlässe für Begegnungen. Diese müssen gar nicht so besonders sein: Beim Kochen, Essen, Tanzen oder Karten spielen begegnet man sich, gerät in den Austausch, entdeckt gemeinsame Schnittmengen, Positionen und Interessen. Akteure die in digitalen Räumen wirken, indem sie Austauschformate initiieren, bieten eine Plattform für das Teilen von Informationen und Erfahrungen, moderieren Diskussionen und vernetzten Menschen auch über große Distanzen.

Miteinandersein kann an vielen Orten stattfinden: nicht nur im Vereinsleben, an Stammtischen oder auf Dorffesten, auch beim gemeinsamen Wandern, Spielen von Online-Multiplayer-Games und Austausch in der dorf-internen Messenger Gruppe. Die Aktivitäten bei denen Menschen Praktiken des Miteinanderseins leben, sind vielfältig und finden potenziell in allen interpersonellen Räumen statt. Dies umfasst sowohl physische als auch digitale Räume.

Miteinandersein vor Ort

Die sozialen Beziehungen am Wohnort besitzen für das Selbstverständnis und die Praktiken der Bewohner*innen ländlicher Räume eine alltagsweltliche Bedeutung (Schiemann et al. 2022: 28). Menschen beschreiben sich in Bezug zur Gemeinschaft, ziehen sie als Identifikationsmerkmal heran und stehen durch Alltagspraktiken – wie der Annahme von Paketen oder dem gegenseitigen (nicht) Grüßen – mit ihr in Beziehung. In den Orten und Nachbarschaften treffen sich Menschen unintendierte in Räumen mit hohem Begegnungspotenzial, etwa in Läden, an Badeseen, im Café oder an der Schule. Diese »[...] Gelegenheiten zur Begegnung [sind] eine Grundlage, um das Wissen übereinander

sowie Interaktionen und Beziehungen überhaupt erst zu ermöglichen bzw. aufrechtzuerhalten« (ebd.: 29). Umso größer sind die Konsequenzen für Orte, an denen diese Gelegenheiten limitiert sind. Wo es keine öffentlichen, dritten und sozialen Orte gibt, entstehen folglich auch weniger Alltagsbegegnungen. Dann werden die expliziten Anlässe zum Miteinandersein wichtiger. Bei Aktivitäten wie dem gemeinsamen Musizieren, Selbermachen, Sporttreiben oder einfach beim Plaudern steht die soziale Nähe und die empfundene Zugehörigkeit zu einer Gruppe für viele im Vordergrund.

Sich zu gemeinsamen Aktivitäten zu treffen oder sich als Verein zusammenzuschließen, bedeutet jedoch nicht automatisch, in einem konvivialen Sinne miteinander zu sein. Ein Vereinsvorstand kann beispielsweise Entscheidungen hierarchisch treffen und Mitglieder sowie Ressourcen vor allem verwalten. Der Verein hat jedoch auch die Möglichkeit, das Vereinsleben im Sinne des Miteinanderseins zu gestalten und eine demokratische Kultur zu leben, die Mitglieder aktiv bei Entscheidungen miteinbezieht, zur Mitgestaltung anregt und auch den Jüngsten Gehör schenkt. Initiativen und lose Gruppen können aus Menschen bestehen, die ähnliche Perspektiven teilen, unsolidarisch Handeln, sich bewusst gegenüber anderen abgrenzen und neuen Mitgliedern gegenüber unaufgeschlossen sind. Dabei ist die Exklusivität von Gruppen ein ambivalenter Aspekt: Einerseits wird Menschen der Zugang verwehrt, andererseits kann der Ausschluss von Personengruppen gleichsam eine Voraussetzung sein, um Räume, in denen Miteinandersein gelebt wird, zu ermöglichen und zu schützen. In allen Fällen gilt es genau hinzusehen und die individuellen Möglichkeiten zu sondieren, was man zum Miteinandersein beitragen kann.

Anne Dawah schafft mit den Kochabenden in ihrem neuen Heimatort Roding einen solchen Raum. In der 12.500 Einwohner*innen großen Gemeinde gibt es viele internationale Firmen, und so auch viele Arbeitskräfte, die aus allen Teilen der Welt in die oberpfälzische Provinz gezogen sind. Auch sie und ihr Mann sind 2010 der Arbeit wegen nach Roding gekommen. Kurz danach – 2013 – gründete sie den *Multikulti-Integrationsverein Roding e.V.*. Damit Roding nicht nur Arbeitsort, sondern auch Heimat wird, so die gebürtige Kamerunerin, schafft sie Anlässe, um sich über das gemeinsame Kochen und Essen kennenzulernen. Auch die ›Bayer*innen‹ einzubeziehen ist ihr dabei besonders



Anne Dawah

Anne Dawah interessiert sich für andere Kulturen. Der Austausch mit Menschen aus unterschiedlichen Herkunftsländern ist ihre Leidenschaft. Sie zeigt anderen gerne den Weg, damit diese sich nicht immer als Fremdkörper fühlen. Außerdem liest und reist sie gerne, um die Welt besser kennenzulernen.

miv-roding.de

wichtig. »Wenn die Einheimischen nur vorbeikommen und schauen, dann sind die Neuen auch wieder nur unter sich. Nur miteinander kann Integration funktionieren«, gibt sie zu bedenken. Einmal im Monat treffen sie sich: die »Ureinwohner«, Zugezogenen aus aller Welt und die neu angekommenen Geflüchteten aus der Ukraine. Beim internationalen Koch-Stammtisch gibt es jedes Mal ein Gericht aus einer anderen Nation, selbstverständlich von denjenigen zubereitet, die es am besten kennen. Alle anderen kochen mit und lernen so neben ihren Nachbar*innen auch neue Zutaten und Gerichte kennen. Warum gerade ein Koch-Stammtisch? »Na weil gemeinsam Kochen und Essen so schön verbindet, da kann jede*r mitmachen.« Doch beim gemeinsamen Essen blieb es nicht. Anne Dawah, die bereits mit ähnlichen Projekten in Österreich Erfahrungen gesammelt hatte, ist mit ihrer Mission, den Dialog und das gegenseitige Kennenlernen zu fördern, in vielen Räumen unterwegs. Sei es bei der *Multikulti-AG* in der Schule oder wenn sie Kulturabende veranstaltet, bei denen beispielsweise junge Erwachsene von ihren Reisen erzählen oder die Rödinger von der Geschichte der Region. Einige der internationalen Firmen haben inzwischen den Standort aufgegeben – die Menschen aber sind geblieben und haben mit ihren Läden, Restaurants und Kulturveranstaltungen etwas internationales Großstadtfair in die beschaulichen Dörfer nahe der tschechischen Grenze gebracht.

Räume und Anlässe zur Begegnung, wie Anne Dawah sie schafft, besitzen eine besondere Relevanz für Menschen, die beispielsweise neu hinzugezogen sind oder andere Bedürfnisse im Kontakt mit anderen haben. Sie besitzen eine sozialintegrative Wirkung, die gerade an Orten, in denen Menschen mit diversen Biografien und Lebensentwürfen leben, die Überwindung von Fragmentierung und den Zusammenhalt fördert.

Miteinandersein in digitalen Räumen

Egal wo wir sind, in digitalen Räumen können wir Menschen mit ähnlichen Interessen und Vorstellungen finden, mit denen wir uns vergemeinschaften können. Die Digitalisierung und das Internet 3.0 ermöglicht es orts- und zeitunabhängig miteinander im Austausch zu sein. Es ermöglicht zudem verschiedene Grade der Interaktion mit anderen. Man kann sich informieren, in Blogs lesen, Podcasts hören. In Foren, sozialen Medien und digitalen Veranstaltungen kann man mitdiskutieren und die eigene Perspektive einbringen. Wer mag, kann selbst Inhalte produzieren und dabei Themen setzen und Diskurse beeinflussen. Darüber hinaus können, im Sinne des Miteinanderseins, (eigene) Formate und Räume genutzt werden, um anderen ein Podium zu bieten und deren Positionen in der öffentlichen Wahrnehmung zu stärken.

Das Verbindende in digitalen Räumen ist zumeist ein geteiltes Thema. Wobei der vergleichsweise einfache Zugang zu Informationen und die Anonymität die Barriere zur Teilnahme senkt. Wer sucht, findet über Schlüsselbegriffe zu fast jedem Interessensgebiet eine digitale Community: von regenerativer Landwirtschaft, speziellen Handwerkstechniken oder Strategien zur Transformation von Regionen, bis hin zu persönlichen Fragen der Identität, Spiritualität oder Bewältigung von herausfordernden Lebensphasen. Auch wenn gesamtgesellschaftlich betrachtet das ein oder andere Thema ein Nischenthema ist – in der Reichweite des digitalen Raums bildet sich dennoch eine Gruppe, für die gerade dieses Thema eine besondere Relevanz besitzt. In digitalen Räumen findet sich Platz für die Verhandlung von Themen, die in der lokalen Gemeinschaft unter Umständen kaum präsent sind. In diesen Räumen des Miteinanderseins finden sich Menschen zusammen, für die es wichtig ist diese Themen zu besprechen und zu verhandeln. Daraus können translokale Verbindungen und starke Netzwerke entstehen, die sich gegenseitig unterstützen und für das Individuum auch bei negativen Erfahrungen ein soziales Auffangnetz bilden. Dies stärkt insbesondere marginalisierte Gruppen, wie queere und migrantische Communities, die im Alltag Diskriminierung erfahren. Aber auch Landwirt*innen, Landaktivist*innen oder Bürgermeister*innen profitieren vom Austausch in starken überregionalen Gemeinschaften.

Digitale Räume können jedoch auch exklusiv sein und Praktiken des Miteinanderseins ablehnen. Indem sich die Mitglieder beispielsweise gegenüber Neuen verschließen, vielfältige Meinungen unterdrücken und die Macht von bestimmten Personen oder Gruppen befördern. Bestimmte visuelle und Sprachcodes bestimmen vielfach über die Zugehörigkeit zur Gruppe. Hassrede und Ausschluss durch Administrator*innen können unerwünschte Perspektiven aus digitalen, öffentlichen Räumen verdrängen und unsichtbar machen. Dies bedeutet im Umkehrschluss jedoch nicht, dass digitale Räume des Miteinanderseins radikal inklusiv sein müssen. Gemeinschaften, die bestimmte Räume für sich beanspruchen, um Praktiken des Miteinanderseins zu leben, können die Bedingungen miteinander aushandeln und Verhaltensregeln aufstellen. In vielen Foren, Messenger-Gruppen oder Chaträumen gibt es eine niedergeschriebene, sogenannte »Netiquette«, in anderen Räumen besteht lediglich eine implizite Annahme über einen Verhaltenscodex, ohne explizite Vereinbarung.

Digitale und analoge Räume sind nicht voneinander getrennte, klar abgrenzbare Sphären. Sie stehen in einer Wechselbeziehung zueinander. Digitale Kommunikationsräume und Medien wirken zurück in die Gemeinschaften vor Ort. Jede Person, die Anschluss zu digitalen und analogen Gemeinschaften hat, stellt eine kommunikative Brücke dar. So kann die Repräsentation



Fabian Schrader

Fabian Schrader interviewte im Podcast *Somewhere Over The Hay Bale* in 40 Folgen queere Menschen, die auf dem Land groß geworden sind oder im ländlichen Raum leben – für mehr Lebensrealitäten, Erfahrungen und Perspektiven jenseits des queren Lebens in den großen Städten. Fabian, Jahrgang 1990, ist selbst in einem Dorf in Sachsen-Anhalt groß geworden und hat mit dem Podcast die Geschichten vollwertigen queeren Lebens gefunden, die er selbst damals auf dem Land hätte hören wollen. Fabian lebt mittlerweile in Berlin und arbeitet als Theaterpädagoge und Bildungsreferent.

linktr.ee/somewhereoverthehaybale

bestimmter Perspektiven und Diskurse in digitalen Räumen die lokalen Gemeinschaften beeinflussen und verändern, genauso wie die analog gemachten Erfahrungen die digital geführten Diskurse verändern.

Fabian Schrader beispielsweise spricht in seinem Podcast *Somewhere Over The Hay Bale* mit queeren Menschen, die auf dem Land leben oder dort gelebt haben. Er bietet einen digitalen Raum, um diesen Personen und ihren Geschichten und Gedanken eine Öffentlichkeit zu bieten und ein Initial für Austausch und Vernetzung zu setzen. Das Medium Podcast ermöglicht dabei verschiedene Grade der Interaktion. Vom unsichtbaren Zuhören über Kommentieren bis hin zum Erzählen der eigenen Geschichte. Die Perspektiven und Positionen dieser Gruppe sind für diejenigen, die sich in einer vergleichbaren Lebenssituation befinden, von essenzieller Relevanz und können biografieverändernd wirken. Schrader selbst kannte queeres Leben während seines Auswachsens im ländlichen Sachsen-Anhalt fast nur aus dem Fernsehen, es war immer weit weg von der eigenen Lebensrealität, so erzählt er. Das Fernsehen ließ jedoch keine Interaktion mit den Dargestellten zu, Rückfragen stellen oder in Dialog treten – unmöglich. Insofern blieb diese Welt für ihn etwas Abstraktes, das es in

seinem Wohnort nicht gab, also auch nicht sein konnte. Dabei gab und gibt es queeres Leben überall, auch abseits der Großstädte. Der digitale Raum ermöglicht einen Begegnungsraum und den Zugang zu Erfahrungsberichten, die bei der eigenen Identitätsfindung helfen können. Fabian Schrader geht es dabei nicht um Bekanntheitsgrad und Reichweite; wenn eine Folge bedeutsam für eine Person ist, hat es sich schon gelohnt. »Wenn dann ein junger, schwuler Landwirt, der in einer Folge von sich erzählt hat, auf dem Dorffest von einem Jugendlichen angesprochen wird, der ihn nach Rat fragt bei seiner eigenen Identitätsfindung – dann wurde schon viel bewegt.« Wenn solche Dinge passieren, verändert die Repräsentation und das Miteinandersein im digitalen Raum bestehende analoge Räume und schafft zum Teil auch neue. Wenn Jugendliche an einer Schule eine LGBTIQ-AG gründen, es im Jugendzentrum Angebote für queere Menschen gibt oder eine Gruppe sich zum regelmäßigen FLINTA-Stammtisch im örtlichen Gasthaus trifft, dann verändert das auch

die lokalen Räume und Gemeinschaften. Die Sichtbarkeit von Menschen mit unterschiedlichsten Identitäten und Lebensentwürfen schafft Bewusstsein für die Vielfalt von Lebensrealitäten, setzt Bewusstseins- und Akzeptanzprozesse in Gang und normalisiert sie. Räume können so sicherer werden.

Das transformative Potenzial des Miteinanderseins

Miteinandersein wirkt auf Gemeinschaften gleichermaßen stabilisierend als auch transformativ. Indem praktiziertes Miteinandersein Kommunikation und zwischenmenschliche Beziehungen fördert, trägt es zur individuellen Resilienz sowie der Stabilisierung von lokalen und digitalen Gemeinschaften bei. Andererseits transformieren Praktiken des Miteinanderseins die Sozialität unmittelbar. Gerade in der Verbindung von digitalen und analogen Räumen, die automatisch besteht, wenn Menschen in beiden Sphären unterwegs sind, liegt das Potenzial für fruchtbare wechselseitige Impulse. Die translokale Konnektivität, die mittels digitaler Medien entsteht, bringt neue Perspektiven und bisher kaum behandelt Themen in lokale Gemeinschaften. Erfahrungen aus der analogen Lebenswelt werden ebenso in digitalen Gemeinschaften verhandelt, in denen Perspektiven aus unterschiedlichsten Lebenskontexten geteilt und diskursiv zusammengeführt werden können. Wenn diese Aushandlungen im Sinne des Miteinanderseins in gegenseitigem Respekt, Wertschätzung und Anerkennung der Validität von individuellen Erfahrungen geschieht, können individuelle und kollektive Entwicklungsprozesse stattfinden. Gemeinschaften, die Praktiken des Miteinanderseins erproben, sind Kontexte in denen wichtige Erfahrungen gemacht werden können und neue Verhaltensweisen eingeübt werden. Hier können Fehler gemacht werden, korrigiert und gemeinsam Anpassungen vorgenommen werden. »Gemeinschaften können nicht nur heute ein befriedigendes Leben ermöglichen, sondern darüber hinaus auch hilfreich sein, um solidarisches Verhalten zu üben.« (Winker 2015: 177)

Sich als Teil einer Gemeinschaft zu fühlen, die füreinander Sorge trägt, kann auf individueller Ebene zu einer emotionalen Bindung zu Wohnort und Region beitragen. Zudem werden (regionale) Transformationsprozesse durch das Miteinandersein insofern unterstützt, als dass es eine zwischenmenschliche Basis für andere transformative Praktiken schafft. Wir leben in lokalen Zufallsgemeinschaften und besitzen nur bedingt Einfluss darauf, wer mit uns die Nachbarschaft teilt oder Mitglied in derselben Organisation ist. Dies kann eine Herausforderung sein, gerade wenn es um die Gestaltung

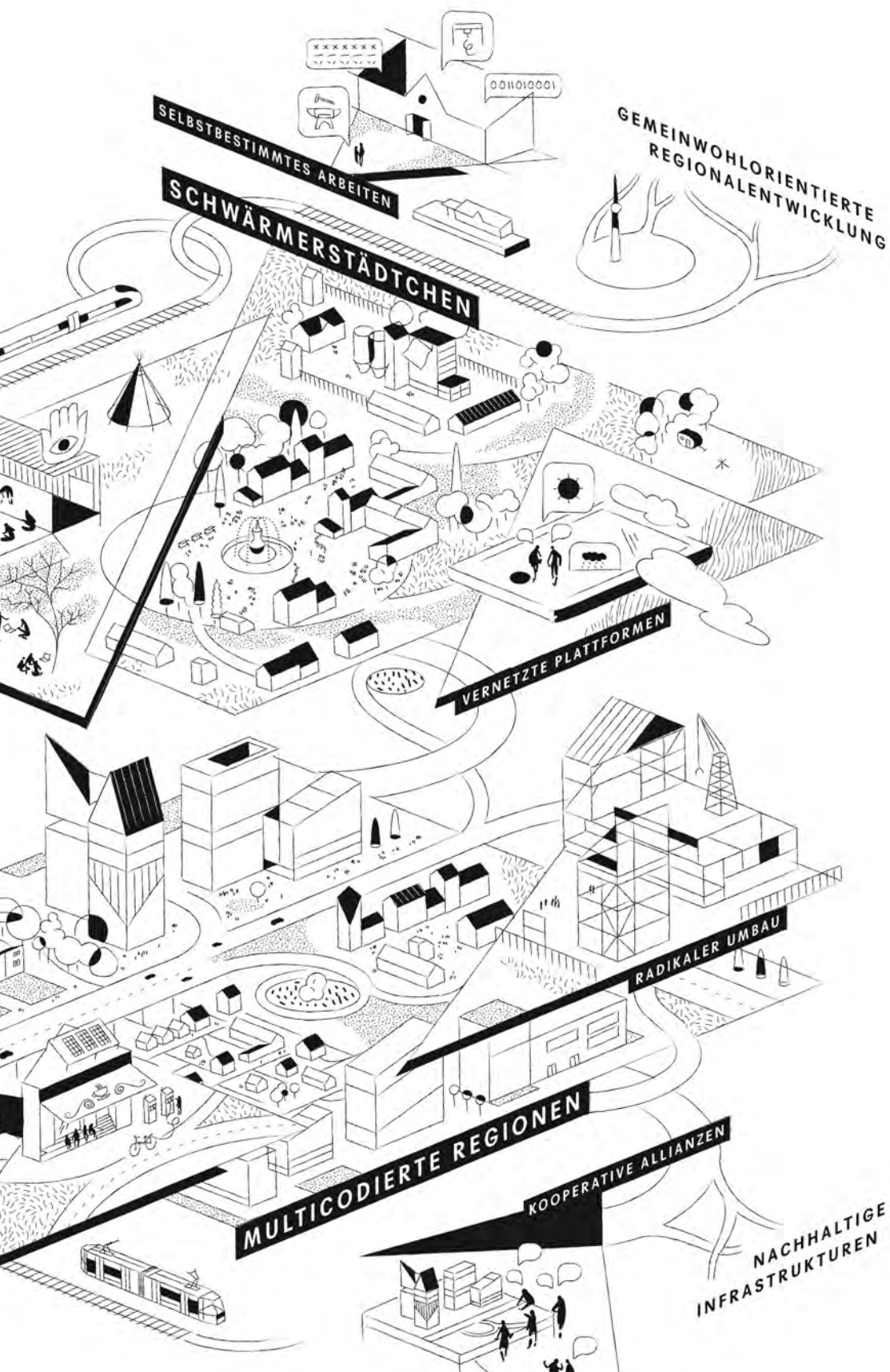
von Veränderungsprozessen geht. In selbst-gestalteten, endogenen Transformationsprozessen, die in ihrem Charakter kollektiv und demokratisch sein müssen, sind wir genau auf diese Nachbar*innen als Verbündete angewiesen. So kann gelebtes Miteinandersein eine wichtige Grundlage für weitere
 → 99 transformative Praktiken, beispielsweise das gemeinschaftliche Eigentum
 → 59 oder Praktiken des Selbermachens, schaffen.

Wenn Menschen zum Miteinandersein zusammenkommen, entstehen Gespräche über das Leben in der Region. Es werden Beobachtungen, individuelle Erfahrungen, Wünsche und Befürchtungen ausgetauscht. Diese Aushandlungen unterstützen transformative Prozesse, indem eine kollektive Verständigung über wünschenswerte Entwicklungen und Zukunftsbilder stattfindet. Durch die Bildung einer Gruppe, die in der Lage ist, sich auf Augenhöhe zu begegnen und konstruktiv mit divergierenden Meinungen umzugehen, ist eine wesentliche Ressource für kollektive transformative Praktiken geschaffen. Zudem beziehen Gruppen die Miteinandersein leben, plurale Perspektiven mit ein, auch wenn diese z.T. im Raum nicht vertreten sind. Der digitale Anschluss an überregionale und globale Wissensnetzwerke kann dabei eine große Rolle spielen, denn nicht zuletzt werden auch in digitalen Räumen Themen der regionalen Transformationen erörtert. Dort werden beispielsweise Wissen und Erfahrungen geteilt und gerade bei speziellen Themen, wie der Pflanzung von Mikrowäldern, gemeinschaftlichem Besitz oder der Transformation von Verwaltung, sind die überregionalen und teilweise globalen Wissensnetzwerke besonders relevant.
 → 79

Praktiken des Miteinanderseins sind Care Arbeit an der Gesellschaft, Beziehungsarbeit und ein stetiges Lernen. Die unmittelbarste Wirkung des Miteinanderseins ist die Veränderung des gesellschaftlichen Klimas, einer Klimaveränderung. Hierbei wird ›Klima‹ als die Beziehungen der Menschen zu ihren materiellen Lebensbedingungen (Latour 2018: 9) sowie untereinander, verstanden. Dabei wäre es nur folgerichtig, Praktiken des Miteinanderseins auf nicht-menschliche Akteure auszuweiten. Auch die Konvivialisten schließen die Mensch-Natur-Beziehungen explizit mit ein. Menschen können schließlich auch mit ihren (Haus-)Tieren Miteinandersein, Care-Arbeit für Tiere und Pflanzen leisten, beispielsweise indem sie Wiesen zu bestimmten Zeiten nicht mähen oder nicht betreten. Wenn wir unser Handeln daran orientieren, möglichst viele menschliche wie nicht-menschliche Akteure in unser Miteinandersein einzubeziehen, sind wir auf dem Weg, unsere vielfältigen Umweltbeziehungen ganzheitlich zu transformieren.

Literatur

- Adloff, Frank/Heins, Volker (2015): Einleitung. Was könnte Konvivialismus sein?
In: Adloff, Frank/Heins, Volker (Hg.): Konvivialismus. Eine Debatte, Bielefeld, S. 9-20.
- Adloff, Frank/Leggewie, Claus (2014): Das Konvivialistische Manifest. Für eine neue Kunst des Zusammenlebens, Bielefeld.
- Chatzidakis, Andreas/Hakim, Jamie/Littler, Jo/Rottenberg, Catherine/Segal, Lynne (The Care Collective) (2020): The Care Manifesto: The Politics of Interdependence, London.
- Hitzer, Ronald/Pfadenhauer, Michaela (2010): Posttraditionale Vergemeinschaftung: Eine »Antwort« auf die allgemeine gesellschaftliche Verunsicherung. In: Soeffner, Hans-Georg (Hg.): Unsichere Zeiten. Herausforderungen gesellschaftlicher Transformationen. Verhandlungen des 34. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Jena 2008, Berlin, S. 371-382.
- Latour, Bruno (2018): Das terrestrische Manifest, Berlin.
- Redepenning, Marc (2019): Stadt und Land. In: Nell, Werner/Weiland, Marc (Hg.): Dorf. Ein interdisziplinäres Handbuch, Berlin, S. 315-325.
- Schiemann, Sara/Rühmling, Melanie/Klärner, Andreas (2022): Die »Dorfgemeinschaft« – (In)begriff sozialer Nähe und gesellschaftlichen Zusammenhalts? In: Ländlicher Raum 2, S. 25-29.
- Tönnies, Ferdinand (2012 [1887]): Studien zu Gemeinschaft und Gesellschaft, Wiesbaden.
- Winkler, Gabriele (2015): Care Revolution. Schritte in eine solidarische Gesellschaft, Bielefeld.



2

Regionstypen



















Ein Reisebericht

Leon Jank, Eleonore Harmel, Mascha Pfitzer

Raus ins Feld

Die Reise beginnt entlang einer – naja, sagen wir mal nicht so besonders schönen – Bundesstraße. Entlang der großflächigen, staubigen Felder zur linken und rechten Seite bleibt der Blick nirgendwo hängen. Das kleine Straßendorf schirmt sich hinter großen Hecken und blickdichten Baumarktzäunen ab, manche Rollläden sind heruntergelassen und es sieht so aus, als ob hier nicht mehr viel los ist. Am Ortsausgang zieht ein Agrarbetrieb mit den typischen langen Betonstallungen aus DDR-Zeiten am Fenster vorbei, die Silos für das Getreidelager wirken wie Wegmarker am Horizont. Cut. Wir biegen ab auf eine alte Pflasterstraße, gesäumt von großen Alleeebäumen und sofort befinden wir uns in einer anderen Welt.

Ein kleines Dorf überrascht uns plötzlich hinter der Kurve. In den Gärten wird Gemüse angebaut, das Holz für den Winter gestapelt und es gibt jede Menge Hühner und Schafe zu hören. Wir sehen Gebäude aus verschiedenen Jahrzehnten und Jahrhunderten, die sich um die Kirche schmiegen und trotzdem wirkt das Dorf wie aus einem Guss. Hier und da führen schöne kleine Landwege aus dem Dorf hinaus und zwischen den Feldern entlang. Es ist ruhig, nur die Kraniche rufen.

• Gessin lernen wir als einen ganz besonderen Ort kennen – eines der seltenen Bauerndörfer in dieser Region östlich der Elbe, die nie zu einem Gutsherrn gehört haben. Bernd Kleist erzählt gern diese Geschichte und dass die Menschen daher bis heute Anpacker*innen sind, regelrechte Multitalente, die ihr Dorfschicksal mitgestalten. Er selbst hat seinen *Mittelhof* für die Dorfgemeinschaft und die Region geöffnet: Alles, was es gerade braucht, findet sich hier zu einem kleinen Zentrum des Miteinanderseins zusammen. Das Projekt *MeckSchweizer*, zu dem inzwischen eine digitale Handelsplattform und eine solarbetriebene Elektrofahrzeugflotte für regionale Lebensmittel gehören, hat er mit ins Leben gerufen. Viele Hüte aufzuhaben, gehört hier einfach dazu. Er erzählt außerdem von Joachim Borner, der circa 30 Minuten entfernt eine *Raumpionierstation* aufgebaut hat. Weil hier nicht sehr viele Menschen leben, sind die Aktiven in der Region umso dichter verwoben.

→ 123

So wie früher alle 30 km ein Gutsherr residierte, so scheint es heute ein dicht gewebtes Netz der Alternativen zu geben. Egal ob in Gessin oder in anderen Dörfern der Region, immer wieder fallen uns die Artefakte geselliger Projektorte ins Auge: An den Toren hängen selbstgemalte Schilder, im Garten steht ein Sammelsurium bunt angemalter Stühle, ein Brobackofen und eine Elektroladesäule auf dem kleinen Dorfplatz. Eins der Schilder verweist auf ein Wochenprogramm mit täglichem Mittagstisch, Malkursen für Kinder, Rentnersport, Chor- und Kinoabend und dem Termin für die nächste Theateraufführung. Sie kommen uns nicht wie großspurige Weltverbesserungsorte vor, die sich einen hippen Namen zulegen – oder viel Geld. Die Nachbarn sollten wohl einfach wissen, was es hier zu finden gibt.

An einem dieser Tore lehnt ein Mann mit Vollbart, wallenden grauen Haaren und ausgetretenen Birkenstocksandalen. Der aber, wie sich gleich herausstellen wird, ein gestandener Wissenschaftler ist. Joachim Borner werkelt, experimentiert und denkt schon seit den Neunzigerjahren an diesem *Projekthof* und mit ihm an der Zukunft. Innen kommt uns der Duft von altem Holz entgegen. Wir setzen uns um einen Tisch mit einer Patina, wie sie eine gut eingebrannte gusseiserne Pfanne hat. Es stapeln sich Papiere und Bücher, die uns sofort die Geschichte von vielen praktischen Erfahrungen, klugen Gedanken und komplexen Verbindungen erzählen. Dass die viele Arbeit zwischen Denken und Machen über die Jahrzehnte müde macht, sieht man ebenso.

Als wir später aber gemeinsam durch den wild- und produktiv wachsenden Garten spazieren und an kleinen Solarpaneelen vorbeikommen, erzählt uns Joachim Borner wieder mit ganzem Elan von der Zusammenarbeit mit den Jugendlichen aus der benachbarten Schule und ihren Experimenten zur dezentralen Stromerzeugung. Neben dem Gemüsebeet liegt gleich noch der *Starlink* von Elon Musk im knöchelhohen Gras, mit dem hier neben längst vergessenen Sorten wohl auch noch das Satelliteninternet gezogen wird.

Wir denken an die digitalen Pioniere, die – ähnlich wie diese Kreativen in Mecklenburg-Vorpommern in ihren Gärten – ihre größten Erfindungen in Garagen entwickelten. So wie im Silicon Valley an Zukunftstechnologien gebastelt wurde, so bastelt man hier auf Höfen und in den Gärten an einer zukunftsfähigen Gesellschaft. Hier wird uns die Bedeutung von Innovation als etwas Mehrdimensionales und Selbstgemachtes bewusst. Zur Relevanz entweder sozialer oder technischer Innovationen können wir nach dieser Begegnung nur sagen: Wenn beide Komponenten zusammenkommen, kann etwas Transformatives entstehen.

Dort, wo Naturparks und Naturschutzgebiete zwischen den Dörfern wirken, zeigt sich, wie Kulturlandschaft sein könnte: Wiesen, Felder, Bäche, Gräben, kleine Forstinseln, größere Waldgebiete wechseln sich ab. Kontinuierlich fahren wir über lange und geschwungene Landstraßen, um dann nur kurz

kleinere Orte zu durchqueren, mal mit 50, mal mit 200 Einwohner*innen. Als wir mit einem Landwirt den Blick über die malerische Weite dieser Landschaft schweifen lassen, wird deutlich, dass sie der größte Schatz einer so ländlichen Region ist. Doch der Schock, dass der Spaten schon im Mai kaum noch in den vor Trockenheit festen Boden geht, sitzt tief. Zwischen den Maispflanzen springt die Diskussion von der Suche nach anderen Arten der Bodenbearbeitung und den Ansätzen regenerativer Landwirtschaft bis zu EU-Verordnungen, Kennwerten und Unternehmenskonstrukten.

Beim nächsten Treffen wird uns klar, was für eine Ingenieursleistung es überhaupt ist, dass auf so vielen Flächen Landwirtschaft stattfinden kann. Was in der letzten Generation als Fortschritt gefeiert wurde, entpuppt sich heute als Treiber des Klimawandels. Wir treffen uns in einem Ausflugslokal der anderen Art außerhalb der Kleinstadt • Malchin. Der *Moorbauer* liegt in einer Niederung zwischen Malchiner und Kummerower See und ist nur mit Tretboot-Schwänen zu erreichen. Von hier aus führt Uta Berghöfer uns durch das dichte Schilf, tritt man einen Schritt abseits des Weges, sinkt der Fuß sofort tief ein. So sähe die Landschaft aus, wenn sie nicht trockengelegt wäre. Heute werden die Moore als bedeutende CO₂-Senken wiederentdeckt und -vernässt. Allein in Mecklenburg-Vorpommern geht bis zu einem Drittel der Treibhausgasemissionen von diesen trockengelegten Mooregebieten aus. (Hirschelmann et al. 2020)

→ 277

Uta Berghöfer glaubt, dass es bei der Wahrnehmung der Landschaft beginnt – und bei den jungen Menschen. Vor inzwischen fast zehn Jahren hat die Landschaftsökologin die Idee für das *Moorthater* entwickelt – ein mobiles und partizipatives Landschaftstheater für, von und mit Kindern, Jugendlichen, Erwachsenen, Laien sowie professionellen Theatermacher*innen.

»Die Natur ist schon immer eine wichtige Inspirationsquelle für die Kunst gewesen. Aber in der Öffentlichkeit und auch im Naturschutz ist sie zunehmend einer wirtschaftlichen und naturwissenschaftlichen Betrachtung untergeordnet, bei der Emotionen, Fantasie und Ästhetik wenig Platz haben. Dem wollen wir neue Erfahrungen entgegensetzen«, erzählt uns Uta, während sie uns ihr unvergleichliches Lächeln entgegen strahlt.

Inzwischen hat sie sich mit der Leiterin des Naturparks und dem Chef des Wasserzweckverbandes verbündet. Gemeinsam haben sie aus dem alten Wasserwerk in Malchin das *Wasserwerk der Zukunft* entwickelt. Es soll ein Ort werden, der alles zusammenbringt: die Menschen, ihre Landschaft und die gemeinsame Aushandlung über die Zukunft. Mit jedem Schritt werden der Handlungsspielraum und der Mut größer. Die Bewilligung eines zehnjährigen Forschungsprojektes zur Moornutzung wird bald in ihren Briefkasten flattern.

Wer zusammen mit Uta Berghöfer in der Malchiner Moorlandschaft steht und sie auf sich wirken lässt, der versteht plötzlich, was Donna Hara-way (2018) meinte, als sie andere Formen der Verwandtschaft zwischen Spezies forderte, um auf dieser Erde überleben zu können. Es geht nicht nur darum, die Natur zu schützen, sondern anzuerkennen, wie verflochten wir mit ihr sind. Egal ob die Mikrolebewesen in den Äckern, für uns unsichtbare Pilzmyzele im Wald oder der Wolf als neuer Nachbar – die Bedeutung mehr-als-menschlicher Akteure, von Tieren, Pflanzen und dem ganzen Ökosystem für unser planerisches Tun zu begreifen, ist die Grundlage für eine gesellschaftliche Transformation.

Zentraler Handlungs- und Bezugsraum für die Menschen scheint in dieser Region also entweder das kleine Dorf oder die offene Landschaft zu sein. Aus anderen Forschungen und dem Verfolgen von Diskursen wissen wir längst, dass beide Räume lange Zeit aus der Wahrnehmung von Politik auf Landes- und Bundesebene verschwunden waren. Welches Potenzial ließe sich entfesseln, wenn wir Landschaft und kleine Dörfer als wichtige Testfelder für zukünftiges Handeln verstehen? Mit diesem Gedanken im Gepäck reisen wir weiter nach Niedersachsen.

→ 331 Der kleine, braungrau verstrubbelte Trüffelspürhund flitzt unentwegt zwischen unseren Füßen hin und her, als wir gemeinsam mit Fabian Sievers durch dessen Trüffelpflantage in ●Alfeld streifen. Lange Zeit war er in einer anderen Branche und Region tätig, bevor ihn eine fast zufällige Begebenheit zurück nach Alfeld und aufs Feld vor seiner Haustür brachte. Heute kann er sich gar nicht mehr vorstellen, woanders zu leben. Nach den erfolgreichen Jahren des Experimentierens im Anbau der Trüffel stellt er sich jetzt der Herausforderung, immer mehr mit lokalen Produzent*innen und Betrieben zur Verarbeitung seiner Trüffel zusammenzuarbeiten. Der *Alfelder Trüffel* ist ganz bewusst ein Luxusprodukt und symbolisiert für Fabian Sievers den Wert von Boden und Landschaft. Sievers träumt von einer Landwirtschaft, die jede noch so kleine Restfläche, jeden Streifen am Wegrand nutzt, um etwas anzubauen, das nicht nur dem Boden, sondern auch den Mägen der Menschen in der Region Gutes tut. »Wie viel von all dem, was um uns herum aus dem Boden sprießt, wir ganz wunderbar essen können – das weiß heute kaum noch jemand.« Feldspaziergänge mit den Kindern aus der örtlichen Schule wären doch auch eine tolle Idee, denkt er sich – und so führt hier ein Gedanke zum nächsten und die Feldforschung kommt auch hier nie zum Stehen.

→ 285 Am anderen Ende der Republik, im bayerischen ●Weihmichl, stand Lioba Degenfelder vor einer ähnlichen Frage auf der Suche nach einem anderen Umgang mit der Landschaft. Sie setzt bei den vielen Quadratmetern vererbter Landwirtschaftsflächen an, die meist ohne Umschweife weiter an den lokalen Landwirt verpachtet werden. Es dauerte allerdings nicht lange, bis

sich das besondere und leider oft problematische Verhältnis zwischen Flächeneigentümer*innen und -bewirtschafter*innen offenbarte. Mit ihrem Projekt *A.ckerwert* setzt sie sich heute dafür ein, Menschen, die Flächen besitzen, und Menschen, die ökologisch bewirtschaften möchten, zusammenzubringen und faire, nachhaltige Pachtverträge auszuhandeln. So knüpft sie jetzt Stück für Stück ein ökologisches Netzwerk in ihrer Region.

Mit der Erinnerung an den kleinen Trüffelspürhund schleicht sich auch *Der Pilz am Ende der Welt* zurück in die Gedanken. Durch Lüfte und Erden folgt die Autorin Anna Tsing in ihrem Buch den Spuren des Matsutake Pilzes, um schließlich, wie an Donna Haraway anknüpfend, über die Verflechtungen des Menschen mit seiner Umwelt zu sprechen. Sie wirft die grundlegende Frage auf, wie wir Landschaften sowie unsere Rolle als Menschen in ihr beobachten, und entwickelt als Antwort eine Art Leitfaden, um sich den komplexen Systemen einer Landschaft zu nähern.

Auf dem Weg zwischen zwei Terminen machen wir an einem kleinen Imbiss Halt. Der Selbstanglerteich hier ist so niedrig, dass jede*r auch tatsächlich einen Fisch fangen können. Dort unterhalten wir uns mit einem der Verkäufer aus der Region, einem Spezialisten für Geräuchertes und frisch Gefangenes:

»Malchin ist offensichtlich keine Stadt wie Stuttgart oder München. Den eigentlichen Unterschied zwischen Stadt und Land siehst du beispielsweise an einem Thema wie dem der Wölfe. Schaut euch an, wer überhaupt und wie der/diejenige über den Wolf als mit uns lebendes Wesen spricht. Die Haltung, mit der über solche Themen diskutiert wird, zeigt uns, wie eng verbunden jemand mit seiner Umwelt und der Landschaft aufgewachsen ist.«

Während sich viele der gängigen Diskurse um die Definitionen und Bedeutungen von Stadt und Land – sowohl jeweils für sich als auch füreinander – immer weiter zwischen Dörfern, Klein- sowie Großstädten und Metropolen drehen, bleibt die Landschaft bislang meist außen vor. Die Begegnungen in Mecklenburg-Vorpommern und auch in Niedersachsen geben uns mit auf den Weg, wie essenziell unser Leben in und mit der Landschaft prägt und welch großen Wert wir ihr für unser gesamtes Schaffen zuschreiben sollte.

*(K)eine Kommune hinter den Landaktivist*innen*

Vom Imbiss in die Kleinstadt ist es nicht mehr weit. Hier kommt das urbanisierte Herz zunächst nicht unbedingt auf seine Kosten und doch gibt es alles, was es braucht. Wir finden die typische Ansammlung aller Grundfunktionen

einer Stadt: Drogerie und Discounter, Kita und Schule, Rathaus und Pflegeheim, Kosmetik und Fußpflege, Dönerasiabude und auch einen kleinen Italiener. Diese Kleinstädte zeigen uns manchmal deutlicher als die Dörfer, dass ihre Regionen es schwer haben. Wir passieren ein leer gebliebenes, wahrscheinlich vor langer Zeit ausgewiesenes Gewerbegebiet und uns scheint, für beständigen Zuzug ist dieses Kleinstädtchen ein bisschen zu weit weg von größeren Zentren und vielfältigen Arbeitsplätzen. Zweitwohnsitze und Wochenendler gibt es zwar viele auf den Dörfern ringsherum, nur bringen diese weder Steuern noch steigende Einwohnermeldezahlen. Es fehlt das geschlossene historische Zentrum, vielmehr finden wir Zeilenbauten der Nachkriegszeit rund um das schöne Rathaus und den imposanten Sakralbau. Das neue Pflaster auf dem Marktplatz in ●Malchin bietet nun endlich eine geeignete Fläche für den Wochenmarkt. Es ist eine der stolzen neuen Errungenschaften der Stadt. »Wir müssen schnell sein, um den anderen Kommunen die Bewerber*innen abzuziehen«, scherzt Bürgermeister Axel Müller, trotz Gips am Bein, im Gespräch mit uns. Nur scheint es gar nicht so witzig gemeint zu sein – ringen diese Kleinstadtkommunen doch weiter mit neuem Bauen und Zuzug um die Zukunft und achten nur wenig auf das experimentelle Treiben weiter draußen im Feld.

Auch die Kleinstädte arbeiten sich also am Wettbewerb um Einwohner*innen, Gewerbeansiedlungen und damit am Versprechen von Zukunftsfähigkeit ab. Doch was braucht es dafür? Nur 100 Kilometer von Berlin entfernt, befinden wir uns am Ortseingang von ●Wiesenburg/Mark. Städtchen wäre schon fast zu viel gesagt. Es ist eher ein Dorf, das mit einem Bahnhof, einem Schlösschen und den Ruinen ehemaliger Industriebetriebe gesegnet ist. Ein Gewinn dieser Gemeinde war es, bereits 1989 an die ausgerufene Städtebauförderung anzudocken, erzählt uns Barbara Klemmt, die ehemalige Bürgermeisterin. Während sie uns in ihrem großen roten Bus im Schrittempo durch die Straßen kutschiert, der immer wieder in tiefen Schlaglöchern im Feldweg versinkt, und während der Regen draußen an die Fenster prasselt, folgen wir ihren Anekdoten kreuz und quer durch die Entwicklung der letzten 50 Jahre.

»Die Geschichte hat uns immer wieder Steine in den Weg gelegt, aber wir haben uns nie unterkriegen lassen und immer weiter gemacht!« Barbara Klemmt kennt ihren Ort, an jeder Ecke wartet eine Erinnerung. Die Menschen hier seien von vielen Wandlungserfahrungen über die Jahrzehnte hinweg geformt worden und das habe sie agil gemacht. Sie würden immer einen Weg finden, um mit einer Herausforderung umzugehen. In der jüngeren Entwicklung scheint jedoch die Kommunikation zwischen Bevölkerungsgruppen mit unterschiedlichen Zielen noch Schwierigkeiten zu bereiten. »Neue, digitale Projektinitiativen bringen eine Lebensvorstellung mit, die erst noch mit den

Fläminger Traditionen in Einklang gebracht werden muss«, formuliert sie vorsichtig. Marco Beckendorf, der amtierende Bürgermeister der Gemeinde, strahlt Optimismus aus: »Letztlich wollen doch alle das Gleiche: Zukunft gestalten. Ich als Bürgermeister kann vor allem für eine gute Atmosphäre sorgen. Mein Prinzip dabei: Ich muss nicht alles gut finden, was die Leute einbringen. Unterstützung kann bereits sein, nichts dagegen zu haben.«

→ 271

Im benachbarten •Bad Belzig erzählt uns Frank Friedrich vom Aufbruch der Nachwendezeit. Von Anfang an war er in der Stadtverwaltung tätig, inzwischen ist er nicht nur für die IT-Angelegenheiten der Kommune verantwortlich, sondern für alles, was im weitesten Sinne mit den Chancen durch Digitalisierung zu tun hat. Es gehe nicht einfach darum, analoge Vorgänge zu digitalisieren, sondern darum, neue Formen der Kooperationen anzubieten, um Stadtentwicklung mit digitalen Mitteln. Digitalisierung will man hier als kollektiven Prozess verstehen und nicht als (verwaltungs-)technischen Akt. »Alles, was es braucht«, sei eine »offene Verwaltung«, die sich neuen Dingen gegenüber nicht verschließt«, so Friedrich. Die Skepsis der Bewohner*innen ist manchmal ermüdend, aber bei der Erfindung der Elektrizität habe man auch irgendwann eingesehen, dass es undiskutierbare Vorteile bringt.

→ 289

→ 79

Fahren wir vom Marktplatz aus los, sind wir in weniger als zehn Minuten wieder zwischen den Feldern und spüren, dass das Städtische auch hier nur ein kurzer Tagtraum in der Landschaft war. Uns kommt es vor wie ein Gleichgewicht, das wahrscheinlich nicht wenige ins Schwärmen geraten lässt. Die Straßen, Häuser und Menschen hier sehen so aus, wie man sich ›das Land gemeinhin vorstellt. Die Hauptstraße führt schließlich vorbei an Tankstellen, Autohäusern, einem Baufachhandel, Discounter und KFZ-Werkstätten. Und kleine Straßen zweigen zu schönen Dörfern ab, sie reihen sich regelrecht entlang der Landstraße auf, wie Perlen an einer Halskette.

Leerstand am Kleinstadtrand als Ressource

Am Rand dieser Dörfer und kleinen Städte sticht uns nun nicht mehr die weite Landschaft oder das offene Feld ins Auge – hier sind es vielmehr diese besonderen Immobilien: die langen Betonställe der ehemaligen Ländlichen Produktionsgenossenschaften, verfallene Industrieanlagen wie eine alte Stärkefabrik mit Backsteincharme, eine Brennerei, ein Betonwerk aus DDR-Zeiten und natürlich die ungenutzten Bahnhöfe. Die Deutsche Bahn hat die kleinen Provinzbahnhöfe in den Neunzigerjahren verkauft und nicht wenige davon sind inzwischen Orte der Kultur und Gemeinschaft geworden. Diese Projektorte sind meist zu groß für Einzelkämpfer*innen und zu aufwendig oder unwägbar für Investitions- und Verwertungsinteressen. Nur Gruppen

von Engagierten bringen den Mut und die Liebe für solche Objekte auf und gehen deren kreative Wiederbelebung an.

→ 295 Nicht weit weg von Wiesenburg/Mark und Bad Belzig treffen wir Marie Golücke, die nach ihrem Studium der Theaterwissenschaften zurück in die Heimat gekommen ist. In alten LPG-Hallen realisiert sie ihren Traum: ein eigenes Theaterfestival zusammen mit Freunden. Das Programm ist zum Namen geworden: *Festival für Freunde* steht für die lässige und doch repräsentative Mischung aus Selbermachen und Professionalität, gemeinsam Spaß haben und gleichzeitig die Gesellschaft verändern wollen.

→ 335 Ebenso lässig und professionell ist das *Coconat*, der erste ländliche Co-Working-Space, der inzwischen viel mehr als das ist. Der Gründer Janosch Dietrich ist nicht nur umgetrieben davon, Städter*innen mit Laptops einen schönen Ort zum Arbeiten im Grünen zu bieten, sondern ist auch ein unermüdlicher Ideenproduzent für Neues in der Region. Dafür hat er den *Smart Village e.V.* mitgegründet und verknüpft regionale Akteure und Fördermittel zu ständig neuen Projektallianzen: von der Bad-Belzig-App über den Augmented-Reality Wanderweg bis zum Mobilitätscampus.

*»Hier in Brandenburg kämpfen die Handwerksbetriebe vor allem um Nachwuchs. Bei uns im Coconat gibt es nun flexible Arbeitsplätze für Handwerker*innen. Wir stellen Technik und Wissen bereit. Eine Tischlerei, die Kirchenfenster herstellt, und eine Kerzenmanufaktur planen zum Beispiel unseren 3D-Scanner und Drucker zu nutzen. Eine lokale Unternehmerin plant einen Verkaufsraum für lokales Kunsthandwerk einzurichten.«*

So sind es inzwischen mehr als 15 Unternehmen, die ihren Sitz im *Coconat* haben – eine stolze Ansiedelungsquote für ein Dorf mit 55 Bewohner*innen.

Und so könnten wir direkt weiterreisen zum *KoDorf* und zur *Bahnhofsgenossenschaft* nach Wiesenburg, zur *Fläminger Kreativsaase* im Juli und der *Mitmachkonferenz* im September, zum *Smart City Büro* am Marktplatz und zur Schäferei *Arendsnest* zwischen Wiesen und Feldern, wo digitale Sensoren den Agroforst überwachen. Auch wenn es auf den ersten Blick nicht so aussieht, es ist ein Aufbruch und eine Lebendigkeit in der Region. Das Netz der Macher*innen wird immer dichter und das Schwärmen für solche Regionen wie den Hohen Fläming dringt bis nach Berlin. ›Speckwürfel‹ statt ›Speckgürtel‹ wurden diese Orte in der Studie *Urbane Dörfer* (Berlin-Institut für Bevölkerung und Entwicklung/Neuland21 e.V. 2019) genannt und wir fragen uns, ob es eigentlich urbane Blasen sind oder die rausgezogenen Städter*innen hier nicht auch sehr ländliche Lebensstile auf eine neue Art leben. Warum finden wir gerade hier so viele solcher schillernden Orte inmitten dieser kleinen Dörfer und Städte? Manche Verwaltungen haben ihren Leerstand als Ressource und

die Entwicklung in Richtung alternativer Wohn- und Arbeitsformen erkannt oder sogar vorausgesehen. Wenn die Immobilien der Kommune nicht mehr gehören, haben sie für deren Rückkauf gekämpft. So sind sie nun am Hebel für die Vergabe und entscheiden sich für die Projektgruppen, welche mit guten Ideen für die Region überzeugen. Gleichzeitig gibt es inzwischen viele Generationen von Macher*innen und Rauszügler*innen, die den Boden bereitet haben. Richtigen Fahrtwind bekommt diese Entwicklung zum Beispiel über Netzwerke und Netzwerker*innen, die besonderen Fertigkeiten in der Öffentlichkeitsarbeit mitbringen, Know-how weitertragen und zur Sichtbarwerdung solcher Projekte beitragen.

Das *Netzwerk Zukunftsorte* sprießte aus dem Boden des Dorfes •Prädikow im Märkisch-Oderland und ist heute dicht in die Diskurse um gemeinwohlorientierte Immobilienentwicklung auf dem Land eingewoben. Julia Paaß, die Gründerin des Netzwerkes, ist hier, wie die meisten anderen Mitglieder des Netzwerkes auch, selbst Teil eines solchen Projektes und kennt sowohl die Anstrengungen als auch den Lohn für die harte Arbeit, die es bedeutet, einen solchen Ort aufzubauen. Das Netzwerk begann zunächst damit, all diese Orte zusammenzutragen, sie zu vernetzen und den Erfahrungsaustausch unter den Macher*innen zu fördern. Aber das Netzwerkteam hat sich darüber hinaus auch noch daran gemacht, die vielen kleinen und großen Erfahrungswerte der Aktiven herauszufiltern, sie über eine digitale Plattform und Publikationen mit der Öffentlichkeit zu teilen und den direkten Kontakt zur Politik zu suchen, um diesen Weg der gemeinwohlorientierten Immobilienentwicklung zu fördern.

Wir kommen dabei nicht umhin, über Gentrifizierung nachzudenken. Spielen sich hier nicht einfach die gleichen Prozesse ab, wie in den urbanen Zentren? Folgt nach Raumüberschuss nicht immer irgendwann auch ein Raumangel? Wie könnte diese Entwicklung hier gesteuert werden, sodass nicht wieder die gleichen Dynamiken aus Aufwertung und Exklusion abgespult werden? »Das Land heute ist vergleichbar mit Berlin in den 80ern«, hieß es vor einigen Jahren auf einem Panel der *re:publica*, einer Konferenz für die digitale Gesellschaft in Berlin. Wer die Stadtentwicklung Berlins verfolgt, für den klingt das eher nach einer Drohung als einer Verheißung.

Wenn der Zuzug immer mehr Fahrtwind aufnimmt, wird die dafür benötigte Infrastruktur, wie beispielsweise Kitas oder Schulen, für viele Gemeinden schnell zu einer Herausforderung. Auch hier sind die Kleinstädte weiterhin die lokalen Zentren und Bezugsorte, wie das Gelb in der Mitte eines Spiegeleis, das jedoch ohne die umliegenden Dörfer nicht funktionieren könnte. Aber bei all den Bemühungen, die es kostet, wenigstens die Kleinstadt zu erhalten, stehen die Belange der Dörfer als Ortsteile oft hintenan.

In vielen Dörfern, besonders in Brandenburg, begegnen uns immer lautere Stimmen. Die Menschen hier sind immer auch mit den Dynamiken der Metropole nebenan konfrontiert und ihre Wünsche zur Gestaltung lebendiger Dörfer sind lange im Getöse einer auf die Metropole fokussierten Stadt- und Regionalentwicklung untergegangen. Wo den besonders öffentlich wirksamen Projektgruppen plötzlich viel Aufmerksamkeit geschenkt und Mitsprache möglich gemacht wird, regt sich schnell auch Unmut an anderer Stelle – kämpfen die Dorfbewohner*innen doch schon lange um einen Platz am Verhandlungstisch mit Landes- und Bundespolitik. Mit der *Dorfbewegung Brandenburg* hat sich ein Netzwerk entwickelt, das heute über ganz Brandenburg verteilt ist und die Menschen dort nicht nur ermutigt, sondern auch mit jeder Menge Elan, Begeisterung und Energie dazu befähigt, sich an den Prozessen der Region zu beteiligen.

Fränze Habadank und Siegfried Frenzel sind zwei dieser Menschen, die Ungerechtigkeiten und Fehlstellen in der kommunalpolitischen Verfassung sehen. Sobald man Aktiv wird – egal ob im Dorf, auf dem Acker oder der Baustelle, zeigt sich schnell die Kluft zwischen der Praxis der Macher*innen und den Büros in Potsdam, Berlin und Brüssel, wo neue Gesetze und Verordnungen entstehen. Während wir mit ihnen Kreise durch das kleine Dorf ● Rabenstein im Fläming ziehen, zeigen sie uns die Orte, die sie als Dorfgemeinschaft wieder aufgebaut haben oder die sie erhalten und die so wichtig für alle Bewohner*innen sind. Es sind die unscheinbaren, alltäglichen Orte – sei es die Dorfschänke, der Spielplatz mit Platz für Feste, der Campingplatz nebenan, der gerade für Letztere immer wieder neue Pächter*innen findet oder die neue barrierefreie Rampe vor der Kirche. Jede*r ein bürokratischer Kraftakt für die Engagierten vor Ort.

Die *Dorfbewegung Brandenburg* setzt sich nach dem Vorbild anderer europäischer Länder für die Mitsprache der Dorfbewohner*innen auf Landesebene ein. In kleineren, regionalen Gruppen organisiert, kämpfen sich die Mitglieder durch das Kauderwelsch der Kommunalverfassung und definieren zu den einzelnen Paragraphen Formulierungen, die ihre Belange besser repräsentieren. Sie fordern Sichtbarkeit, Mitsprache und die Möglichkeit zur eigenmächtigen Gestaltung ihrer Dörfer. Das *Parlament der Dörfer*, 2022 zum ersten Mal in Brandenburg abgehalten, soll zukünftig alle zwei Jahre stattfinden. Es wurde als Format zum direkten Austausch zwischen Landespolitiker*innen und Dorfbewohner*innen initiiert. Die Themen werden von den regionalen Dorfnetzwerken auf die Agenda gebracht und gemeinsam mit Abgeordneten auf landespolitischer Ebene diskutiert. In Ausschüssen arbeiten Landespolitiker*innen aus allen Ressorts und Aktive aus den Dörfern hier gemeinsam an praktischen und umsetzbaren Lösungen. Damit steht die *Dorfbewegung Brandenburg* für eine Vielzahl an Initiativen, die sich für aktive Mitsprache und direkte Formate der Demokratie einsetzen.

Durch die Zentren der Industrie

Während manche Dörfer und Kleinstädte versuchen, Zuzug durch gezielte Strategien zu generieren, flattern andernorts bereits so viele Grundstücksanfragen in die Postfächer der Verwaltungen, dass die Bauflächen aus allen Nähten zu platzen scheinen. Bislang lautet die Antwort oft weiterhin: Es wird sich schon noch ein Plätzchen für ein schönes neues Einfamilienhausgebiet finden. Hinter den Lärmschutzwällen zur Bundesstraße blitzen die Kräne und Bagger hervor. Sie schieben den Humus zur Seite, um den Boden für die nächste Reihe weißer Wohnboxen vorzubereiten. So fressen sich diese Gebiete Stück für Stück in die Landschaft und schließen die Lücken zu den Küchenstudios, Discounterinseln und Großparkplätzen. Hier, im Südwesten Deutschlands, wird uns immer wieder stolz berichtet: keine Arbeitslosigkeit, eine brummende Wirtschaft und viel grüner Strom aus den PV-Anlagen, die auf den meisten Dächern prangen. Dass es den Menschen hier gut geht, sieht man nicht nur an den Autos und den vielen iPads im Zug. Und gleichzeitig haben wir schon in der Recherche gemerkt, dass sich die spannenden Projektorte nicht so einfach aufstöbern lassen. Schnell wird uns klar, dass es dafür schlichtweg keinen Platz (mehr) gibt, dass Immobilien und Land ohnehin schon teuer genug sind.

Anja Hirscher treffen wir im kleinen Stadtpark in •Kißlegg. Sie arbeitet für *K-Punkt Ländliche Entwicklung*, eine Regionalentwicklungsinitiative der katholischen Kirche, genauer gesagt der Diözese Rottenburg-Stuttgart, und damit für einen regionalen Akteur, der noch (Frei-)Räume zu bieten hat. Zusammen mit einem Team arbeitet sie daran, Kirchengebäude, Gemeindehäuser und Grundstücke der Diözese für das Gemeinwohl und die Entwicklung der Region einzusetzen. »Wir wollen eine offene Kirche sein, auf die Menschen zugehen, Räume schaffen«, sagt Hirscher. In einem kleinen Team sind sie in der ganzen Region unterwegs und beraten Kommunen und lokale Kirchengemeinden. Erst zuhören, dann Neues anregen ist für sie der Weg. »Es geht nicht darum, den Menschen Konzepte aufzudrängen, stattdessen wollen wir gemeinsam gestalten.« Wir sprechen viel über den sozial-ökologischen Wandel, über Nachhaltigkeit und wie es mit der Transformation in so einer satten Region gehen könnte. Und dabei entspinnt sich das Gespräch auf Wegen, die uns schnell vergessen lassen, dass hier die Kirche als Treiber einer gemeinwohlorientierten Regionalentwicklung agiert.

→ 303

In Kißlegg gehen wir nach unserem Gespräch mit Anja in eine kleine Bäckerei, im Zentrum nahe des Parks gelegen. Es liegen feine Backwaren in der Theke, wie sie in einer brandenburgischen Kleinstadt wohl kaum zu finden wären. Da uns die Sonne auf die Nase scheint – es ist eigentlich zu warm für Mitte März – setzen wir uns draußen auf die Terrasse an der Straße und

direkt geht es los: Ein LKW nach dem anderen rollt um die schmale Kurve an uns vorbei und presst sich wie ein dicker Wurm zwischen den Hauswänden durch, sodass wir uns kaum noch unterhalten können. Die Leute neben uns scheinen es kaum noch zu bemerken und uns kommt der Gedanke: Wer den Wohlstand durch die globalen Märkte vor der Haustür haben möchte, muss wohl auch die LKWs in Kauf nehmen.

Bereits auf dem Weg sind uns die riesigen Produktionsboxen neben den Dörfern aufgefallen. Groß prangen an ihnen die Namen globaler Player: Liebherr, Hymer, Zeiss & Co. Zwischen den vielen Einfamilienhaussiedlungen, an den Rändern der Dörfer oder Städte finden wir vor allem die großen Industriegebiete. Der Blick aus dem Fenster entlang der Autobahn entblößt unzählige Gewerbegebiete, Kiesgruben und Baumaschinenverleihe. Ländlich geblieben ist nur noch der Horizont. Aber der Stolz auf das, was hier besonders während der Industrialisierung entwickelt wurde, bleibt. Die berühmten Firmennamen sind weithin lesbar und sorgen für Arbeitsplätze, Gewerbesteuererinnahmen und Wohlstand. Damit sind sie die Treiber der Entwicklung der Städte und Regionen hier. Es ist eine Schicksalsgemeinschaft, von der bisher alle profitieren. Das leichte Unwohlsein, dass die Kommunen dabei unter Zugzwang stehen, ist der Preis, den man zu zahlen bereit scheint: ohne die neue Produktionshalle ist die Wettbewerbsfähigkeit mit dem chinesischen Konkurrenten womöglich nicht mehr gegeben. Wie ein Damoklesschwert hängt der Abbau tausender Arbeitsplätze über den Standorten und zumindest in den öffentlichen Diskussionen.

→ 299 Im Gespräch mit dem Unternehmer Michael Hetzer scheint es daher umso radikaler, wenn er Worte wie Postwachstum in den Mund nimmt und somit einer Skepsis gegenüber diesem Weg des ständigen Wachstums, dessen Auswirkungen in dieser Region ganz praktisch spürbar sind, Ausdruck verleiht. Wir sprechen vorab per Zoom mit ihm, da er an den Tagen unserer Exkursion leider keine Zeit haben wird. Die Geschichte, die er uns erzählt, wird er schon unzählige Male erzählt haben, aber auch jetzt spricht er wieder mit völliger Begeisterung und Hingabe.

»Als Unternehmer und Bürger widme ich mich Themen, die global von Bedeutung sind – und die ich in der Politik manchmal vermisste. 2010 wurde unser Unternehmen elobau klimaneutral und ist ein Exot in der Branche. Dabei könnte sich jeder Mittelständler diese Anpassung leisten.«

Der ernstgemeinte Weg zur Nachhaltigkeit, die Überführung in Verantwortungseigentum, die Unternehmensstiftung, die in Projekte in der Region investiert – das allein ist beeindruckend. Doch Michael Hetzer ist auch als Unternehmer ein Grenzüberwinder. Er spricht mit Leidenschaft über die Bedeutung des Bodens für unsere Zukunft und träumt von einem Vorzeigebetrieb für

regenerative Landwirtschaft. Doch auch er findet dafür kein bezahlbares Land mehr im Südwesten des Landes – und das will etwas heißen.

Unternehmer*innen als Gestalter*innen von Regionen zu verstehen, bringt man in Bayern mit dem Förderprogramm *HeimatUnternehmen* ganz bewusst voran. Sie werden als die engagierten Menschen beschrieben, die Ideen vorantreiben und ihr Umfeld gestalten. »Gegen Widerstände, mit Unsicherheiten, mit Fehlschlägen. Die aber trotzdem jeden Tag wieder weitermachen«, wie sich auf der dazugehörigen Webseite liest. Beim Scrollen durch die Projektliste finden wir Kulturcafés, solidarische Landwirtschaften und Netzwerke für Lebensqualität im ländlichen Raum und uns scheint, dass diese Menschen den Neulandgewinner*innen und Zukunftsortemacher*innen aus dem Osten Deutschlands gar nicht so unähnlich sind.

»Du brauchst einfach dieses Trüffelschwein, dass die g'scheiten Leute raussucht«, sagt uns eine der Heimatunternehmer*innen. Dieses Trüffelschwein hinter dem Programm ist Norbert Bäuml aus dem Amt für Ländliche Entwicklung Oberbayern. Er spricht davon, dass es selten an Geld fehlt.

→ 267

»Die Kehrseite daran ist, dass viele Regionen, vor allem hier im Ballungsraum um München, gesättigt sind. Irgendwie ist alles da. Wo der Bedarf größer ist, ist auch der Wunsch stärker, Dinge selbst in die Hand zu nehmen. Wir brauchen eine Kultur des Gestaltens und des Wandels.«

Mit Regina Westenthanner und Mia Goller spazieren wir später an einem kleinen Flusslauf der Kleinstadt •Vilsbiburg in Bayern auf und ab. Die beiden Frauen sind solche Heimatunternehmer*innen und engagieren sich mit ihren Projekten dafür, Menschen in ihrer Stadt zusammenzubringen. Mit ihnen diskutieren wir über den Begriff der Provinz und warum es sie ausgerechnet hierher verschlagen hat.

→ 341

»Ich bewege mich an der Schnittstelle, bringe das Lokale und Globale zusammen. Menschen, die ähnlich ticken, Impulse geben, finde ich vielleicht nicht im 200-Seelen-Ort. Wenn wir das nicht aufbrechen, zueinanderkommen und uns mit anderen Provinzen verbinden, bleiben wir stehen. Provinz gibt es überall, das lehrt mich meine Erfahrung. Egal, ob in der Banlieue, im Stadtviertel oder Dorf. Provinz ist ein Zustand. Global bedeutet für mich nicht, ständig in der Welt herumzujetten, sondern Weite, Ideenreichtum, Vielfalt. Zusammen mit der Stabilität und Sicherheit der Provinz, kann wunderbar Wandel und Wachstum entstehen.«

Sie bringen für uns auf den Punkt, mit welchem Mindset Unternehmer*innen in diesen Regionen eine Rolle spielen. »Es muss nicht gleich jede*r ein Unternehmen gründen, aber jede*r kann etwas unternehmen.«

Auch wenn wir uns also außerhalb der Stadt befinden, kommen wir hier nicht richtig ›auf dem Land‹ an. Bereits in einem digitalen Vorgespräch hatte Ute Meyer, Professorin für Städtebau in Biberach und zusammen mit Martin Spalek Gründer der Initiative *urbanes.land*, die besondere Prägung der Region durch breite Handels- und Wirtschaftswege betont. Sie würden sich als lineare Strukturen wie Flüsse durch die Landschaft ziehen. So richtig vorstellen konnten wir uns diese Art von Landschaft und Raumorganisation vorher nicht, aber jetzt, während wir auf den Anhöhen das sich durchziehende Tal überqueren, wird die Landschaft plastisch. Von hier sehen wir die verdichtete Perlenkette der Mittelstädte mit ihren unzähligen Gewerbeansiedlungen in der Senke. Die Dörfer und Kleinstädte scheinen sehr kompakt zusammengeschoben und vor allem über ihre Speckränder aus Bauernhöfen, schicker Architektur, Wiesen, Weiden und Wald definiert. Von nichts gibt es hier zu viel oder zu wenig und gleichzeitig finden wir auch wenig ›nichts‹. Es scheint ein anderes Selbstbewusstsein zu sein, mit dem Ländlichkeit gelebt und zelebriert wird. Diese Orte verstehen sich als Wirtschaftsmotoren des Landes, da braucht es weder eine urbane Avantgarde noch ein gesellschaftliches Engagement, um sich der systemischen Relevanz zu versichern. Je näher wir dem Allgäu kommen, desto präsenter wird auch das Alpenpanorama. Die Felder werden zu Heuwiesen und die Verheißung von Natur und Erholung wird untermalt von den schönen kleinen Höfen, die sich als ›Feierabendbetriebe‹ halten. Wir staunen über die 30 statt 3000 Hektar, die man hier bewirtschaftet – der Mähdrescher aus Mecklenburg-Vorpommern könnte auf den kleinen Flurstücken nicht einmal wenden. Es scheint als verkehren sich die Dimensionen der Landwirtschaft und der Gewerbe- und Industriegebiete. Die Sonne scheint und das Gefühl von Urlaub macht sich breit und das nicht nur, weil das kleine Örtchen •Urlau heißt.

→ 335

Christian Skrodzki empfängt uns direkt an einer seiner eigens geschaffenen Genusslandschaften – dem historischen *Dorfgasthof Hirsch*, in dem wir übernachten und gerade erst ein vorzügliches Frühstück mit Blick auf die pittoreske Kirche genossen haben. Er ist ein quirliger Tausendsassa, der bereits eine Vielzahl von Projekten in der Region angeschoben hat. Lauscht man seinen Erzählungen, scheint fast alles hier auf seinem Mist gewachsen, vom modernen Spahotel hinter dem Gasthof bis zur genossenschaftlichen Genussmanufaktur hinter der Kirche.

»Wenn ich hier dazu beitrage, den Dorfgasthof zu retten, bekomme ich Anerkennung. Würde ich ein Sechsfamilienhaus in Düsseldorf kaufen, nicht. Als Heimatinvestor bekomme ich eine sinnstiftende Rendite. Ich sehe mich in der Verantwortung und kann sofort profitieren, weil ich meine Heimat so auch für mich lebenswerter gestalte.«

Als nächstes Projekt, während unserem Besuch 2022 noch in der Planung, will Skrodzki in Anlehnung an das Konzept des *Coconat* in Brandenburg einen ›Zukunftsort‹ im nicht weit entfernten Bärenweiler, einem alten Kloster, aufbauen. »Die Alpenkette ist zu sehen, die Autobahn nur drei Kilometer entfernt. Wir planen einen Kindergarten, ein Café, selbstbestimmtes Wohnen für Menschen mit Einschränkungen, ›Cow«-Working im ehemaligen Kuhstall, ein Eventstadel im früheren Heuboden...« Als wir über das riesige Grundstück spazieren, glauben wir kaum daran, dass sich hier etwas von der hippen Berlin-Brandenburger Mischung realisieren lassen wird. Und dann, knapp zwei Jahre später, gibt es bereits eine professionelle Homepage mit Buchungstool, ein siebenköpfiges Team und ein ausgearbeitetes Businessmodell.

Die Finanzkraft der Region, gepaart mit dem Willen, neue Dinge voranzubringen, wird hier mit einer Leichtigkeit spürbar, wie sie nicht überall so schnell durch den Boden geschossen kommt. Hier stehen nicht nur Worte im Raum. Mit vertrauten Kooperationen und Finanz- und Schaffenskraft liegt den Entwicklungen hier ein eingeübter Entwicklungsweg zugrunde. Gleichzeitig spüren wir, dass es umso herausfordernder ist, sich aus dem wohligen Gefühl des Wohlstands und der Sättigung heraus an die nötigen Transformationen heranzuwagen. Das Wachstum setzt die Bürgermeister*innen unter einen Zugzwang und wird zur Zwangsläufigkeit. Noch sind die Probleme hier weit weg: In den schönen Fußgängerzonen der Kleinstädte wechseln sich inhabergeführte Boutiquen und anspruchsvolle Gastronomien ab, der Regen fällt verlässlich und der nächste Regionalplan mit den genehmigten Flächenausweisungen kommt bestimmt.

Zentrum ohne Mittelpunkt

Das Gesicht dieser Regionen sind also weniger die Städte, sondern im wahrsten Sinne des Wortes ein urbanes Land, in dem sich die Zentren der Produktion und die Genusslandschaften abwechseln.

Wie aber lässt sich das Gesicht einer Region beschreiben, die drei oder gar fünf Köpfe zu haben scheint? Wir folgen dem Fluss der breiten Straßen und Handelswege, aber lassen die großen Industrieboxen und unzähligen Einfamilienhausgebiete hinter uns. Was wir hier finden, ist ein heilloses Durch-, Unter-, Über- und Nebeneinander, das allerdings nicht chaotisch wirkt, sondern einem gewissen Muster zu folgen scheint. Kleine und große Dörfer sowie Städte verteilen sich wild und dennoch geordnet über das Land, unterteilen es in kleinste Parzellen und schaffen gleichzeitig fließende Übergänge, die alles wieder zu einem großen Ganzen verschmelzen. Natürlich stechen die Städte mit den bekannten Namen heraus, aber selbst die kleinsten Ortschaften finden ihren gleichberechtigten Platz in diesem besonders heterogenen Gefüge.

Maren Harnack, Professorin für Städtebau und Entwerfen an der Universität Frankfurt, scheucht uns mit unbequemen DB-Leihrädern von Neu-Isenburg über Offenbach und zurück ins ●Frankfurter Innenstadtzentrum. Quer zu den üblichen Straßen und Wegen kreuzen wir Autobahnen und Waldgebiete, um das wirre Nebeneinander zu erkunden: Einmal stehen Hochhäuser neben ›Dorfplätzen‹ mit Fachwerkarchitektur aus den 80er Jahren und dann ein Kempinski Hotel neben einem riesigen Parkplatz samt Leinwand, die den Platz im Sommer in ein Drive-In-Freiluftkino verwandelt. »Hier stellen im Herbst und Winter die Leute ihr Auto ab, wenn sie sich über den Frankfurter Flughafen in den Urlaub oder ihre nächste Geschäftsreise verabschieden.« Auf dem Wochenmarkt in ●Offenbach grüßt nicht nur Maren die Budenbesitzer, auch alle untereinander halten ihr wöchentliches Schwätzchen. Sie selbst wohnt mitten im Stadtzentrum Frankfurt an der Konstablerwache. In einem Hochhaus ganz oben, mit einer Art Innenhof, Pflanzen und Liegestühlen vor der Tür, weit weg von jeglichem Getöse, fühlen wir uns wie auf dem Land – wäre da nicht die Skyline auf der anderen Seite der Wände.

Es wirkt so, als sei in Maren Harnack ein dörfliches und ein großstädtisches Selbstbild zu einem ganz neuen Hybriden zusammengeschmolzen und nun in ihr vereint. Ihre Art über die Region, die verschiedenen Orte im Gefüge, das Miteinander und das Leben mal hier und mal dort zu sprechen, erinnert sowohl an eine Nachbarschaftlichkeit aus Dörfern mit rund 50 Einwohner*innen und gleichzeitig an das tägliche und kurzweilige Vorüberziehen anonymer Massen in Großstädten. Wir entdecken eine Haltung zum eigenen Lebensraum, die nicht mehr versucht, entweder das eine oder das andere zu sein, sondern ganz automatisch scheinbar Gegensätzliches zusammenbringt.

Tourismus, Industrie, Handel und alltägliche Bezüge prägen und bestimmen die Infrastrukturen hier gleichermaßen. Sie überlagern und überschneiden sich jeweils gegenseitig. Verkehrsschilder, Haltepunkte und Anzeigentafeln, Schranken und Über- oder Unterquerungen, wohin wir auch schauen. Ob die Reise 20 Minuten oder zwei Stunden dauert, merken wir schon gar nicht mehr – die Idee der zurückgelegten Strecke ist auch für uns als Besuchende schnell wie selbstverständlich geworden. Nur manchmal scheinen plötzlich einzelne Glaubenssätze dem regen Verkehrsfluss im Weg zu stehen.

→ 307 »Der Bus als Verkehrsmittel ist immer noch total unpopulär – fast schon out.« gesteht uns Andrea Jürges durch die kleine Kamera ihres Laptops in einem Zoomgespräch. Ob es daran liegt, dass oft nur der Bus bis in die letzten Winkel der Region vorzudringen vermag und damit immer auch mit ihnen assoziiert wird oder ob er einfach gelitten hat, weil er dem unbändigen Willen des Berufsverkehrs und anderen Stauquellen maßlos ausgeliefert ist, lässt sich

nur vermuten. So oder so wollen diese gefestigten Bilder in den Köpfen erst einmal aufgebrochen werden, um überhaupt über die ganz grundlegenden Themen verhandeln zu können.

Es scheint jedenfalls fast egal zu sein, wo genau wir uns hier aufhalten – wir sind immer mittendrin und immer unterwegs. Nicht nur Infrastrukturen, auch verschiedene Nutzungen finden wir in dieser Region oft sehr eng beieinander. Der freundliche kurze Schnack auf der Strecke und die Scheuklappen der Pendler, die alles auszublenden scheinen. Das hat schon etwas von der Beschreibung einer Großstadt, wie sie uns Simmel bereits vor mehr als 100 Jahren geliefert hat. Davon wollen wir mehr wissen.

Zusammen mit Bijan Kaffenberger und der VIAS Regionalbahn fahren wir vom Bahnhof in • Traisa, einem Ortsteil der Gemeinde Mühlthal im Landkreis Darmstadt-Dieburg, so weit in den Odenwald hinein, wie es der Zeitplan des jungen Politikers eben zulässt. Beim Ruckeln des Zuges fällt es schwer, sich Notizen zu machen, aber auch ohne ausschweifende Stichpunkte sind uns seine Anekdoten und Gedanken in Erinnerung geblieben.

→ 311

»Vormittags kann ich beim Start einer Weltraumrakete beim ESA-Kontrollzentrum in Darmstadt sein und nachmittags beim Bundesverband der mobilen Hühnerzüchter in Modautal«, beschreibt Bijan die Eigenart seines »Mini-Hessen[s]«. Die Rhein-Main-Region kennt Pendeln kreuz und quer, da ist nichts auf ein Zentrum hin ausgerichtet. Der studierte Wirtschaftswissenschaftler Kaffenberger sucht das System hinter diesem Raum, nicht nur das bloße Funktionieren von Infrastruktur. Wenn er sich in Rage redet, dann spricht er von der »Kleinstaaterei der Verkehrsverbünde«, vom »Tarifjungle«. Junge Politiker*innen wie Bijan Kaffenberger arbeiten hier daran, die Verwaltungsgrenzen der eng aneinander liegenden Gemeinden aufzubrechen und wortwörtlich grenzübergreifende Kommunikationswege aufzubauen. Einer wie Bijan, der die Region wie seine eigene Westentasche kennt, weiß auch genau, wie unterschiedlich die Leute hier ticken.

Die kleinen Oasen zwischendrin lassen sich erst mit der Zeit entdecken, wenn man anfängt, sich diesen vielfältigen Großraum anzueignen. Auf diesen Inseln geht plötzlich auch das Gefühl verloren, überhaupt Teil eines größeren Ganzen zu sein. Jede kleine Parzelle schafft sich so ihre eigene Identität. Das Lokale nimmt auch in den Rand- und Vorortbezirken nur geringfügig ab, eher verändert sich seine Beschaffenheit. Auf dem Markt und in den Straßen kennt man sich bereits, zwischen Einfamilienhaus- und Supermärkten entstehen Nachbarschaft und kleine Treffpunkte und zwischen öden Ackerflächen finden sich verwunschene Schleichwege, Mietäcker für den eigenen Gemüseanbau und Naturidyll. Es fällt leicht, sich nach und nach das eigene Bild aus den vielen kleinen Bausteinen zusammenzusetzen – und das Drumherum guten Gewissens auch mal auszublenden.

Die Bereitschaft zur Mitsprache oder dem selbst Mitgestalten unter den Leuten erleben wir immer nur punktuell. »Die Leute haben ihr Vertrauen und ihren Glauben daran verloren, dass Entwicklung durch (Stadt-)Planung besser werden kann. Wie soll ein Politiker da noch Mut haben? Wir müssen es schaffen, dass die Stadtgesellschaft wieder für etwas ist, das der Politiker dann umsetzen kann«, erzählt uns Andrea Jürges. Mit ihrem Gespür für den Eigensinn der Menschen in ihrer Region hat sie sich als stellvertretende Direktorin des *Deutschen Architektur Museums* (DAM) in Frankfurt unter anderem auf den Weg gemacht, das Geschehen in der Stadtentwicklungspolitik wieder offen zu legen und mehr Leute aus der Zivilgesellschaft auf die kommunale Entscheidungsebene aufmerksam zu machen. Die Sprachrohre und Kanäle der öffentlichen Institutionen sind bereits bestens etabliert und werden durch Menschen wie Andrea immer mehr in beide Richtungen geöffnet: Sie dienen nicht mehr nur als Informationsfluss hin zu den Bürger*innen, sondern immer mehr auch als Zentrum und Sammelpunkt für Ideen und Meinungen der breiten, scheinbar anonymen Masse.

Zwischen Orten und Autobahnbrücken tauchen dann auch mal Grün-, mal Ackerland, Forstgebiete oder vereinzelte Seen auf. Meistens wird hier etwas angebaut, vollkommen »ungenutzter« Raum ist eine Rarität. Auf den ersten Blick erschlägt einen also nicht unbedingt die Schönheit der Landschaft, aber man bekommt ein Gefühl für die Weite des Raumes und die vielen Schwellen, die man tagtäglich immer wieder durchfährt.

Die großen Player, seien es die Hochschulen, die Stadtverwaltungen und Verkehrsverbünde oder auch die international bekannten Museen wie das DAM fallen hier natürlich schnell ins Auge – und somit auch ins Gewicht. Und wir müssen etwas tiefer graben, noch genauer hinschauen als anderswo, um die kleineren, lokal verwurzelten Aktiven zu finden. In Kleestadt zwischen Darmstadt und Aschaffenburg werden wir am Ende fündig.

→ 321 Auf unserem Streifzug durch den kleinen Ort am Rande des Odenwalds vermischen sich in Paul David Rollmanns Erzählung die Geschichten, die wir schon aus vielen anderen Regionen kennen. Der kleine Lebensmittelladen ist verschwunden und unvermittelt taucht die Erinnerung an den ehemaligen Verkäufer auf, der ohne Scheu mit seinen eben erst abgeleckten Fingern in das Bonbonglas greift, um den Kindern ihre Süßigkeiten hervorzuholen.

»Und es hat natürlich auch niemanden hier gestört. Aber heute sieht man nach 18 Uhr höchstens noch das Flackern der Fernsehbildschirme durch die Fenster, wenn nicht sogar die Rollläden schon heruntergelassen sind. Früher gab es mehr Selbstverständlichkeit für das Gemeinsame in Kleestadt«, sagt Paul David Rollmann.

Er ist DJ, Musikproduzent, Gründer von *Airbag Craftworks* und selbst in Kleestadt groß geworden. Seit den späten Neunzigerjahren hat er das Gebäude angemietet, von seinem Vater und Onkel, die hier früher im Ort für eine große deutsche Herrenmodemarke gefertigt hatten. Er ist einer, der versucht, mitzumischen.

»Um unsere Orte am Leben zu erhalten, müssen wir sie verzaubern, sie bewerben und den Leuten bieten, was sie woanders nicht finden; vor allem nicht in den Discountern, die Nicht-Orte sind, völlig austauschbar. Für Kleestadt ist auch ein Discounter am Ortsrand in der Diskussion. Ich habe da andere Ideen für die Regionalversorgung entgegengestellt: ein leichtfüßiges Diner, mit Photovoltaik auf dem Dach – wo man zum Sonnenuntergang auf einem Deck sitzt, mit einem 24-Stunden-Automaten für Lebensmittel und Getränke. Dazu eine smarte öffentliche Toilette, eine Bar mit regionalen Snacks, gutem Kaffee und E-Fahrrad tankstelle. Es ist nicht nur ein Krämerladen – sondern auch ein Begegnungsort.«

Dass sich ein Dorfbewohner und Unternehmer in die Planung einer neuen x-beliebigen Supermarktkiste einmischt, ist uns bisher jedenfalls noch nirgendwo begegnet.

Mit dem ICE rauschen wir durch das Rhein-Main-Gebiet von Süden Richtung Norden und über den Frankfurter Osten zurück nach Berlin. Durch die Zugfenster sehen wir zuerst noch die flache Ebene und durchqueren dann, nur kurze Zeit später, die Höhenzüge von Spessart und Vogelsberg, die neben dem Taunus und dem Odenwald die Region fast kreisrund einkesseln. »Man nennt es auch die Rhein-Main-Pfanne«, hatte uns Paul David Rollmann noch mit auf den Weg gegeben – innen schön heiß und am Rand eher lauwarm zum Abkühlen und Regenerieren.

Mit diesem für uns letzten Besuch im Rhein-Main-Gebiet treten wir die Heimreise mit einer ganz klaren Gewissheit an: Egal wie gut wir eine Region zu kennen glauben und wie stark das Bild von dem, was uns vermeintlich erwarten wird auch ist – wir können immer überrascht werden und Neues entdecken, wenn wir den Spuren einzelner, aktiver Menschen vor Ort folgen. Die Speicherkarte unseres Aufnahmegerätes und die Notizhefte jedenfalls sind voll und wir nehmen eine Fülle von Eindrücken und neuen Fragen im Gepäck mit nach Hause. Das Ende dieser kleinen Deutschlandtour ist gleichzeitig auch der Anfang einer neuen Reise: der Suche nach etwas, das diese Vielfältigkeit der Regionen und gleichzeitig ihre jeweiligen Eigenarten zum Ausdruck bringen könnte.

Vom Reisen zu Regionen

Wir sind durch ganz Deutschland gereist und haben mit den Augen der Menschen vor Ort aufgespürt, was Transformation jeweils ganz praktisch bedeuten könnte. Wir wissen nicht, welche Wege sich als substanzieller Beitrag für das Abwenden der großen Herausforderungen erweisen werden. Wir kommen aber mit dem klaren Gefühl zurück, dass essenzielle Veränderungen nicht von außen kommen können, sondern von den Menschen vor Ort selbst entwickelt werden müssen. Oder besser: angepasst werden müssen. Denn es wird auch klar, dass es nicht um die einmaligen, innovativen Ideen für die Zukunft geht, sondern dass die Bausteine und Praktiken für Zukunftsfähigkeit längst bekannt sind. Es gilt, sich von den guten Ideen andernorts inspirieren zu lassen und sie an die jeweilige Mentalität, die Ausgangsbedingungen anzupassen. So entstehen soziale Innovationen, die sich durch Teilen, Mitmachen und Nachahmen verbreiten. Für Transformation im regionalen Maßstab reicht ein Akteur nicht aus: Es braucht Netzwerke mit starken Verbindungen sowie mehr oder weniger intendierte, kollektive Prozesse. Dies erfordert von den Akteuren, ihre ganz persönlichen Handlungsspielräume zwischen lokaler, individueller Wirksamkeit und globalen Zusammenhängen immer wieder neu auszuloten und die geeigneten Ressourcen dafür aufzuspüren.

- 173 Auch wenn diese Transformationsprozesse immer spezifisch sind, zeigen sich in der Gesamtschau Muster und Ähnlichkeiten. So rücken in einigen Regionen resiliente Landschaften in den Mittelpunkt der gesellschaftlichen Aushandlungen und damit Themenfelder wie Moorwiedervernässung, die Nutzbarmachung von großen und kleinen Flüssen, Fragen der regionalen Ernährung oder der Energiewende. Wir sehen, dass im Süden Deutschlands die Unternehmer*innen eine besondere Rolle für die Entwicklung spielen. Egal ob Hidden Champions, Heimatunternehmer*innen oder kleine Genussmanufakturen – in der Art des Wirtschaftens liegt ein großes Veränderungspotenzial.
- 217 Wir nennen diese Regionen globale Provinzen, weil sie mit dem Selbstbewusstsein des ›Made in Germany‹ strotzen und das Provinzielle mit einem Augenzwinkern hinnehmen. In den Kleinstädten von Angermünde bis Homburg (Efze), von Loitz bis Vilsbiburg nährt uns die Hoffnung, dass der Wandel schneller passieren kann, als die Ruinen der industriellen Zeiten und die leer stehenden Läden vermuten lassen. So trotzen diese Schwärmerstädten und ihre Regionen den demografischen Prognosen und zeigen, welche Veränderungskraft eine bürgernahe Verwaltung, offene Bürgermeister*innen und eine gemeinwohlorientierte Stadt- und Regionalentwicklung haben können. Und wenn der Druck in den verdichteten Stadt-Land-Regionen nur hoch genug wird, entstehen in den Universitäten, Museen und Institutionen neue Ideen für zirkuläres Bauen, Beteiligungsprozesse, Mobilitätsalternativen und
- 194

verwaltungsübergreifende Kooperationen. Die multicodierten Regionen stehen für den Um- und Weiterbau, für neue (Infra-)Strukturen und Nachhaltigkeit durch Dichte und kurze Wege.

→ 238

Aus diesen zentralen Schwerpunkten, den Besonderheiten des Raums und den Schlüsselakteuren haben wir vier Regionstypen der Transformation entwickelt. Sie sind als mögliche Pfade zu verstehen, die greifbar machen sollen, wie vielgestaltig die Veränderung aussehen kann. Sie sind auch der Versuch, Stadt und Land nicht als getrennte Kategorien zu denken, sondern von der vielschichtigen Überlagerung ruraler und urbaner Praktiken und Räume auszugehen. Dabei geht es weder darum, diese Typen realen Regionen in Gänze zuzuordnen, noch glauben wir, dass alle Transformationspfade damit bereits erzählt sind.

In allen vier Regionen sind dabei die transformativen Praktiken gemeinschaftliches Eigentum, Selbermachen, Miteinandersein, ein neues Verständnis von Stadt und Land und eine Transformationsverwaltung die zentralen Stellschrauben für Veränderung. Und gleichzeitig können wir sehen, wie unterschiedlich sie in den verschiedenen Räumen verhandelt werden. Die Frage von Eigentum beispielsweise kristallisiert sich in den resilienten Landschaften am Boden und der Frage, wem er gehört und wie andere Formen des Zugriffs und der Nutzung möglich werden können. In den globalen Provinzen ist die Frage der Eigentums- und damit Unternehmensformen zentral für die Sicherung eines nachhaltigen Wirkens von Unternehmen. In den Schwärmerstädtchen können die kreativen Freiräume langfristig nur durch kollektive Eigentumsformen gesichert und vor dem Gentrifizierungsprozess geschützt werden. Hier wird Stadtentwicklung zum Handlungsfeld des Selbermachens, wohingegen man in den resilienten Landschaften nicht nur das Gemüse selbst anbaut, sondern auch allerorts an der nachhaltigen Zukunft in Form von Solaruschen, transformativen Lernräumen und offenen Kulturorten gewerkelt wird. Die Komplexität der multicodierten Regionen drängt das Selbermachen in den privaten Bereich und im Alltag der Menschen finden sich immer mehr nachhaltige, emanzipatorische und widerständige Praktiken vom Tauschen und Teilen bis zum Retten von Lebensmitteln.

→ 99

→ 59

Diese Regionstypen sind für uns nicht das Ergebnis, sondern der Anfang eines neuen Zusammendenkens von Raum, Akteuren und Praktiken sowie den Eigenlogiken der jeweiligen Regionen. So sind die folgenden vier Regionstypen als Versuche zu lesen, neue Denkmodelle und Bilder zu entwickeln, welche uns in Raumdiskursen, Sozialwissenschaften und der Praxis helfen können, die Komplexität gesellschaftlicher Transformation in einem regionalen Maßstab zu denken und gemeinsam zu diskutieren.

Literatur

Berlin-Institut für Bevölkerung und Entwicklung/Neuland21 e.V. (Hg.) (2019):

Urbane Dörfer. Wie digitales Arbeiten Städter aufs Land bringen kann, Berlin.

Haraway, Donna J. (2018): *Unruhig bleiben. Die Verwandtschaft der Arten im*

Chthuluzän, Frankfurt am Main.

Hirschelmann, Sophie/Tanneberger, Franziska/Wichmann, Sabine/Reichelt, Felix/

Hohlbein, Monika/Couwenberg, John/Busse, Stephan/Schröder, Chris-

tian/Nordt, Anke (2020): *Moore in Mecklenburg-Vorpommern im Kontext*

nationaler und internationaler Klimaschutzziele – Zustand und Entwicklungspotenzial, Faktensammlung. Greifswald.

SOZIALÖKOLOGISCHE
TRANSFORMATION

ANDERS ACKERN

RESILIENTE LANDSCHAFTEN

KLIMANEUTRALES
WACHSEN

VERTRAUTE KOOPERATION

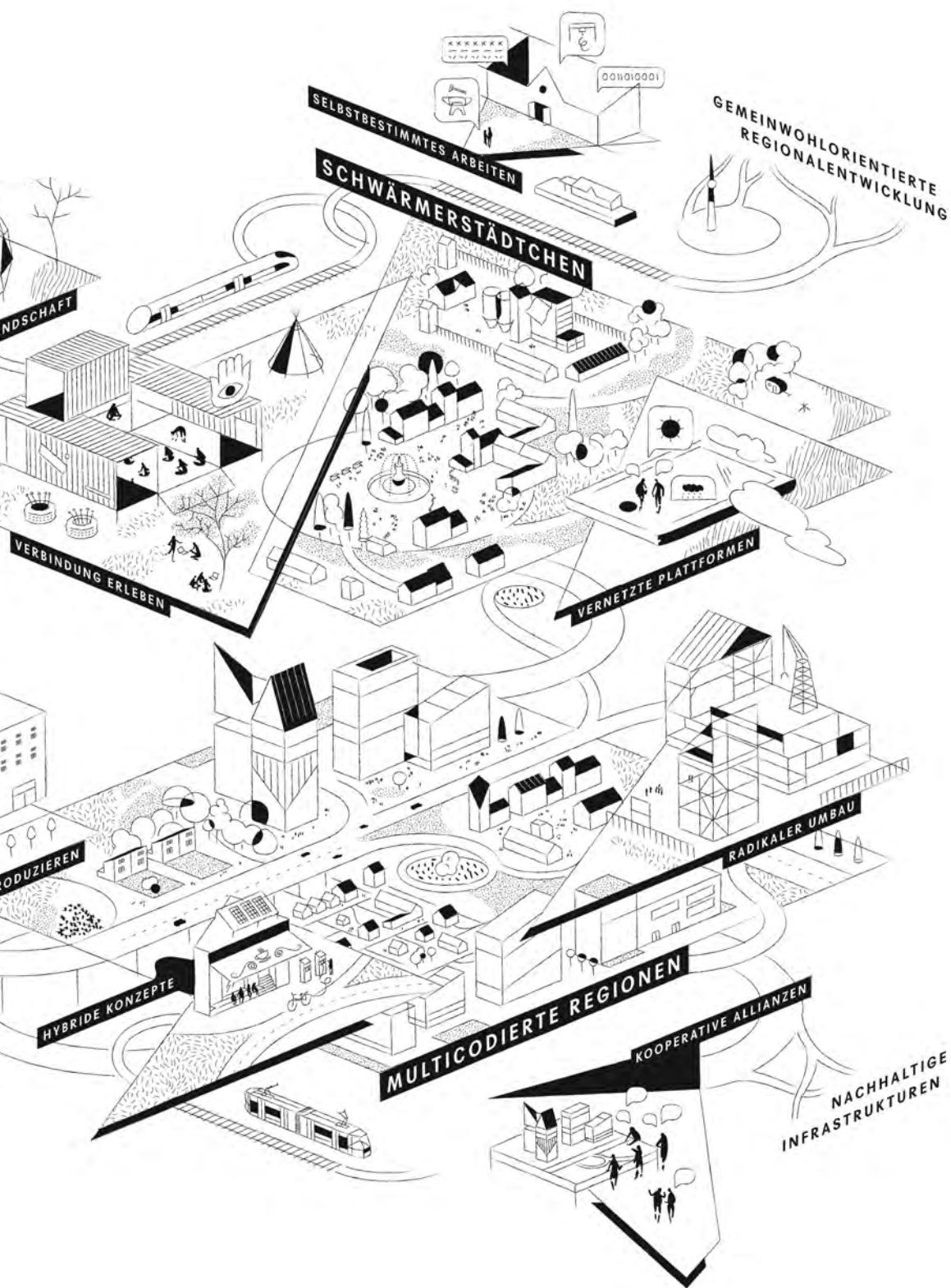
GREEN DEAL

DIREKTER AUFBRUCH

BELEBTE LA

GENUSS PR

GLOBALE PROVINZ





Resiliente Landschaften

Mathias Burke

In dünn besiedelten Regionen, fernab großer Städte oder Metropolen, ist die Landschaft eine wertvolle Ressource. Was passiert jedoch, wenn wir sie mit anderen Augen wahrnehmen und mit ihr gestalten? Dieser Regionstyp ist der ländlichste der vier und er beschreibt sich über viele kleine Inseln gelebter Alternativen und deren Werkzeuge.







Wie lebt man hier?

Die Bewohner*innen der Resilienten Landschaften empfinden Stolz für ihren Landstrich, wenn sie zum Beispiel die Störche ziehen sehen oder den Adler, wie er nistet. Landschaft als Ressource für die Zukunft zu verstehen, beginnt nicht selten mit einer bewussten Wahrnehmung und der Wertschätzung ihres Reichtums. Durch ihren offenen Blick sehen die Akteure gleichzeitig auch die Dramatik der Veränderung, die sich mit dem Klimawandel einstellt. Fernab von allem heißt auch abgekoppelt sein von vielen Dienstleistungen oder Infrastrukturen. Die Selbstorganisation von Daseinsvorsorge für das eigene kleine Dorf, aber auch der Blick für die Region und möglichen Verbündeten ist dafür notwendig. Dies geschieht mit Bodenständigkeit und Selbstverständlichkeit, ob in Dorfparlamenten, Zukunftsräten oder regionalen Erzeugergemeinschaften.

→ 147 Ein Reisebericht: Raus ins Feld









Wer sind die zentralen Akteure?

Dort, wo sich in diesen Regionen etwas bewegt, sind die Menschen selbst und aus eigenem Antrieb aktiv geworden. In ihrem Tatendrang zeigen sie, wie eine Entwicklung von der Zivilgesellschaft vorangebracht werden kann. Dadurch werden ihre Konzepte und Strategien von den lokalen Bedarfen und Herausforderungen her gedacht.

Die Menschen, die hier wirken, schaffen es nicht nur, das Notwendige für ihr Leben in peripheren Räumen selbst zu organisieren, sondern finden dabei gleich neue Ideen und Ansätze für das ganze Dorf und die Region. Sie übernehmen als Einzelne Verantwortung für die Gemeinschaft, jenseits staatlich organisierter Strukturen. Sie sind Macher*innen, die aus Überzeugung handeln, ihre Lebensstile radikal verändern und im Blick auf die Herausforderungen unserer Zeit nicht länger nach Ausreden suchen. Ganz praktisch fangen sie an, anders zu leben, zu wirtschaften und ihre Dörfer zu gestalten. Die zunächst pragmatischen Hands-on-Projekte, das Werkeln an der Großen Transformation, wird getragen von Menschen, die sich arrangieren können, aber auch gegen alle Widerstände durchzusetzen wissen. Die Landaktivist*innen kommen aus dem Kultur-, dem Verwaltungs- oder auch dem Wissenschaftsbereich. Ihnen an der Seite stehen weder große Unternehmen noch klassische Institutionen. In der Verwaltung findet sich ein Partner, der entweder werkeln lässt und sich wenig einmischt oder aber Impulse der Zivilgesellschaft ko-produktiv aufnimmt.

→ 79

Direkter Aufbruch

Die Entwicklung ›von oben‹ hat in diesen Regionen über lange Zeit geschwächelt – den Verwaltungen und kommunalen Angeboten wurden die Mittel und Stellen gekürzt oder Produktionsstandorte an andere Orte verlagert. So hat die Zivilgesellschaft hier gelernt, selbst aktiv zu werden und eigene Lösungen für ihre Bedarfe zu entwickeln. Diese Landaktivist*innen werden oft zu zentralen Treibern und wichtigen Partner*innen für Politik und Planung auf allen Ebenen. Mit diesem Selbstbewusstsein stoßen sie neue Beteiligungsformate, wie Bürger-, Zukunfts-, Ernährungs- oder Landschaftsräte an und sind auf der Suche nach Methoden, um ihre Wirksamkeit zu erhöhen. Teilhabestrukturen sind ein wichtiger Hebel, um gemeinsam mit Politik, Verwaltungen, Wirtschaft und anderen Institutionen in Zukunft enger und nachhaltiger zusammenwirken können. Die Teilhabe setzt hier an den Wurzeln von gesellschaftlichen Fragen an und geht mit genauen Wissen um die Region und stabilen Netzwerken einher.

→ 156 Ein Reisebericht: Dorfbewegung Brandenburg









Belebte Landschaft

Landschaft als intensiv genutzter Raum spielt in den Resilienten Landschaften eine zentrale Rolle. Land- und Forstwirtschaft, Energiegewinnung, Naturschutz und Tourismus werden in unterschiedlichen Maßstäben nebeneinander praktiziert und produzieren Ränder, Brüche und landschaftliche Verinselungen. Das Erleben der Landschaft ist zentral. Eine belebte Landschaft entsteht aus der Verbindung und Interaktion zwischen Menschen, Tieren und Pflanzen in einem bestimmten Gebiet. Die Aktiven versuchen durch neue Gesprächsformate, Kulturangebote, Bildungsinitiativen und Forschungsprojekte ein Bewusstsein für diese Ressource zu schaffen und so immer mehr Menschen zur Auseinandersetzung mit sich, ihrer Umwelt und deren Nutzung anzuregen.

→ 277 Landschaft erfahren

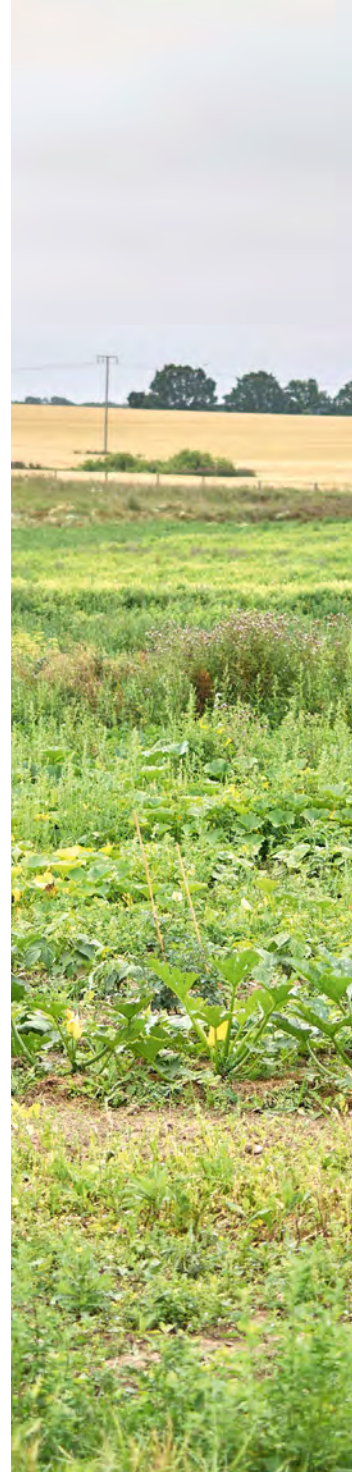
Anders Ackern

Mit der Landschaft tritt auch der Boden als Akteur aufs Feld. Die noch unbebaute Fläche ist eine zentrale Ressource der Regionen, um den Auswirkungen des Klimawandels zu begegnen. Dabei geht es nicht nur um Bewahren, sondern auch um das Wiedergewinnen von Landschaft, ihrer Sorten und Produkte. Neben bodenschonenden Anbautechniken bedarf es neuer Wege des Vertriebs und der Weiterverarbeitung landwirtschaftlicher Produkte. Der Dorfladen als Vertriebsort wird im besten Falle ergänzt durch regionale Versorgungsstrukturen und -wege, um das Kostbare nicht nur lokal erreichbar zu machen.

→ 277 Landschaft erfahren

→ 315 Acker vergemeinschaften

→ 331 Trüffel kultivieren







Was sind die Hürden?

Fokus auf die Defizite

Egal, ob man Statistiken betrachtet oder Politiker*innen zuhört – »strukturschwache« ländliche Regionen sind die Problemkinder, der Klotz am Bein. Politische und planerische Perspektiven wechselten, unterschiedliche Leitbilder und Werkzeuge wurden entwickelt, aber immer mit dem Fokus auf Schrumpfung, Defizite und das, was augenscheinlich fehlt. Dabei gerät jedoch aus dem Blick, welche wichtigen Potenziale und Ressourcen es in diesen Regionen gibt und wie diese Testfelder für zukünftiges Handeln sein können.

Fehlende Unterstützungsstrukturen

Das praktisch-subversive im Handeln der Landaktivist*innen stößt schnell an große bürokratische Hürden. Entscheidungen hängen an positiv gesinnten Ansprechpartner*innen in Ämtern und Kommunen. Verändern sich die politischen Mehrheiten, entstehen bei den Macher*innen zurecht Ängste, dass ihr Wirken aktiv behindert werden könnte. Gleichzeitig brauchen ihre Projekte so viel Energie, dass Netzwirkbildung, Wissenstransfer oder Lobbyarbeit oft zu kurz kommen. Auch finden sich kaum Unternehmen oder unternehmerischer Drive als Ermöglicher und Unterstützer von Projekten und Visionen. Dazu kommt, dass diese selbstgemachten sozialen Innovationen sowie ihr Beitrag zum Klimaschutz durch ihre Kleinteiligkeit wenig sichtbar und schwer messbar sind.

Komplexität der Verantwortlichkeiten

Grund und Boden sind verstrickt in unterschiedlichen Handlungsebenen, regionalen Verordnungen oder Abhängigkeiten zu globalen Themen. Darüber hinaus werden Landschaftsthemen sektoral gedacht und gestaltet. Um auch Landwirtschaft zukunftsfähig zu gestalten, werden Werkzeuge gebraucht, die den Boden zunächst der Spekulation entziehen und seine Besitz-, und Zugriffs und Nutzungsrechte neu verhandeln. Die Freiräume, um solche Projekte mit viel persönlichem Einsatz, aber wenig Kapital anzuschieben, gibt es oft nur noch in »strukturschwachen« Gebieten. Doch die Preise steigen überall und es ist nur eine Frage der Zeit, bis die Bodenspekulation diverse Landnutzungsarten unmöglich macht. Diese Besitzverhältnisse lassen sich schwer umkehren und es bedarf großer politischer Rahmensetzungen.















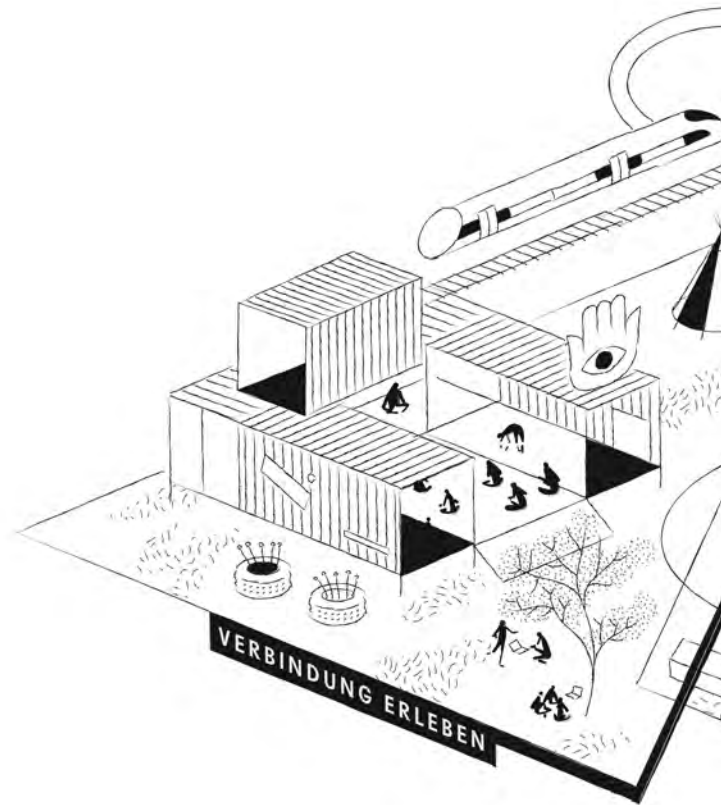
Schwärmer- städtchen

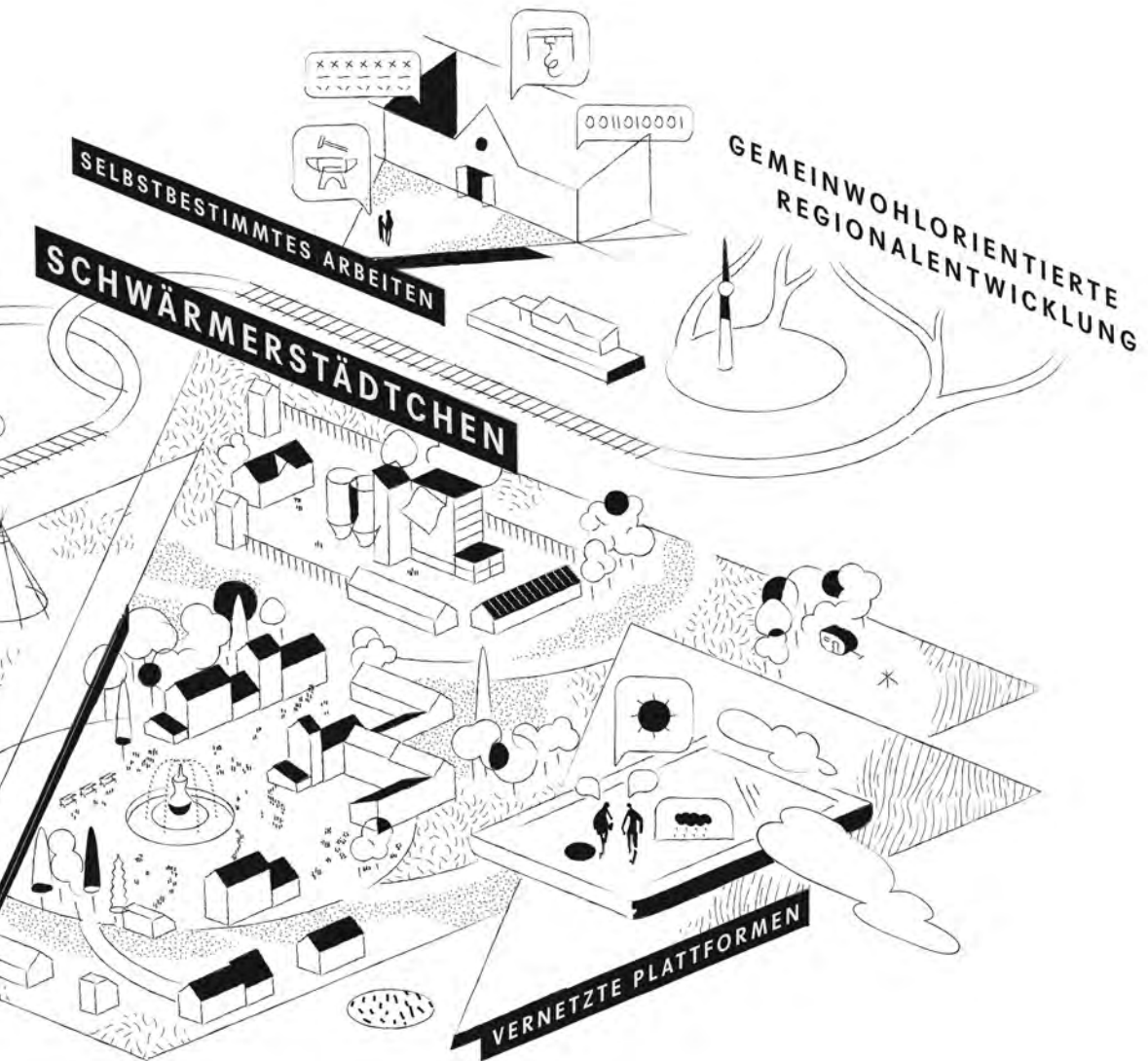
Eleonore Harmel

Kleinstädte als Scharniere zwischen Stadt und Land boomen – vor allem, wenn sie eine Anbindung an die Großstadt und den nächsten Naturpark haben. »Problemimmobilien« werden hier zu Entwicklungsräumen und einer neuen Wertschätzung für das, was längst da ist. Wie können neue Allianzen und Experimentierorte einer gemeinwohlorientierten Stadt- und Regionalentwicklung aufblühen?









Wie lebt man hier?

Für urban geprägte Menschen verheißt der Bahnhof einer Kleinstadt ein automobilfreies Leben mit dem kurzen Weg in die Natur und trotzdem die Erreichbarkeit aller großstädtischen Angebote mit dem Regionalexpress und gutem Takt. So sind die Bahnhöfe und mit ihnen diese Schwärmerstädtchen – heute wie in der Vergangenheit – die Verknüpfungsmaschinen von Großstadt, Region und Land. Beim ersten Spaziergang durch die Kleinstadt findet sich das Bioladen-Bistro oder die Fahrradwerkstatt mit Barista-Maschine genauso wie der Taschen- und Modeladen mit vergilbter Auslage und Plastikgeruch, dazwischen auch hier und da ein Leerstand. Der Bezug zur Großstadt, die Konfrontation mit Neuem und die gleichzeitige Abgrenzung davon sind prägend und identitätsbildend für viele Menschen in diesem Regionstyp. Entweder lebt man sehr lokal, ist wenig angewiesen auf die Großstadt vor der Haustür oder man floatet hybrid zwischen den beiden Welten. Hat man der Großstadt abgeschworen, führt einen der Weg nicht selten abseits der Schwärmerstädtchen in die kleinen umliegenden Dörfer und wird belohnt mit Freiräumen, Gestaltungsmöglichkeiten und dem Erfahrungsschatz einer ländlichen Lebenswelt.



→ 151 Ein Reisebericht: (K)eine Kommune hinter den Landaktivist*innen

→ 41 Sehnsucht und Abneigung: Milena Glimbovski







Wer sind die zentralen Akteure?

Wer in diese Kleinstadtregionen zieht, trifft auf eine überschaubare Akteursstruktur. Anders als in großen Städten, weiß man hier, wer welche Projekte voranbringt und wer die kommunalpolitischen Lager jeweils vertritt. Jetzt entstehen schnell zwei Gruppen: die ›Alteingesessenen‹ und die ›Zugezogenen‹. Beide spüren eine starke Verbindung zur Region und doch sind es parallele Welten. Und von der jeweils anderen Seite wünscht man sich Wertschätzung für das, was man für die Region tut. Dabei sind die Gräben vielleicht kleiner als gedacht. Besonders ›digitale Pioniere‹ sind in den letzten Jahren in das Zentrum der Aufmerksamkeit gerückt. Sie erscheinen als Vorreiter einer neuen Verbindung von urbanem und ländlichem Leben und haben damit die Potenziale des Landes wieder für viele sichtbar gemacht. Sinnbildlich für die Dynamik in diesen Städtchen sind junge Bürgermeister*innen, nicht selten im Quereinstieg, die neue Koalitionen mit engagierten Bürger*innen für die Entwicklung wertschätzen und aktiv suchen. Auch in den Verwaltungen findet langsam ein Generationenwechsel statt, sodass aus der Kooperation von (urbanen) Macher*innen und Bürgermeister*in schnell Neues entstehen kann. Die pragmatische aber offene Verwaltung schafft es, an die richtigen Themen mit dem richtigen Wording anzuschließen. Sie kooperieren mit bestehenden und neuen Akteuren in der Region und organisieren neue Prozesse und gemeinwohlorientierte Projekte. Denn dann werden weitere Ressourcen der Kleinstadt aktiviert: kurze Prozesse, überschaubare Verwaltungsstrukturen sowie eine direkte Vernetzung und Kommunikation der Aktiven.

- 79 Landgesellschaft organisieren
- 271 Kleinstädte verwalten
- 289 Digitalisierung anschieben

Selbstbestimmtes Arbeiten

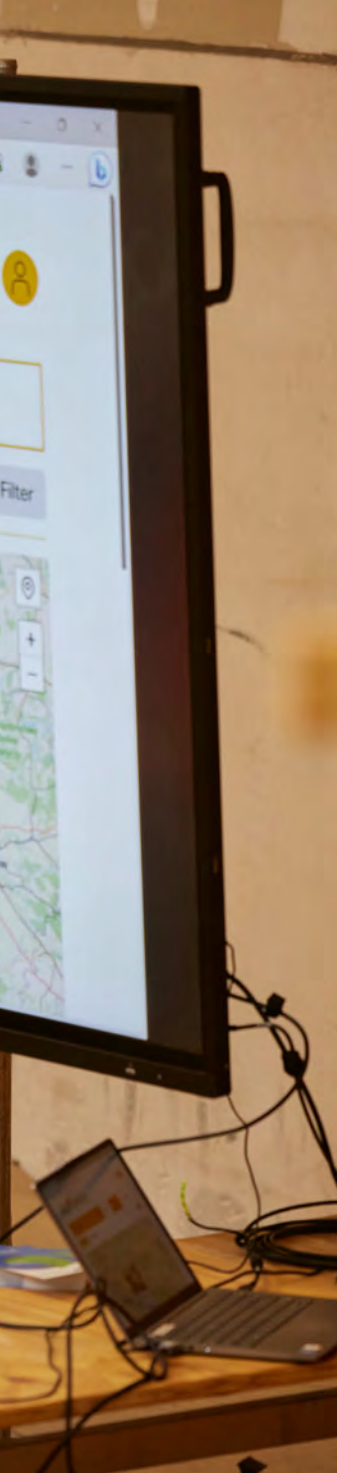
Leben und Arbeiten in Übereinstimmung zu bringen ist der Antrieb, mit dem sich nicht nur gut ausgebildete, kreative Akademiker*innen aus den Großraumbüros verabschieden. Sie suchen nach Selbstwirksamkeit und Flexibilität, mehr Raum für Selbstentfaltung. Die Sehnsucht nach Gemeinschaft und Verbundenheit erfüllt sich für die Zuziehenden in den Schwärmerstädtchen räumlich, denn es gibt hier noch Raumangebote dafür, während die schönen Ensembles in den Dörfern mittlerweile teuer sind. Praktisch wird mit neuen Orten experimentiert, an denen oft gleichzeitig gemeinsam gelebt, gearbeitet, gefeiert wird. Daraus entstehen hybride und temporäre Wohn- und Arbeitskonzepte sowie neue Orte der Gemeinschaft. Zur Zukunftsressource und zum Entwicklungstreiber werden die Projekte, wenn sie sich in die Landschaft der bereits Aktiven einfügen und nicht nur als ›urbane Ufos‹ anlanden.



- 153 Ein Reisebericht: Leerstand am Kleinstadtrand als Ressource
- 155 Ein Reisebericht: Netzwerk Zukunftsorte
- 295 Kultur selbermachen







Vernetzte Plattformen

Digitale Werkzeuge spielen in den Projekten hier eine große Rolle. Das Digitale hilft beim Sichtbarmachen von Projekten, Leerständen und Akteuren, es geht um Informationen, Wissensaustausch und Beratungsangebote. Gemeinschaften, Arbeit, aber auch Themen wie Regionales, Klima, Mobilität und Versorgung werden über diese digitalen Zentralen organisiert. So bündeln und verbinden sich Nutzer*innen und Angebote über alternative Konzepte und Herangehensweisen. Digitalisierung wird hier als Chance verstanden, um kluge Lösungen abseits von altbekannten Tools zu gestalten, die einen Wandel bringen können. Ein gutes Gespür für Förder- und Marktlogiken hilft, digitale Angebote und Förderprogramme mit inhärenten Entwicklungszielen zu verknüpfen.

→ 289 Digitalisierung anschauen

Verbindung erleben

Sowohl bei den neuen Lebens- und Arbeitsprojekten als auch in der Stadt- und Regionalentwicklung ist Gemeinwohlorientierung ein wichtiges Leitbild. Die neuen Projekte abseits der klassischen Arbeitsplätze funktionieren oftmals nur für Digitalarbeiter*innen oder unter der Prämisse, sich mithilfe des Ortes und der dort möglichen Angebote das Leben und den Projektfortschritt zu finanzieren. Anders als in den resilienten Landschaften haben die Projekte so einen sozialunternehmerischen Spirit. Getragen werden diese Vorhaben von einer Mischung aus Förderungen, Eigenkapital und dem Zusammenschluss ähnlich Denkender. Diese Sozialunternehmer*innen suchen nach Formen der Wirtschaftlichkeit, die ihr Leben sichern und gleichzeitig einen Mehrwert für die Gemeinschaft im weiteren Umfeld erbringen. Dieses Denken geht Hand in Hand mit gemeinwohlorientierten Ansätzen in der Stadt- und Immobilienentwicklung, wenn Kommunen beispielsweise Immobilien zurückkaufen, um sie dann in Konzeptverfahren an solche sozialunternehmerischen Gruppen zu vergeben, die den größten Mehrwert für die Stadt- und Regionalentwicklung versprechen.

→ 335 Immobilien gemeinwohlorientiert entwickeln







Was sind die Hürden?

Leere Kommunalkassen

Die Städtebauförderung der Nachwendejahre hat die Schwärmerstädtchen elegant herausgeputzt, doch die Kommunalkassen sind oft leer. Es fehlen die großen Steuerzahler im Gewerbegebiet. Viel wurde in den beschaulichen Städtchen geschlossen, eingespart und sukzessive eingemeindet, um Einwohnerzahlen stabil zu halten. Die Pflichtaufgaben werden nurmehr gerade so erfüllt, die Verwaltung fährt auf Sicht und ist unterbesetzt. Der plötzliche Zuzugsboom der letzten Jahre und die dafür benötigte Infrastruktur wie Kitas oder Schulen sind eine enorme Herausforderung. Auch die Belange der Dörfer gegenüber der zentralen Kleinstadt müssen oft vehement eingefordert werden.

Alteingesessene vs. Zugezogene

Über ›Alteingesessene‹ und ›Zugezogene‹ wird trennschärfer diskutiert, als sie es in der Wirklichkeit tatsächlich sind. Sprache und Herangehensweise sind zwar nicht selten grundverschieden, doch spüren beide Gruppen eine starke Verbindung zur Region, bringen sich in ihre Gestaltung ein und übernehmen dabei Verantwortung für deren Entwicklung. Die praktische Transformationsfähigkeit entsteht aus dem Erkennen und Aushandeln des gemeinsamen Ziels – ein gutes Leben in einer lebendigen und besonderen Region. Dennoch wird die Gefahr der gesellschaftlichen Polarisierung hier mit am greifbarsten, entlädt sich der Protest auf den Marktplätzen und Parkplätzen vor dem Supermarkt.

Gentrifizierung

Die vielen urbanen Projektorte experimentieren mit einer neuen Mischung aus gemeinschaftlichen und kooperativen Projekten, die Wohnen, Arbeiten und Begegnungsorte verbinden. Die Gefahr liegt darin, dass reale Freiräume für diese Experimente ein begrenztes Gut sind, Preise schnell steigen können und eine Gentrifizierungsspirale einsetzt. Dann folgt auf den Kreativort das Spa-Hotel und statt gesellschaftlicher Innovationen landen nur noch die urbanen Eliten an. Auch laufen Schwärmerstädtchen Gefahr, zwischen schön her- und eingerichteten Stadthäuschen hier sowie den kommunalen Plattenbauten für die Übrigbleibenden dort, sozialräumlich entmischt zu werden.















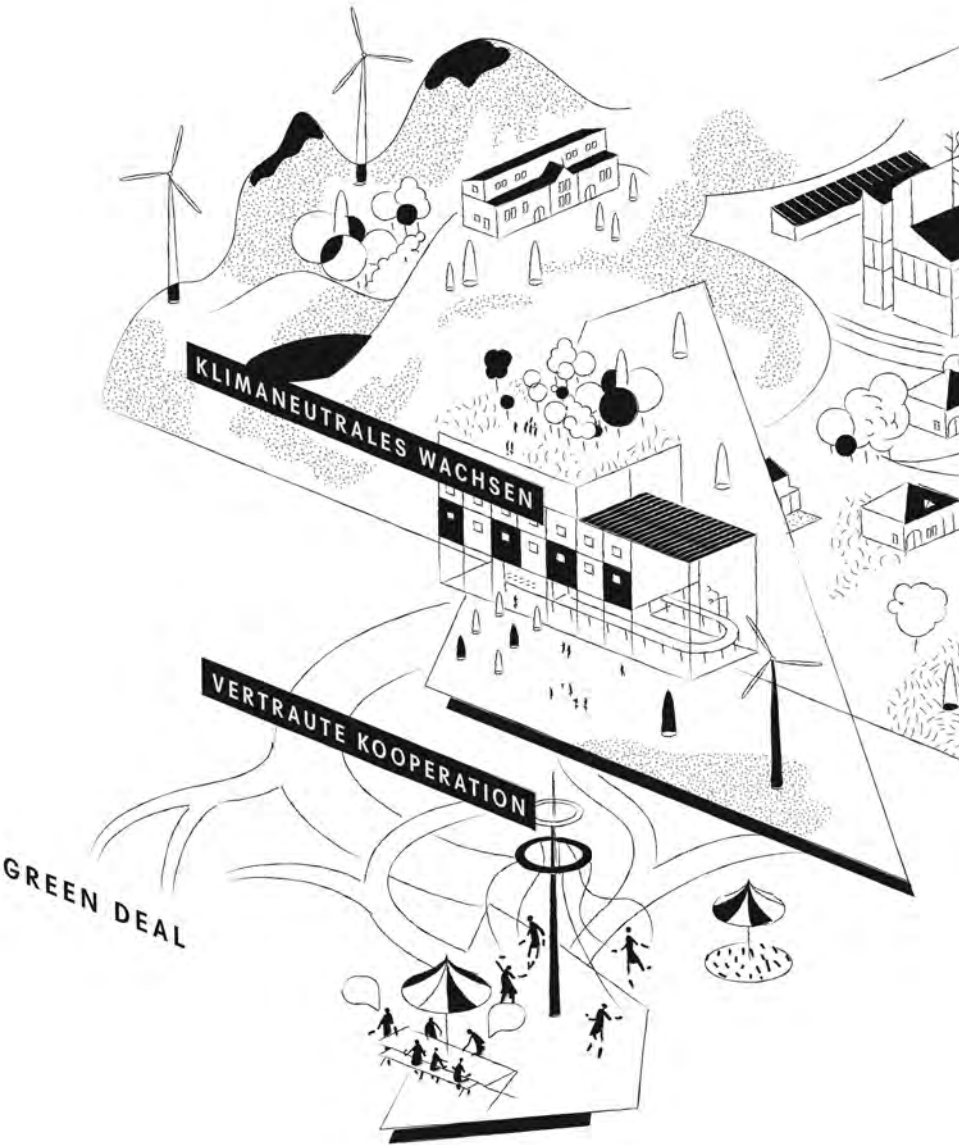


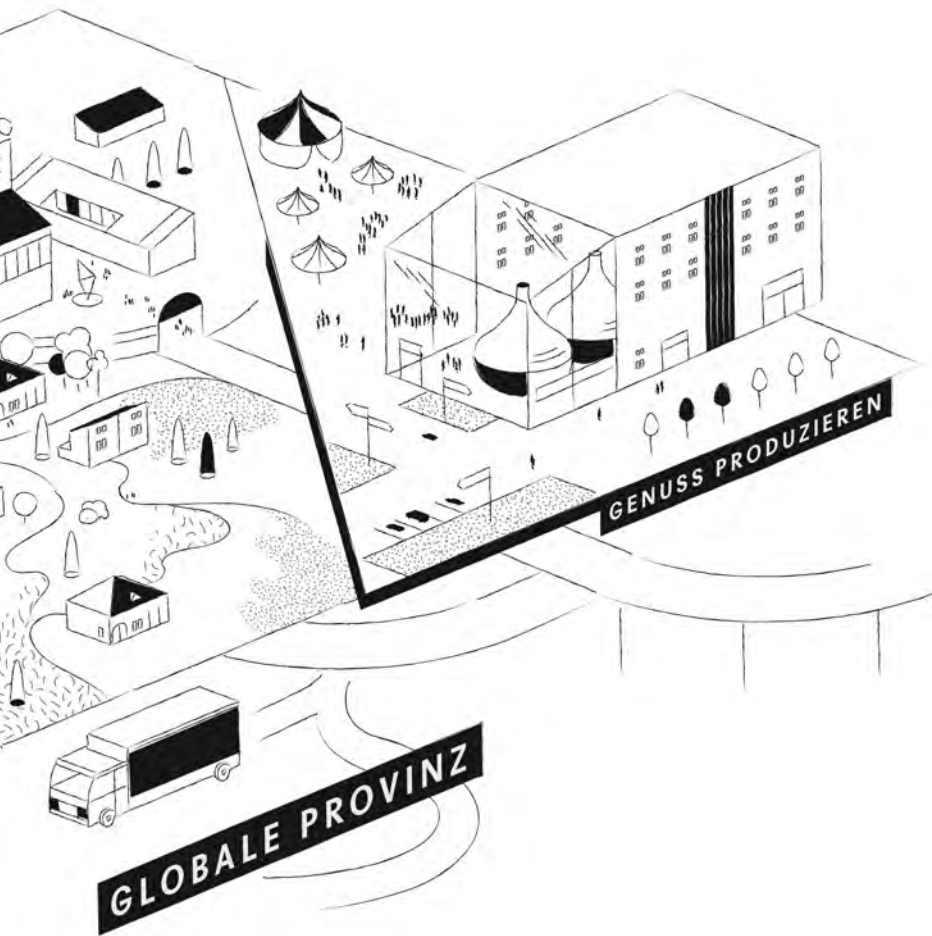
Globale Provinzen

Leon Jank

Die Globale Provinz wird durch ihre Unternehmensstandorte und die daraus resultierende selbstbewusste Ländlichkeit definiert. Dörfer, kleine und größere Städte sowie die allseits präsenten Gewerbe- und Industrieansiedlungen reihen sich an Handels- und Wirtschaftswege wie Perlen an einer Kette. Wie kann der erarbeitete Wohlstand nicht nur in den Oasen des guten Lebens genossen werden, sondern auch zu einer regionalen Wertschöpfung und nachhaltiger Entwicklung beitragen?









Wie lebt man hier?

Niemand würde sich hier als ›Dörfler*in‹ bezeichnen und doch ist das eigene Haus, um das man herumgehen kann, ein wichtiger Schritt für ein gelungenes Leben. Die Unternehmen der Region sind an den Weltmarkt angebunden, gleichzeitig leben die Menschen hier weit weg von urbanen Zentren. Viele Menschen verstehen diese globale Anbindung als gleichbedeutend mit dem Zugang zum Wohlstand – an dem sie unter allen Umständen festhalten wollen. Entwicklung, Wachstum und Fortschritt waren so lange maßgebend für das Leben in der Globalen Provinz, dass es fast unmöglich scheint, von diesem Kurs Abstand zu nehmen. Veränderungen erzeugen Unsicherheit und Angst, die Vorreiterposition einzubüßen. Zwar wird auch hier gesehen, dass sich die Welt verändern muss, aber es fällt nicht leicht, aus der gut geöhlten Wachstumsmaschine auszusteigen und die Mühen der Veränderung auf sich zu nehmen – auf individueller wie auf kollektiver Ebene.

→ 157 Ein Reisebericht: Durch die Zentren der Industrie



Wer sind die zentralen Akteure?

Wesentlich für die Entwicklung sind Unternehmer*innen als Zukunftsvisionäre und Figuren einer Transformation. Auf der Basis eines erfolgreichen Unternehmens haben sie großen Impact, wenn sie sich den Herausforderungen des Klimawandels und ihrer Regionen stellen. Sie verstehen sich im besten Falle als soziale Unternehmer*innen, die im Sinne einer Gemeinwohlökonomie ethisch wirtschaften wollen und statt unhinterfragtem Wachstum oder Renditestreben die Begrenztheit der Ressourcen und das Wohl der Menschen in den Vordergrund stellen. Nicht wenige sind Erben stolzer Familienunternehmen. Mit dem Generationswechsel bringen sie ein anderes Bewusstsein für die Zeichen der Zeit und arbeiten an nachhaltigen Strategien, technischen Innovationen und neuen Unternehmensstrukturen. Gleichzeitig haben sie die finanziellen und damit auch zeitlichen Ressourcen, sich als Privatpersonen für Themen der regionalen oder nachhaltigen Entwicklung zu engagieren und dafür Anerkennung zu ernten. Die gut ausgebildete Zivilgesellschaft kann in der globalen Provinz eine große Wirkung entfalten, allerdings formiert sie ihre Kraft eher als organisierter Protest. Die Kommunen sind zwar gut ausgestattet, aber verstehen sich oftmals als Dienstleister*innen, die mit wenig Risikobereitschaft zwischen den Forderungen der Unternehmer*innen und Protestbürgerschaft eingekeilt sind.

→ 267 Menschen fördern

→ 299 Unternehmen transformieren

→ 341 Provinz kommunizieren









Klimaneutrales Wachsen

Diesen Regionstyp prägen große Unternehmen und industrielle Produktionsprozesse. Was hier geschieht, hat erheblichen Einfluss auf Entnahme, Verarbeitung, Vertrieb und Wiederverwertung von Ressourcen – diese Unternehmen können das notwendige Verständnis einer ehrlichen Kreislaufwirtschaft definieren. Unternehmer*innen setzen hier zunächst auf Energieeinspar- und Ausgleichsmaßnahmen und den Einsatz von grünen Technologien. Gleichzeitig werden an vielen Stellen aber auch überschüssige Gewinne abgeschöpft und in einen echten klimaneutralen Umbau reinvestiert. Nachdem einige Vorreiter*innen diesen komplexen und langwierigen Weg bereits gegangen sind, wird die Umstellung in Zukunft immer einfacher.

→ 299 Unternehmen transformieren

Genuss produzieren

Das gute Leben bedeutet hier Genuss. Man weiß hochwertige Produkte und regionales Handwerk zu schätzen. Regionalentwicklung heißt dann auch, diese lokalen Produktionsstätten zu öffnen und erlebbar zu machen. Besonders im Bereich der Lebensmittelproduktion und -verarbeitung stellen ›Schaufenster‹ und ›Erlebnismanufakturen‹ Transparenz her, es werden Führungen und Mitmachkurse angeboten. So entstehen praktisch Heimatverbundenheit und die Förderung lokaler Kreisläufe, für die viele gern bereit sind und auch in der Lage sind, einen höheren Preis zu bezahlen.

→ 335 Immobilien gemeinwohlorientiert entwickeln









Vertraute Kooperationen

Die Akteure in der Globalen Provinz sind eng vernetzt. Wer sich gut kennt, hilft einander. Das Netzwerk spannt sich hier nicht allein um die herausstechenden, besonders innovativen Akteure, sondern umfasst neben ihnen auch kommunale Vertreter*innen, Initiativen und Unternehmer*innen, oft in Doppelrollen. Wer sich nicht sowieso schon seit der Schule kennt und den Kontakt gepflegt hat, gewinnt durch ehrliches Interesse für die Region und die Bereitschaft zum Engagement schnell das Vertrauen der Menschen. Der Zugang zu diesen Strukturen geschieht auch über die Bereitschaft, viel persönliche Energie zu investieren.

Was sind die Hürden?

Flächendruck

Die Logik der Wirtschaftlichkeit prägt das Handeln in diesen Regionen. Hier wird für den Weltmarkt produziert und obwohl diese Entwicklung anderswo zunehmend infrage gestellt wird, versperren der ständige Anpassungsdruck an globale Entwicklungen und die hohen Boden- und Immobilienpreise den Weg zu niedrigschwelligen Experimentierräumen. Es wird versucht, den Druck auf die Flächen über alle Sektoren hinweg gleichzeitig auszuhandeln: Soll die Infrastruktur, der Acker, das Industriegebiet oder neuer Wohnraum priorisiert werden? Entscheidungs- und Verwaltungspositionen bedienen die Nachfrage der Bürger*innen und der ansässigen Unternehmen – auch wenn dies immer weiter Einfamilienhäuser, Industriegebiete und damit Flächenversiegelung bedeutet.

Sättigung

Die kommunalen Kassen sind zwar prall gefüllt, trotzdem herrscht das Gefühl der Alternativlosigkeit in der Gestaltung des Wachstums vor. Die Gesellschaft hier ist gesättigt und versorgt. Der stabile Aufschwung, der Wohlstand und die Arbeitsplätze in den Hidden Champions und Großkonzernen garantieren Lebensqualität und Stabilität und gleichzeitig verhindern oder erschweren sie ein Umdenken im Umgang mit konkreten Herausforderungen. Von überall her weht die Konfrontation mit der Endlichkeit der Ressourcen und Flächen, den Auswirkungen von Klimawandel und den Zwängen der Energiewende herüber und man fragt sich bisher: Wann – und wie – kann eine Transformation gelingen, ohne zu verzichten?

Protestbürgerschaft

Die Bürgerschaft ist hier gut aufgestellt, mit großem Know-how sowie ökonomischer Stärke unterwegs und schnell handlungsfähig – vor allem in Bürgerinitiativen gegen unliebsame Entwicklungen. Gerade bei Nachhaltigkeitsthemen und den manchmal ungemütlichen, aber nötigen Alternativen können sie eher blockieren, als Zukunftsfähigkeit zu befördern. Der mühsame und eher unscheinbare Kampf um Flächen- und Umweltthemen ist dagegen oft einer gegen Windmühlen. Die Beständigkeit der Aktiven ist dafür umso eindrucksvoller und ökologischer Protest wird hier nicht selten in Konsumgüter überführt.

















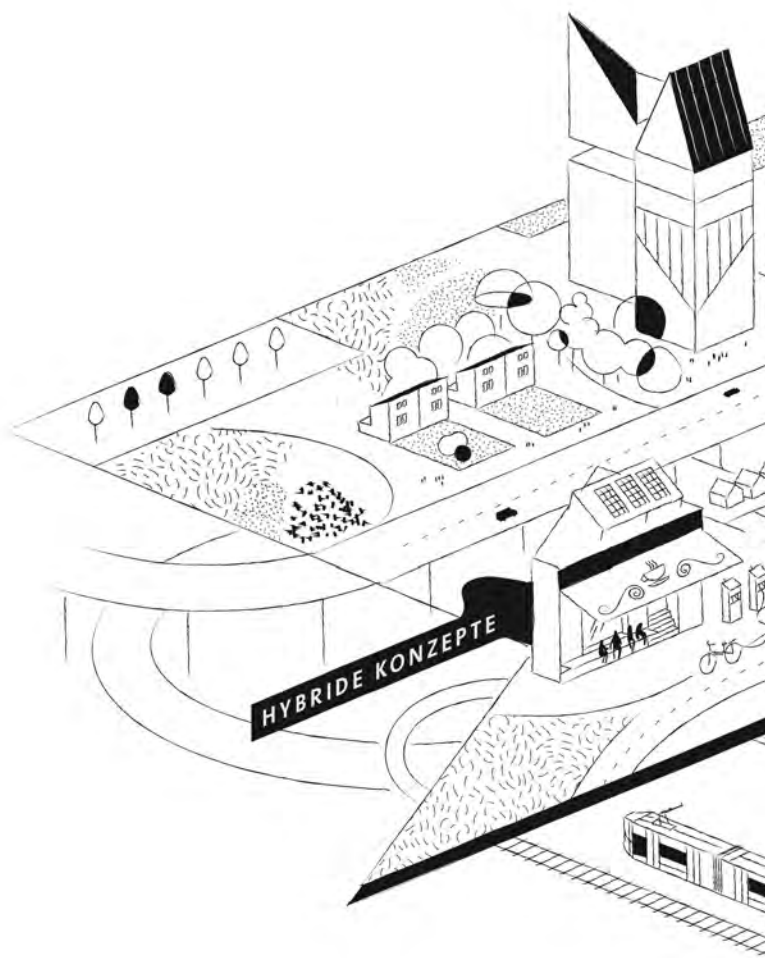
Multicodierte Regionen

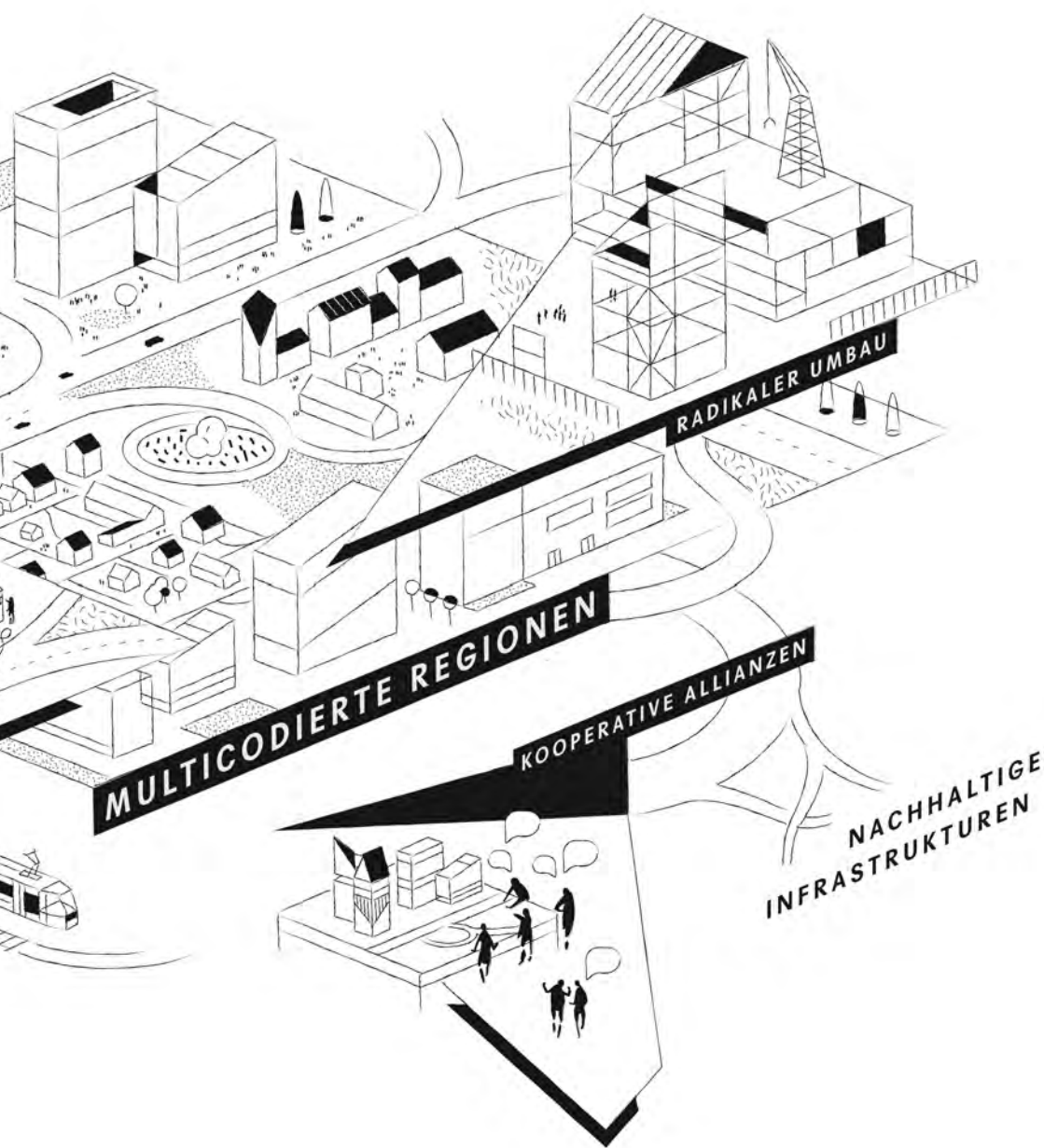
Mascha Pfitzer

Ein dichtes Netzwerk von Städten prägt diese Regionen auf den ersten Blick – aber lediglich von außen. Innerhalb der Region spielt jeder Ort, ob klein, groß oder freier Acker für die Entwicklung vor Ort eine Rolle. Wie lassen sich Diversität in vielfältiger Hinsicht leben und verschiedene Entwicklungsstränge zusammenbringen?













Wie lebt man hier?

Die Menschen hier leben ganz unterschiedlich in dieser Region. Die Herkunft des Einzelnen spielt dabei eine auffällig untergeordnete Rolle. Die Menschen verbinden sich eher über gemeinsame Themen und Ziele als über eine ähnliche Lebensausrichtung.

Sie vereint insbesondere, jeden Tag viel unterwegs zu sein. Die Identifikation mit dem eigenen Lebensumfeld hat sich somit ein Stück weit vom tatsächlichen Umfeld gelöst und haftet vielmehr an einer abstrakten Idee, die eben jenen Raum für Individualität lässt. Ob in der Großstadt lebend oder am Rand des Netzes, man ist und fühlt sich gleichberechtigt und teilt regionale Identitäten.

→ 161 Ein Reisebericht: Zentrum ohne Mittelpunkt

→ 163 Ein Reisebericht: Bijan Kaffenberger

Wer sind die zentralen Akteure?

Treiber der Transformation in den Multicodierten Regionen sind all jene, die über die Grenzen ihrer eigenen Profession und Positionen hinaus und zu ihren Nachbar*innen und Mitspieler*innen hinüberschauen und gemeinsame Aushandlungen führen. Vor allem Köpfe hinter großen, starken Institutionen spielen eine zentrale Rolle, ob in Hochschule oder Kultureinrichtung. Sie denken und lenken auch in Fragen der Regionalentwicklung und -planung mit und nutzen die weithin bekannten Namen der Museen, Firmen oder Bildungseinrichtungen, um Debatten zu inszenieren und gängige Diskursblasen aufzubrechen. Dabei spielt auch die Riege der Architekt*innen und Stadtplaner*innen eine wichtige Rolle, die ihr professionelles Know-how einbringen und neue Diskurse aus den Universitäten in die Praxis tragen. Bei all der Fürsorge und Organisation bleibt eine eher konsumierende Rolle der Zivilgesellschaft nicht aus, die sich dafür sehr tolerant und stressresistent zeigt.

Die wesentlichen Entwicklungstreiber der Multicodierten Regionen sind die Offenheit der Menschen und das hohe Maß an Beziehungen sowie Abhängigkeiten zwischen diversen Akteuren, die Veränderung auf allen Ebenen ermöglichen. Entwicklung entsteht dort, wo Verwaltungen, Institutionen und einzelne Akteure ihr abgestecktes Feld der Zuständigkeit verlassen und mit den unmittelbaren Nachbarn gemeinsame Sache machen – sei es im Bereich Verkehrswende, Energieversorgung, soziale Infrastrukturen oder Kultur und Bildung. Soziale und technische Infrastrukturen zu verknüpfen und gleichermaßen als Entwicklungsthema zu begreifen, zeichnet dieses multicodierte Netz aus.









Hybride Konzepte

Kreativität und Innovationen lassen neue Diskurse und eine neue Praxis der Architektur, des Städtebaus und der Zukunftsbilder für Stadt und Land entstehen. Egal ob hybride und multiple Infrastrukturen, Reparatur und Bestandserhalt, Überlegungen zur produktiven Stadt, Commons, Beteiligungsstrukturen oder neuer Klimaarchitektur und der Bauwende – ständig entstehen neue Ansätze und Ideen, wird Bestehendes hinterfragt und Neues ausprobiert. Dazu passt ein Mindset, das Veränderung gegenüber aufgeschlossen ist, wo Transformationen in Kauf genommen, Verlorenes wenig betrauert wird.

→ 307 Diskurse anregen

Kooperative Allianzen

Multicodierte Regionen als dichte, heterogene Netze bedürfen einer ständigen Reorganisation, um der Dynamik beizukommen. Die Strukturen der vielen Teilgebiete überschneiden sich immer wieder an unterschiedlichen Stellen. In verschiedenen Initiativen, Verbänden und Zusammenschlüssen hat seit ein paar Jahren wieder die Suche nach einer gemeinsamen Organisation begonnen. Hier geht es vor allem um die kluge Organisation von Verantwortlichkeiten und Nutzerzentriertheit statt Verwaltungsgrenzen. Auch zwischen Sub- und Hochkultur entstehen stärkere Kooperationen, oft initiiert oder unterstützt von der Lokalpolitik.

→ 164 Ein Reisebericht: DAM









Radikaler Umbau

Der ständige Wandel und die Tatsache, dass hier nichts lange gleich zu bleiben scheint, hat die Menschen flexibel gemacht. Ihre Offenheit für Veränderung und die Fähigkeit, diese anzunehmen, befeuert die Transformation an verschiedenen Stellen. In den Multicodierten Regionen werden Konzepte entwickelt und Modellprojekte für ein neues Zusammenleben auf engem Raum sowie die Versorgung der Vielen unter der Reduzierung des Ressourcenverbrauchs erprobt. Hoher Nutzungsdruck herrscht auch abseits der 1A-Lagen der urbanen Kerne und machen daher Lösungen in unterschiedlichen Maßstäben nötig. Die Baukultur ist zudem wenig starr oder verhaftet.

Was sind die Hürden?

Überlastung

Straßen, Bahnen und Züge, Busse und Feldwege sind oft verstopft und überfüllt und im nächsten Moment wieder gähnend leer. Durch einen Verzicht auf einzelne Pendelbewegungen wird das überlastete Verkehrssystem nicht ausreichend entlastet. Ökonomische Interessen zeichnen den Raum bis heute: Hochfunktionale Korridore durchlaufen hoch repräsentative öffentliche Orte. Denn beide sind lange Zeit eher für die Bewohner*innen als mit ihnen entwickelt worden. Der infrastrukturelle Urbanismus hat so lange die Form der Region bestimmt, dass Planung ohne Effizienzgedanke schwerfällt.

Planungsverdrossenheit

Schon immer wurde hin und her diskutiert, neu organisiert und groß geplant. Die meisten Bewohner*innen haben nicht nur den Überblick, sondern auch die Zuversicht verloren, dass sich das Durcheinander besser ordnen lässt. Die verwaltungstechnische Verstrickung und das fehlende kommunalpolitische Verständnis der Bevölkerung haben dazu geführt, dass weder ein klares Bild von den Bedürfnissen und Lebensvorstellungen der Menschen noch ein Verständnis für die Langwierigkeit planerischer Prozesse existieren. Das Verständnis von Teilhabe definiert sich hier nicht über Beteiligungsprozesse, sie werden oft kritisch beäugt, als zu zeitintensiv empfunden.

Überfordernde Vielfalt

Das Nebeneinander von sehr verschiedenen Menschen zieht sich heute von den größeren Städten bis in die Dörfer hinein und hat ein wohlwollendes Wir-Gefühl entstehen lassen, das in gewisser Weise aber auch anonym geblieben ist.

Bedürfnisse und Wohnheiten sind auf so engem Raum derart ausdifferenziert, dass eine kollektive Vision vom Leben unerreichbar scheint. Im besten Falle nimmt man sich hier das Beste aus allen Räumen und Welten, im schlechtesten Falle bleibt man verinselt im Netz zwischen Infrastrukturkanälen agierend hängen.







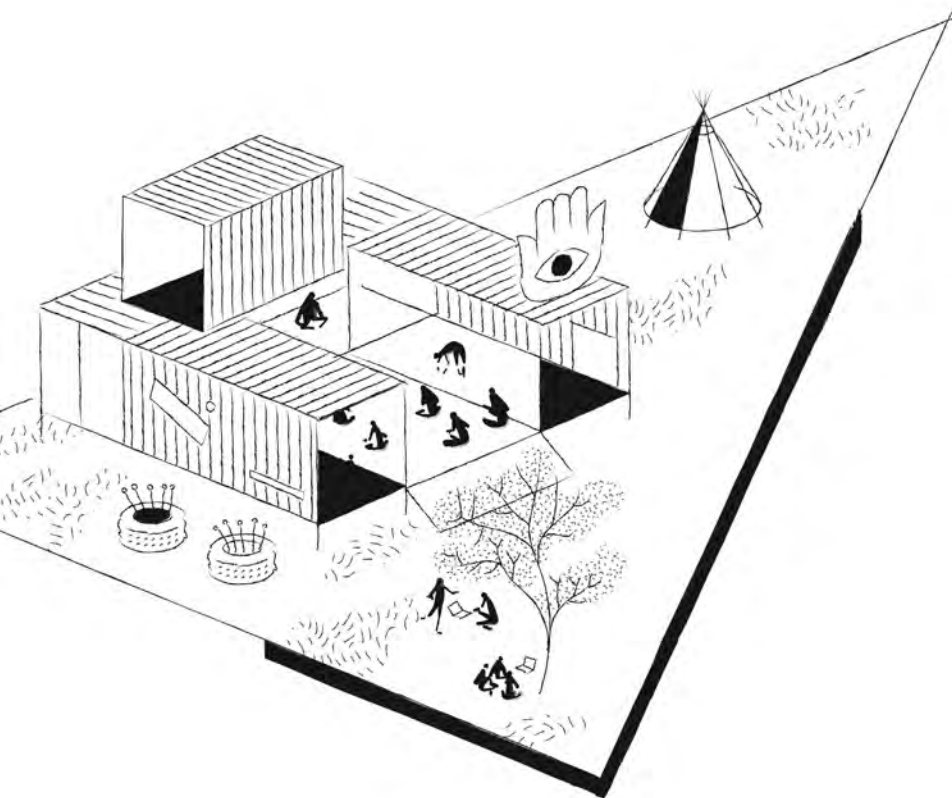
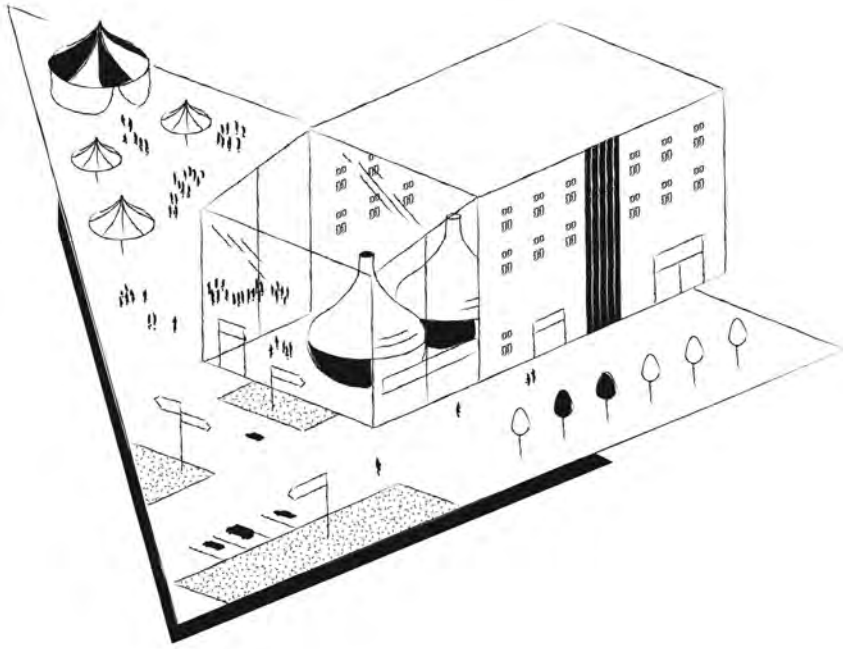






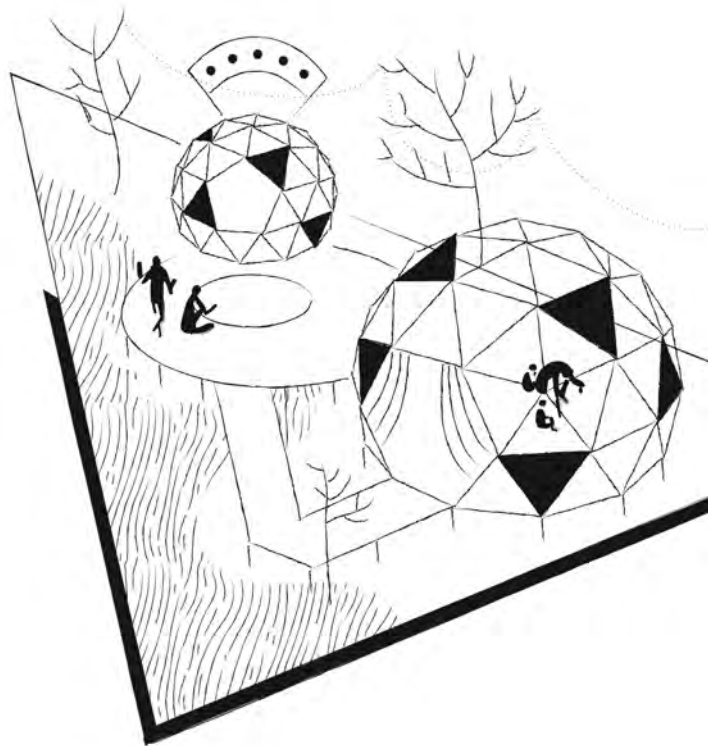






3

Vor Ort





Henning Austmann

Henning Austmann, Professor an der Hochschule Hannover, lehrt und forscht an der Schnittstelle von Betriebswirtschaft und nachhaltiger Entwicklung und ist Mitbegründer und Co-Moderator der mehrfach preisgekrönten *Ideenwerkstatt Dorfzukunft* und *Akademie des Wandels* in den niedersächsischen Dörfern Flegessen, Hasperde und Klein-Süntel.

f-h-ks.jimdofree.com
akademiedeswandels.de

Gemeinsam Zukunft anpacken

Jan Rübel

Das Urbane umringt Flegessen, Klein Süntel und Hasperde – und dennoch scheinen Hannover, Hameln und Hildesheim von dieser Dörfergemeinschaft weit weg. Die Einwohner*innen werkeln an ihrer eigenen Zukunftsfähigkeit.

Mit einem Schlag endet der Autolärm, als es von der Bundesstraße abgeht. Hin zum Sackgassendorf Flegessen, entlang Feldern von Weizen und Rüben, zieht der Süntel den Blick auf sich. Geografisch ist die Angelegenheit besiegelt: Dieser 440 Meter hohe Mittelgebirgsstock südwestlich Hannovers regiert den Raum. Doch die drei Dörfer mit ihren 1500 Einwohner*innen, die an seinem Hang kleben, übersieht man leicht. Provinz eben, Örtchen zum Einschlafen, bevor es wieder zum Job in die Landeshauptstadt oder nach Hameln geht? Die Dörfer Flegessen, Klein Süntel und Hasperde entschieden sich für einen anderen Weg.

Zukunftsfähig solle ihre Gemeinschaft werden, entschieden sie. Lebendig sein. Und da ihnen keiner half, in dieser Abgeschiedenheit, halfen sie sich selbst. In einer Zoom-Sitzung erklärte einer der Bewohner, wie es dazu kam – in Hannover ist er Herr Prof. Austmann für Betriebswirtschaftslehre, aber in der Dörfergemeinschaft ist er Henning, Fußballtrainer der D- und B-Jugend der JSG Flegessen Süntel. Im Gespräch macht er gleich klar, worum es ihnen geht – und worum nicht.

Hier geht es nicht darum, ein Ökodorf aufzubauen. In Wirklichkeit wollen wir uns als ein ganz normales Dorf an die Frage heranwagen, wie unser Ort zukunftsfähig sein kann – und wie sowas multiplizierbar wäre.

Warum?

Nun, wenn wir als Menschheit dauerhaft auf dem Planeten klarkommen wollen, haben wir an allen Orten sehr, sehr schnell einen Beitrag für eine tiefgreifende Transformation zu leisten. Da so ein Wandel nicht von oben ausgelöst wird, machen wir es von unten. Verschiedene Krisen

umgeben uns. Weitere werden auf uns alle zukommen. Konkret bedeutet das für unsere drei Dörfer, dass wir binnen drei Jahren ein Sechstel unseres Waldes verloren haben. Unsere Landwirte werden entmutigt, weil ihnen zu bestimmten Zeiten das Wasser fehlt und zu anderen Zeiten so viel Niederschlag kommt, dass sie mit ihren Maschinen gar nicht auf die Felder kommen. Und sie haben zunehmend mit Schädlingen zu tun, die sie noch gar nicht kannten.

Den letzten Kilometer nach Flegessen geht es zu Fuß, den *R-Bus* hätte man »rufen« müssen, mindestens eine halbe Stunde voraus. Fachwerk prägt das Bild, mit alten Inschriften wie »Dein Segen Herr komm über uns« an der Tür und Solarpanels auf dem Dach. Die Hauswände dokumentieren mit salatschüsselgroßen Plaketten, wer wann Bürgerkönigin oder Bürgerkönig gewesen ist. Die Dörfergemeinschaft hat aber nicht nur Preise vergeben, sondern viele andere von außen gewonnen, *Bundessieger Neue Nachbarschaft*, *Deutscher Bürgerpreis*, *Europäischer Dorferneuerungspreis* sind nur einige. Was ist hier anders als woanders?

Was ist eigentlich passiert?

Am Anfang stand eine klassische Herausforderung: Die Grundschule sollte wegen kleiner Klassen geschlossen werden. Da gab es einen gemeinsamen Nenner, dass es nicht gut sein kann, wenn solch eine Hauptschlagader der Dörfergemeinschaft ausfällt. Und wir alle wussten, dass sich Schülerzahlen nach oben entwickeln können: Gab es doch viel Potenzial, um mehr Menschen in schon bestehendem Wohnraum unterzubringen. Wer das aktiv gestaltet, kriegt die Schule wieder voll. Letzen Endes aber hatten wir schlicht Glück – eine andere Schule wurde geschlossen, unsere blieb erhalten. Das war vor zehn Jahren.

Und heute?

Der Kindergarten platzt aus allen Nähten, und die Grundschule muss anbauen. Der freie Wohnraum wurde bezogen, und immer mehr Leute wechseln auch zu einer kleineren Wohnfläche. Die Debatte um die Schulschließung hatte schließlich neue Selbstwirksamkeitspotenziale freigesetzt. Daraus entwickelte sich die erste Ideenwerkstatt: Da kamen 120 Leute hin. Und da wurde ganz breit gesponnen, was wir uns für unsere Dörfer wünschen und erträumen. Später gesellte sich auch immer mehr der Gedanke hinzu, dass es auch um Nachhaltigkeit geht. Wir wollten im Grunde eines: Dauerhaft lebendige Dörfer.

Ideen sind das eine, die Tat etwas anderes...

Das gemeinsame Zusammentragen und anschließende Visualisieren all der vielen kleinen und großen Wünsche setzte eine Energie frei, mit der wir bis heute mit großer Freude zusammen daran wirken, die Ideen Stück für Stück in die Tat umzusetzen. Am Anfang viele kleinere Ideen, später aber auch immer größere Projekte.

Womit?

Wir gründeten zum Beispiel eine Zeitung, die eine große Wirkung zeitigte: Damit wurde bestehendes Wertschätzen möglich, die Vereine konnten über sich berichten – die Tageszeitung der Region nimmt unsere drei Dörfer kaum in Augenschein. Andere Bürger*innen organisierten eine Staudentauschbörse oder Kinoabende in der Kirche. Das war alles rasch umsetzbar und trägt uns bis heute. Zum Beispiel haben wir eine WhatsApp-Gruppe für Mitfahrgelegenheiten und Tausch von Allerlei, da sind jetzt 250 Leute drin. Schließlich wagten wir uns an größere Investitionen heran. Wir hatten ja gelernt, uns zu vertrauen und uns etwas zuzutrauen. 270 Leute stemmten ohne Fördergelder 260.000 Euro, mit denen wir unseren eigenen Regio-Bio-Dorfladen in Bürgerhand bauten. Wir alle wurden stille Beteiligte in einer Unternehmung genossenschaftlicher Prägung. Diese vermietete das Ladengebäude an einen Verein von 210 Leuten, die ihn gemeinsam ehrenamtlich betreiben. So kam wieder Lebensmittelversorgung in unsere Dörfergemeinschaft. Mit einer anderen von uns im Kollektiv gegründeten Unternehmung kauften wir der Kirche das Grundstück des Pfarr- und Gemeindehauses ab, sanierten es mit regionalen ökologischen Baustoffen und vermieteten es an eine neu gegründete Mehr-Generationen-Gemeinschaft; eine Gewinnorientierung für die Beteiligten ist dabei per Satzung ausgeschlossen. Überschüsse werden im Dorf reinvestiert.

Am Ortsausgang prangt ein grünes M auf gelbem rundem Grund. Das Schild steht für den »Mitnahmepunkt« – für alle ohne Auto und auf den Ruf-Bus Wartenden. Okay, Daumen raus. Gegenüber streitet sich eine Bande Spatzen. Nach 25 Minuten hält ein Hyundai, Mutter und Tochter auf dem Weg gen Hameln. »Wollen Sie mit?« Eigentlich nicht, ist doch zu nett hier. Aber wie der Norddeutsche hier sagt: Mutt ja.



Norbert Bäuml

Norbert Bäuml (58) ist Ingenieur und arbeitet bei der Bayerischen Verwaltung für Ländliche Entwicklung. Er koordiniert dort die Initiative *HeimatUnternehmen*, die kreative und unternehmerische Menschen auf dem Land unterstützt, aus ihren Ideen Wirklichkeit werden zu lassen.

heimatunternehmen.bayern

Menschen fördern

Isabel Stettin

Ich lebe ländlich geprägt, schon immer – und bin ein typisch Zugewanderter. Ursprünglich stamme ich aus einem Dorf in der Oberpfalz. Heute wohne ich am Ende des S-Bahn-Netzes in Altomünster im Landkreis Dachau und pendle zu meinem Arbeitsplatz nach München. Viele bewegen sich täglich zwischen Stadt und Land. Die Grenzen fließen und lösen sich hier auf. Mit-ten in München würde ich nicht leben wollen. Doch natürlich genieße ich die Vorteile. Es ist ein gutes Gefühl, dass die beste medizinische Versorgung nur eine kurze Fahrt entfernt ist, dass es ein unerschöpfliches kulturelles Angebot gibt.

Wohneigentum in der Stadt zu bekommen ist inzwischen fast unmöglich. Auch deshalb hat das Landleben deutlich an Attraktivität gewonnen – für junge Menschen und Familien. Doch der Ballungsraum mit den entsprechenden Preisen dehnt sich immer weiter aus. Vieles, was uns in Stadt und Land bewegt, steht im globalen Kontext: vom Klimawandel bis hin zur Ernährung. Oft höre ich von Bürger*innen oder auch in Verwaltungen, wenn etwas nicht vorangeht: »Man müsste mal, jemand könnte, eine sollte«, heißt es dann. Doch vor Ort, in der »globalen Provinz«, geht es darum, den Dreh zum »Ich mache es selbst« zu bekommen. Wir finden Lösungen für unsere Probleme vor Ort und arbeiten damit auch ein Stück an den Herausforderungen, denen wir überall auf der Welt begegnen.

Im Amt bin ich vor allem für die grünen Grundsatzfragen zuständig, von Biodiversität bis zum Klimawandel, alles, was mit Ökologie zu tun hat. Es geht nicht nur um die gesetzlichen Rahmenbedingungen, sondern immer um die Frage: Welche Ansätze können wir in der Zukunft als Verwaltung für Ländliche Entwicklung finden, die Menschen wirksam nutzen können?

Aus den Erfahrungen mit boden:ständig, einem Projekt für Boden- und Wasserterschutz, haben wir 2017 *HeimatUnternehmen* entwickelt. Wir arbeiten mit Menschen, die diejenigen, die etwas selbst machen wollen, gezielt von der Idee zum Projekt begleiten. Unsere Potenzialentfalter*innen unterstützen die unternehmerischen Menschen vor Ort – beim Erstellen von Geschäftsmodellen etwa. Ein bayernweites Netz soll wachsen.

Ich bin Pragmatiker: Ohne Bürokratie geht es nicht. Wir brauchen Spielregeln, aber auch Spielräume, Gestaltungsräume. Selbst in den peripheren Regionen in Bayern scheitern Projekte selten am Geld. Das ist vorhanden, viele Menschen vor Ort investieren gerne in gute Projekte – wenn sie denn erst einmal entstanden sind. Wenn wir die richtigen Rahmenbedingungen schaffen, gibt es viele Menschen, die die Dinge gerne selbst in die Hand nehmen. Wir brauchen eine Kultur des Gestaltens und des Anpackens. Dazu gehört für mich, dass auch mal etwas schiefgehen darf, dass wir mit Hürden und Widerständen besser zurechtkommen und lernen sie zu überwinden, etwa im Bereich Energie: Vor Jahren galten die als Spinner, die im Dorf ein Nahwärmenetz oder Hackschnitzel-Heizungen bauen wollten. Und heute?

Wie schaffen wir es, dass Pioniere mit ihren Ideen stärker zum Zug kommen? Das Potenzial, die Ideen, die Kreativität ist groß. Doch wie gelingt es, das zu kultivieren? Ein Beispiel: Wo ich wohne, war vor zehn Jahren das große Problem, die Gemeinde mit all ihren Ortsteilen digital anzubinden. Für die großen Konzerne rentierte sich das nicht. So haben sich Bürger*innen gefunden, die ein Unternehmen gegründet haben. Vor zehn Jahren ist ein Glasfasernetz entstanden, mitten auf dem Dorf. Die Gemeinde unterstützte das Bürger-Start-up wo sie nur konnte – und ermöglichte, dass Menschen hier selbst etwas erschaffen konnten, während der Breitbandausbau bundesweit oft noch zäh läuft.

Wir brauchen dringend solche Ansätze, damit Menschen selbst ihr Umfeld gestalten können, bundesweit.

In unserer globalisierten Welt mit all den aktuellen Krisen und Kriegen droht oft das Gefühl, dass alles entgleitet, wir die Kontrolle verlieren. Doch hier im Kleinen gibt es die Möglichkeit, viel zu bewegen.



Marco Beckendorf

Marco Beckendorf ist seit 2015 Bürgermeister der Gemeinde Wiesenburg/Mark. Er glaubt, dass aktive Regionalentwicklung immer etwas mit langfristigen strategischen Überlegungen zu tun hat. Sie lässt sich nur über mehrere Legislaturperioden entwickeln und umsetzen. »Eine aktive Regionalentwicklung erfordert Mut zur Transformation.«

rek.wiesenburgmark.de



Frederik Bewer

Frederik Bewer ist seit 2015 Bürgermeister der Kleinstadt Angermünde. »Wir brauchen Gemeinschaften, deren Mitglieder einander einladen, ermutigen und inspirieren, über sich hinauszuwachsen.« Dieser Satz von Gerald Hüther ist für ihn der Schlüsselsatz des Gelingens unseres zukünftigen gesellschaftlichen Zusammenlebens.

angermuende.de

Kleinstädte verwalten

Elisabeth Hussendörfer

Wie gelingt ›neues Leben und Arbeiten im ländlichen Raum‹? Wie kann der Prozess bestmöglich unterstützt werden? Wir sprachen mit Frederik Bower (49), Bürgermeister von Angermünde, und Marco Beckendorf (42), Bürgermeister von Wiesenburg/Mark in Brandenburg.

Mal angenommen, jemand war noch nie in Wiesenburg oder Angermünde und will wissen, wie es da so ist. Was sagen Sie?

Frederik Bower: Angermünde mit seinen 14.500 Einwohner*innen ist die einzige Stadt in Deutschland, die folgendes vereint: eine historische Altstadt mit guter Infrastruktur, ein Biosphärenreservat vor der Haustür, ein UNESCO Weltnaturerbe, einen Nationalpark und die Millionenmetropole Berlin in greifbarer Nähe.

Marco Beckendorf: In Wiesenburg/Mark und den umliegenden 20 Dörfern und Weilern leben zusammen etwa 4300 Menschen. Wir sind nach europäischem Maßstab mit 19 Einwohner*innen pro Quadratkilometer ein weißer Fleck auf der Landkarte: ein nahezu unbewohntes Gebiet! Aber ein Gebiet, in dem eine Utopie gelebt wird.

Nämlich?

Beckendorf: 80 Prozent der Menschen hier bei uns leben im eigenen Eigentum. Viele versorgen sich teils selbst und leben weitestgehend in einer Solidargemeinschaft, in der jedoch auch gegenseitige Abhängigkeiten bestehen. Wer einen Umzug aus der Stadt plant, sollte bereit sein, einen Sinneswandel zuzulassen. Der Lärm, der Schmutz, die Geschwindigkeit der Stadt sind hier fort.

Bower: Für Angermünde sage ich gern: Wir sind nah genug dran und doch weit genug weg. In drei Jahren soll der Halbstunden-Takt für den Regio kommen, mit dem man in 50 Minuten in Berlin ist. Aktuell geht der Zug stündlich. Wenn ich aus Berlin komme, denke ich oft: Gleich bin ich ja schon da. Und gleichzeitig fühle ich, wenn ich angekommen bin: Ich bin wirklich raus.

Beckendorf: Ich nenne die sogenannte Nabelschnur, also die Bahnanbindung nach Berlin und Leipzig, manchmal augenzwinkernd ›Ausstiegshilfe‹. Im Ernst: Die Ruhe, die Wälder und die Sterne bei Nacht können auch beängstigen. Wiesenburg ist ein Gegenentwurf zur Stadt. In Anbetracht der großen Krisen, die wir in der Welt gerade erleben, spielt uns der Wunsch nach Autarkie, dem Leben als Selbstversorger*in, natürlich extrem in die Hände.

Bekomme ich in Wiesenburg das ›echte‹ Leben?

Beckendorf: Ich würde tatsächlich sagen, dass man hier besser leben kann als anderswo. Aber man muss sich einlassen wollen. Wenn es zum Beispiel darum geht, Holz zu machen, bist du gefragt. Du hast einen Wald, dein Nachbar einen Traktor? Dann seid ihr entweder ein Team oder es entsteht Misstrauen.

Knirscht es denn vor allem zwischen den Alteingesessenen und den Neuzugezogenen?

Bewer: Diese Begriffe mag ich gar nicht. Im Ortsteil Altkünkendorf ging es mal um den Umbau am Kirchturm. Die Bewohner*innen wurden in den Prozess mit einbezogen und auf einmal gab es diese Fragen: Ab wann ist man eigentlich Eingesessene*r, ab wann Zugezogene*r, wer ist Besucher*in und wer Einheimische*r?

Zu welchem Ergebnis kam man?

Bewer (lacht): Die Diskussion ging ziemlich ins Detail. Wie ist das zum Beispiel mit dem etwa drei Kilometer entfernten Wolletz? Mein ältester Freund mit 91 ist Altkünkendorfer, er kam in den Fünfzigern aus Mecklenburg ins Dorf. »So gesehen bin ich auch ein Zugezogener«, sagte er. Was ich damit sagen will: Das Thema ›alteingesessen‹ und ›neuzugezogen‹ wird für mich künstlich hochgehalten.

Beckendorf: Das sehe ich genauso. Letztlich wollen doch alle das gleiche: Zukunft gestalten.

Was können Sie als Bürgermeister tun, um Ihre Region attraktiv zu machen?

Bewer: Ich kann vor allem für eine gute Atmosphäre sorgen. Mein Prinzip dabei: Ich muss nicht alles gut finden, was die Leute einbringen. Unterstützung kann bereits sein, nichts dagegen zu haben.

Also lässt man die Dinge einfach laufen?

Bewer: Nein, so natürlich nicht. Mein Filter ist: Kann das positive Effekte für Angermünde haben? Ich erinnere mich an einen Unternehmer, der mir sein Vorhaben erklärte und fragte: »Was halten Sie davon?« »Naja, meins ist das nicht«, sagte ich. Da schaute er mich erst mit großen Augen an und dann sah ich förmlich, wie er in sich zusammengesackt ist. Ich habe dem Mann dann versucht zu erklären, dass meine persönliche Meinung doch nicht entscheidend sei. Ich sehe mich nicht als einen, der den Daumen hoch oder runter macht. Ich verstehe mich als Verknüpfungsstelle für die Region.

Beckendorf: Mir geht es da ganz ähnlich. Ich glaube, dass man ein guter Bürgermeister ist, wenn man die herrschende Dynamik vor Ort und im Land versteht. Ich gehe so oft wie möglich zu Netzwerktreffen von lokalen und Initiativen auf Landesebene. Ich will wissen, was die Akteure umtreibt. So habe ich übrigens auch Frederik kennengelernt.

Herr Beckendorf, Sie haben lange in Berlin gewohnt.

Wie gefällt es Ihnen auf dem Land?

Beckendorf: Ja, ich habe viele Jahre in einem Berliner Hinterhof gewohnt, wie viele junge Brandenburger, die ihre Heimat verlassen haben. Ich kannte zwei von 20 Nachbarn. Jetzt ist das ganz anders und nicht nur, weil ich Bürgermeister bin. Wiesenburg ist sehr offen, gerade wenn man gemeinschaftliches Leben sucht. Neues Leben und Arbeiten im ländlichen Raum, das klingt ein bisschen, als würden wir jetzt alles ganz anders machen...

Aber das ist nicht so?

Beckendorf: Vieles, was da gerade in Sachen Wiederbelebung passiert, etwa beim Thema des Mobilen Arbeitens von zuhause, ist im Grunde nichts Neues. Die Co-Working-Spaces sind die neuen Produktionsgenossenschaften, die es in der DDR gab, in denen Arbeitsplätze und Ausstattung gemeinsam genutzt werden. Offen sein für neue Impulse und gleichzeitig gewachsene, tragfähige Strukturen ausbauen, darum geht es.

Bewer: Verknüpfen ist für mich ein Schlüsselwort. Wenn mir dies als Bürgermeister gelingt, ist es gut. Den Rest müssen die Leute selbst machen. Ich denke da gerade zum Beispiel an das *Haus mit Zukunft* in

Angermünde, eine große, alte Stadtvilla. Der Plan hier war, zunächst keinen Plan zu haben. Also nicht: reflexartig das betreute Wohnen oder den Pflegedienst rein. Als ich gesagt habe, wir machen das nicht, wusste ich auch nicht, was wir sonst machen. Manchmal muss man ein Stück loslassen und vertrauen, dann entsteht etwas.

Wie ist es weitergegangen?

Bewer: Die Hochschule für nachhaltige Entwicklung Eberswalde hat im Gebäude Fuß gefasst, verschiedene junge, kreative Unternehmer*innen sind eingezogen. Für die Nutzer*innen fallen lediglich die Betriebskosten an. Folgeeffekte, die man nicht in Geld ausdrücken kann, treten jetzt schon auf: Wahrnehmung, Vernetzung, Motivation, so etwas kann man vorher nicht planen.

Beckendorf: Am Bahnhof von Wiesenburg entsteht gerade das *Ko-Dorf*: eine Siedlung, die die frühere Gartenstadtidee aus dem 19. Jahrhundert aufgreift. »Sharing« ist wichtig: Die Häuser haben keine Arbeits- oder Gästezimmer, dafür gibt's separate gemeinschaftlich genutzte Räume. Auch Autos, Fahrräder, Werkzeuge, Trockner sollen gemeinsam genutzt werden. Weniger Flächenverbrauch, nachhaltiger Mitteleinsatz.

Sind solche »Ankerorte« entscheidend?

Bewer: Man muss sich kümmern, wenn man eine Gemeinde infrastrukturell stabil halten möchte. Man braucht Zuzug, um die Sterberate auszugleichen, allein aus den Geburten heraus funktioniert das hier nicht. Junge Menschen und Familien sind ein idealer Ansatzpunkt: Wenn die Fuß fassen und die Kinder irgendwann wieder Kinder bekommen, schafft man eine gute Entwicklung.

Beckendorf: Ich finde es wichtig, die richtigen Leute zu finden. Kein Zuzug um jeden Preis. Wer in Wiesenburg Bullerbü erwartet, wird enttäuscht werden.

Bewer: Das sehe ich auch so. Der Charakter von Angermünde muss erhalten bleiben, deswegen leben wir hier ja so gern. Beim Zuzug gibt es keine für mich in Stein gemeißelte Zahl. Ich sag mal so: Wir wollen nicht der Speckgürtel Berlins werden.

Das Alte soll bleiben und Neues entstehen?

Beckendorf: Es gibt eine Verantwortung im Umgang mit Bestehendem, Stichwort Industriebrachen. Jeder in den Dörfern kennt jemanden, der dort gearbeitet hat. Wenn wir die Brachen nicht revitalisieren, wird damit auch die Lebensleistung dieser Leute herabgewürdigt. Daher haben wir als Gemeinde viele dieser Brachen aufgekauft, um eine Entwicklung zu ermöglichen.

Bewer: Mein Eindruck ist, dass das vielerorts ganz hervorragend gelingt. Und dass es gerade auch diese Orte sind, die für ein gutes Miteinander von neu und alt stehen. Ich bin mir übrigens sicher: In zehn oder 15 Jahren werden wir da gar nicht mehr unterscheiden. Wer ankommt und sich einbringt ist da, fertig. Die guten alten Zeiten von morgen sind jetzt.



Uta Berghöfer

Uta Berghöfer ist promovierte Landschaftsökologin. Als Wissenschaftlerin erforscht sie die Räume zwischen Wissenschaften und Kunst und als Produzentin entwickelt sie eigene Projekte an der Schnittstelle von Natur und Kunst. Sie ist Initiatorin des *Moorthaters* und Vorstandin des *Wasserwerks der Zukunft e.V.* in Malchin.

moorthater.de

wzv-malchin-stavenhagen.de/zukunft

Landschaft erfahren

Roland Rödermund

Im mecklenburgischen Malchin kommen bei moderierten Landschaftsspaziergängen auch die Menschen miteinander ins Gespräch, die sich früher eher ungern zuhörten. Initiatorin Uta Berghöfer erzählt, wie man sich in der Region gemeinsam auf den Weg Richtung Zukunft macht.

Die Idee war aus einer Not heraus im Herbst 2020 entstanden. »Eigentlich wollten wir unser nächstes Netzwerktreffen machen«, erzählt Uta Berghöfer, »es war aber leider noch Lockdown.« Sie und ihre Mitstreiter*innen taten damals, was alle taten: Sie verabredeten sich in kleiner Gruppe zum Spaziergang mit Abstand – und fragten sich schnell, wieso sie da nicht vorher drauf gekommen waren: »Wir merkten sofort, wie gut es tat, die Schreibtischperspektive zu verlassen, den Blick zu weiten und uns genau da zu treffen, wo es am sinnvollsten ist, über unsere Moorlandschaft zu sprechen.« Die Idee von moderierten Themenspaziergängen war geboren – durch eine Landschaft, an der sich Konflikte entzünden. Aber in der sich eben auch ganz viele Interessen bündeln lassen – von Wasser- und Bodenverband, Bauernverband, Land- und Forstwirtschaft, dem Wasserversorger...

Für die Landschaftsökologin (48) spiegeln sich nicht nur die großen Fragen unserer Zeit in dieser Landschaft wider. Auch, welche Entscheidungen wir Menschen treffen, lässt sich an ihr ablesen: an den Solarfeldern und Windrädern überall, wie wir Energie gewinnen. An den Monokulturen, wie wir Landschaft begreifen. »Mit Landschaft meine ich nicht die unberührte Natur, wie sie sich viele vorstellen«, sagt sie, »sondern die Verbindungen und Interaktionen zwischen Menschen, Tieren und Pflanzen in einem bestimmten Raum.«

Man muss wissen, dass die Moore in Malchin nicht nur als Identifikationsfläche für die Leute oder den Tourismus eine große Rolle spielen. Auch in Sachen Klimaschutz rückt die Region in der Mecklenburgischen Schweiz, wo in der Vergangenheit viele Moore zur Gewinnung landwirtschaftlicher Flächen trockengelegt wurden, immer mehr in den Fokus, etwa durch ein Schutzkonzept der Landesregierung. Es heißt, dass von etwa 300.000 Hektar, die in vergangenen Jahrhunderten in Mecklenburg-Vorpommern trockengelegt wurden, ein Drittel der Treibhausgas-Emissionen des Landes ausgeht. Damit

ist die Emission aus den Mooregebieten die größte Treibhausgas-Einzelquelle des gesamten Bundeslandes – gleichzeitig gibt es keine besseren Treibhausgas-Speicher als intakte Moore: In einem Hektar Moor mit einer 15 Zentimeter dicken Torfschicht findet sich laut Angaben des Naturschutzbundes etwa genauso viel Kohlenstoff wie in einem gleichgroßen hundertjährigem Wald – und die Moore hier am Fluss Peene haben eine gewaltigen Torfmächtigkeit von vier bis acht Metern.

Ein Weg wäre, die Emission durch Wiedervernässung zu verringern, da feuchte Moore CO₂ binden. »Wasser ist für uns alle das verbindende Element«, sagt Uta Berghöfer. »Somit sind die Wasser- und Bodenverbände auch zentral, da sie die ganze technische Infrastruktur betreuen, die sowohl für Entwässerung als auch Wiedervernässung notwendig ist.« Natürlich kann man nicht alle Moore aus der landwirtschaftlichen Produktion nehmen und auf das Land verzichtet werden – doch die Pflanzen, die in feuchten Mooren wachsen, sind sehr gut energetisch nutzbar, man kann sie pelletieren, Biogas gewinnen. Schilf und Rohrkolben lassen sich als stabile, leichte und extrem schnell wachsende Pflanzen hervorragend als Rohstoffe, etwa als ökologische Bau- oder Dämmstoffe, einsetzen. »Dafür müssten mehr Flächen zur Verfügung gestellt werden. Start-ups könnten sie als Experimentierraum begreifen und zusammen mit Landwirten und Landeigentümern Dämmstofffabriken oder andere innovative Dinge an den Start bringen«, so Berghöfer.

Sie weiß, wie wichtig es ist, eine Brücke zwischen den verschiedenen Interessensgruppen zu schlagen, sich gegenseitig immer wieder Denkanstöße über nachhaltiges Leben und Wirtschaften zu geben, damit solche Fabriken nicht nur Fantasiegebilde bleiben. Kreative Wege geht sie selbst dafür schon länger: Sie war Teil des Zukunftsrates, der auf Initiative der Landesregierung Mecklenburg-Vorpommern bereits Menschen aus unterschiedlichen Bereichen – Umweltschutz, Wissenschaft, Ökologie, Wirtschaft oder Soziales – zusammenbrachte, um Lösungen zu finden.

Als Wahl-Malchinerin betreibt Uta Berghöfer mit ihrem Mann als Teil einer Eigentümergesellschaft darüber hinaus den *Moorbauer* – ein traditionsreiches, paradiesisch mitten im Schilf verstecktes Restaurant, das man nur per Boot, Rad oder zu Fuß erreicht, und das nur für drei Monate im Jahr geöffnet ist. Ein Ort für solidarische Gastronomie, der unter anderem von den *Meck-Schweizern*, einer Regionalvermarktungsinitiative für Nahrungsmittel aus der Mecklenburgischen Schweiz, beliefert wird. Den Menschen aus der Region auch besuchen, weil sie sich neben der Küche für relevante gesellschaftliche Fragen interessieren. »Der *Moorbauer* ist auch ein utopischer Ort«, sagt Uta Berghöfer. »Im Moment kommen viele junge Leute zum Mitarbeiten zu uns, die auf Sinnsuche sind.« Und es ist nicht zuletzt einer, an dem sich automatisch der Blick für diese faszinierende Natur öffnet.

Auch das *Moortheater* organisiert sie als Kreativproduzentin – das ist ein mobiles und partizipatives Landschaftstheater für und von Kindern, Jugendlichen, Erwachsenen, Laien wie professionellen Theatermacher*innen. Und es bringt den Menschen hier über Inszenierungen die Moorlandschaft Malchins und seine Belange und Geschichten näher.

Die Landschaftsspaziergänge sind inzwischen eine feste Größe in Malchin. Dabei kommen immer um die 15 bis 20 Expert*innen aus den verschiedenen Bereichen und aus der Region zusammen – wichtig war von Anfang an, allen Beteiligten klarzumachen, dass hier nicht ein*er die anderen überzeugen will – sondern dass man die vielfältigen Probleme, die sich in der Region auf-tun, gemeinsam denken muss. Auf der mehrstündigen Spazierstrecke gibt es somit immer verschiedene Stationen mit Vorträgen – im Wald etwa vom Forst-amsleiter, am Feld vom Landwirt oder am Deich von der Geschäftsführerin des Wasser- und Bodenverbandes. Immer öfter sind auch behördliche Vertreter*innen, etwa aus dem Landwirtschaftsministerium, dabei. »Wir möchten ja auch nicht nur durch die zweifellos schöne Gegend laufen, sondern wir möchten, dass unsere Themen auf Landes- oder sogar Bundesebene Gehör finden.«

Natürlich gebe es etliche Komplikationen. Etwa dass beim Klimaschutz die Maßnahmen oft nicht bis zum Eigentümer oder Flächennutzer zurückge-dacht werden oder dass Ergebnisse aus Netzwerkrunden oft verpufften, weil die lokale und Landesebene getrennt voneinander agierten. Dass die nötigen Veränderungen nicht von heute auf morgen geschehen können, weiß sie. Aber sich gemeinsam auf den Weg zu machen, weil man verstanden habe, dass man einander auf diesem Weg brauche, statt in Konkurrenzposition zu verharren, sei ein wichtiger erster Schritt.

»Wir Menschen sind doch so unglaublich kreativ«, sagt Uta Berghöfer. »Es wäre schön, wenn jeder seine oder ihre Gestaltungsmöglichkeiten wahr-nähme und die eigene Blase verließ, statt zu warten, dass jemand anderes unsere Probleme löst.«



Anne Dawah

Anne Dawah interessiert sich für andere Kulturen. Der Austausch mit Menschen aus unterschiedlichen Herkunftsländern ist ihre Leidenschaft. Sie zeigt anderen gerne den Weg, damit diese sich nicht immer als Fremdkörper fühlen. Außerdem liest uns reist sie gerne, um die Welt besser kennenzulernen.

miv-roding.de

Integration leben

Isabel Stettin

In Roding im Osten Bayerns, knapp vor der tschechischen Grenze, leben Anne und Patrick Dawah – zusammen mit 12.000 Menschen aus 84 Nationen. Im MultiKulti-Integrationsverein sind alle willkommen.

Vor mehr als zehn Jahren kamen Anne (46) und Patrick Dawah (49) nach Roding – nach Jahren in Clausthal im Harz und in Laakirchen in Ober-Österreich. Begegnungsorte und Treffpunkte fernab vom Sportverein und Schule fanden sie damals nicht. Wie gut, dass Anne Dawah eine Frau ist, die nicht lange zögert. »Dann schaffe ich eben selbst eine Möglichkeit, wo alle zusammenkommen können.« 2013, kurz nach ihrem Umzug, gründete sie und ihr Mann den Multikulti-Integrationsverein. »Zu Beginn wurden wir Ausländer-Verein genannt. Doch das wollten wir nie sein: Integration gelingt nur im Austausch mit Menschen, die schon lange hier leben«, sagt Patrick Dawah.

Fast neunzig Mitglieder aus sechzehn Nationen hat der Verein bereits. Sein Zweck, laut Satzung: »Ein besseres Miteinander durch vorurteilslosen und wertschätzenden Austausch« zu schaffen. Roding hat er bunter gemacht. Einmal im Monat versammeln sich die »Ureinwohner« und Alteingesessenen, Zugezogene und mittlerweile neuangekommene Geflüchtete aus der Ukraine zum internationalen Stammtisch. Sie kochen gemeinsam, weil Essen so schön verbindet: Und so köcheln in den Töpfen mal bayrische Knödel, dann indisches Curry oder kenianischer Eintopf. »An einem Kochabend kann es schon mal passieren, dass über 20 Nationen gemeinsam am Herd stehen«, erzählt Anne Dawah. »Roding ist zum Schmelztiegel geworden«

Oft wurden die Dawahs für Geflüchtete gehalten. »Wir haben die Erfahrung gemacht, in der deutschen Gesellschaft erstmal die Exoten zu sein.« Ursprünglich stammt das Paar aus Kamerun, lebt heute mit drei Kindern in der Oberpfalz. Er ist Ingenieur und leitet eine Abteilung bei einem Autozulieferer, er hat in Deutschland promoviert. Sie ist Dozentin an der Volkshochschule, hat bei der Kommunalwahl 2020 für die CSU als Stadträtin kandidiert. »Wir sehen uns als Brückenbauer*innen«, sagen sie. Sie wollen kulturelle Barrieren abbauen. »Auf dem Land ist es leichter sich zu vernetzen, weil jeder jeden kennt«, sagt Patrick Dawah. »In der Stadt bist du eine Nummer, anonym, das mögen viele. Doch die Verbundenheit ist in meiner Wahrnehmung weniger intensiv.«

Jeder zehnte in Roding hat einen Migrationshintergrund. An der Grund- und Mittelschule sind 665 Schüler*innen, gut 40 Prozent davon haben eine Einwanderungsgeschichte. Kostenlose Deutsch- und Elternkurse werden für Eltern mit Migrationshintergrund angeboten. Anne Dawah leitet die *Multi-kult-AG*. Erst kürzlich hat ein Schüler ihr Blumen mitgebracht, als kleines Dankeschön. Ein anderer hat gebeten, seine Mutter mitbringen zu dürfen, weil sie mitlernen wolle. »Kinder der zweiten Generation, sei es aus der Türkei oder Polen, haben andere Erfahrungen als die Rodinger«, sagt Dawah. »Die Geschichte der Eltern und Großeltern bringen sie ein.« Außerdem können auch Rodinger mit typischen Familiennamen wie »Schwarzfischer« oder »Hecht« Vorfahren aus Ungarn, Tschechien oder der Slowakei haben.

In diesem Jahr haben die Rodinger den siebzigsten Geburtstag ihres Städtchens gefeiert. Einst vor allem bekannt als Bundeswehrstützpunkt, ist Roding heute ein internationaler und begehrter Industriestandort mit 8.000 Arbeitsplätzen geworden. Dass mit dem Technologieunternehmen *Mühlbauer* ein Global Player entstanden sei oder die Gabelstapler-Firma *Crown* das Hauptquartier aus den USA statt nach München nach Roding verlegt hat, darauf ist die Stadt stolz. Der Autozulieferer *Continental* schließt sein Werk dort zwar bis 2024, doch ein großes Softwareunternehmen hat die Übernahme des Firmengebäudes bereits angekündigt. Das Industriegebiet wird aktuell erweitert. Ein neu erschlossenes Baugebiet war innerhalb weniger Wochen ausverkauft.

Ihre Stadt noch offener zu machen, Kooperationen mit afrikanischen Ländern, Städtepartnerschaften, das wünschen sich die Dawahs für die Zukunft, ein buntes, vielfältiges Roding. Wenn Patrick Dawah an Studierendipartys zurückdenkt, geht ihm ein Lied durch den Kopf: »Wir leben und wir sterben hier«, gesungen von den Prinzen. »Das Globale in der Provinz entsteht in den Köpfen von Menschen, die sich bewegt haben und bewegen«, sagt er.



Lioba Degenfelder

Lioba Degenfelder ist Gründerin und
Projektleiterin von *A.ckerwert – Nachhaltig
Verpachten für Mensch und Natur*.

ackerwert.de

Landbewirtschaftung ermöglichen

Roland Rödermund

Mit ihrer Beratungsplattform *A.ckerwert* vermittelt Lioba Degenfelder zwischen Landeigentümer*innen und Pächter*innen und verhilft zu neuen Formen der Bewirtschaftung. So werden Gräben in einem oft problematischen Pachtverhältnis geschlossen – und die Agrarflächen geschont.

Lioba Degenfelder fand eigentlich schon immer, dass es in ihrer Heimatregion im Landkreis Landshut wenig schöne Landschaft gab. »Wenn ich meine Dreiviertelstunde jogge, komme ich an keiner einzigen Wiese vorbei. Es reiht sich Maisfeld an Acker an Maisfeld. Ich muss es schon so sagen: Die Agrarsteppe hier tut mir weh.« Das Fehlen von Grünland als Ergebnis der Intensivbewirtschaftung in einer Region mit sehr guten Böden und einer hohen Mastschweinedichte ist für sie auch eine stete Erinnerung an das Artensterben, dessen dramatische Ausmaße den meisten Menschen gar nicht bewusst sei, sagt sie.

Die Idee, selbst ein Projekt ins Leben zu rufen, um Landschaften zu verändern, kam der 43-jährigen Kommunikationsexpertin für Nachhaltigkeit vor ein paar Jahren. Als ihr Lebenspartner Ländereien erbte, war beiden zwar klar, den klassischen »Vollgasbetrieb«, in dem es jahrzehntelang nur um Effizienz gegangen war, nicht weiter unterstützen zu wollen. Allerdings fiel ihr auf, dass es überhaupt keine Beratungsstruktur für Flächeneigentümer*innen gab. »Als ich mich informieren wollte, wie man das anders machen kann, wurde ich im Landwirtschaftsamt nur ungläubig angestarrt: ›Wie, was wollt's ihr denn da jetzt mitquatschen?!«

Und wie sie mitquatschen wollte. Degenfelders Vater war »Hippie-Aussteiger«, wie sie sagt, er hatte damals einen alten Hof in Österreich gekauft, von dem konnte die Familie zwar nicht leben, aber sich weitgehend selbst versorgen. »Wenn ein Kind einen Bauernhof malt«, sagt sie, »dann sieht der genauso aus, wie meine Kindheit war.« Der Duft beim Heumachen, das Gekacker der Hühner, körperliche Arbeit im Einklang mit der Natur – ein Bilderbuchbauernhof, der bildete ihre ursprüngliche emotionale Prägung. Später studierte sie Umweltsicherung, als Diplomingenieurin dann evaluierte sie Agrarumweltprogramme für die EU und war schließlich 14 Jahre beim BUND Naturschutz in Bayern mit Bildungsarbeit befasst.

Die Idee, selbst eine solche Beratung aufzuziehen, keimte auch dann weiter in ihr, als sie und ihr Partner gleich im Ort einen jungen Landwirt gefunden hatten, der die Flächen im Rahmen des Vertragsnaturschutzes ohne Pestizid- und Düngereinsatz bewirtschaften wollte. Was wäre, wenn in vielen Pachtvereinbarungen um landwirtschaftliche Flächen nicht nur Zahlen und Auflagen, sondern auch ideelle Werte verhandelt würden? Wenn Flächeneigentümer*innen und Landwirt*innen sich zusammensetzten, um gemeinsam eine nachhaltige Agrarlandschaft zu schaffen?

Es brauchte nicht viel, auch andere von der Dringlichkeit dieser Fragen zu überzeugen. Anfang 2020 erklärte sich die Bayerische Verwaltung für Ländliche Entwicklung bereit, das Projekt – *A.ckerwert* sollte es sehr treffend heißen – zu 100 Prozent zu finanzieren. Dem Staat kommt das Projekt sehr entgegen, zumal er durch das System der Verpachtungen selbst ja gar nicht an Flächen kommt. Und weil bei *A.ckerwert* einzig Degenfelders Stelle finanziert werden muss. Die kündigte damals ihren Job und betreibt ihre Beraterplattform nun freiberuflich mit 25 Wochenstunden. Privateigentümer*innen hilft sie genauso wie Kommunen, Kirchenverwaltungen oder Unternehmen in fast ganz Niederbayern, nachhaltig Verantwortung für eine Fläche zu übernehmen. Dabei sucht sie nach Ideen alternativer Bewirtschaftung, aber auch nach Förderprogrammen. Schließlich ist sie auch zur Stelle, wenn es gilt, die verhandelten Maßnahmen in den Pachtvertrag aufzunehmen.

Gern bringt sie das Beispiel von der Yogalehrerin aus München – die wählt grün, kauft im Bioladen und hat vom Opa Land geerbt. »Die weiß schon, dass die bisherige Form der Landwirtschaft nicht zu ihren Werten passt.« Aber sie ist unsicher und weiß eben nicht, wo sie überhaupt ansetzen kann, was man anbauen könnte, was ein angemessener Pachtpreis wäre. Auch auf der anderen Seite sind es oft Frauen, die sich an *A.ckerwert* wenden: Betagte Bäuerinnen rufen Lioba Degenfelder an. »Denen tut es weh, was auf ihrer Fläche passiert, die erleben diese Entfremdung ja hautnah, weil die verpachteten Flächen direkt an dem Hof sind, auf dem sie ihren Lebensabend verbringen. Aber weil der Pächter das Land unterverpachtet hat, kennt sie im Zweifel den Lohnunternehmer, der ihr mit Riesenmaschinen Fremdgülle aufs Feld wirft, auch nicht mehr.«

Meist ist es bei beiden eine diffuse Idee, etwas für die Natur und den Artenschutz tun zu wollen, sie wollen auf ökologische Landwirtschaft umschwenken oder der Boden soll vitaler gemacht werden. Und manchen sind auch einfach ästhetische Gesichtspunkte wichtig: Ihr Land soll schöner werden. Lioba Degenfelder schaut dann, um was für einen Naturraum es sich handelt, zum Beispiel ein Wiesenbrütergebiet oder eine Fläche mit Mooranteilen, fährt hin, ruft bei Naturschutzbehörden an, sucht Förderungen. Die große Frage ist, ob jemand seinen Pächter behalten möchte. Doch sie möchte

niemanden zur Kündigung drängen, es sei immer besser, einen bestehenden Vertrag zu verändern. »Entscheidend ist, dass ich alle mit ins Boot hole, statt einen vorformulierten Pachtvertrag auf den Tisch zu knallen. Mein Job ist, vermitteln, Begeisterung wecken und erst dann verhandeln.«

Maklertätigkeiten oder das »Matchen« mit einem oder einer Neuen darf und will sie nicht übernehmen. Dafür empfiehlt sie Initiativen, Förderprogramme, Bauern- und Landschaftspflegeverbände, Fachstellen. Auch sie selbst holt sich gezielt Beratung von Naturschutzbehörden, staatlichen Biodiversitätsberatern, vom Landschaftspflegeverband oder einer Agrarökologin hinzu.

Dass Degenfelder im wenig intransparenten Pachtmarkt den Eigentümer*innen bewusst macht, dass sie sehr wohl einwirken können und eine Stimme haben, passte, klar, nicht jedem Landwirt. »Es läuft hier auf dem Land ja meist so: Da wird der verwitweten Verpächterin seit Jahrzehnten jedes Weihnachten eine Schachtel Likörpralinen vorbeigebracht und das war's dann erstmal wieder. Auf Veränderung kommt oft von selbst niemand.« Andererseits seien aber auch viele Pächter offener als gedacht. Manch von Hause aus konventioneller Landwirt macht jetzt Ackerwildkrautprojekte, verzichtet komplett auf Spritzmittel und ist im Artenschutzprogramm. »Das sind dann schon richtig dunkelgrüne Maßnahmen«, sagt Degenfelder.

Sie freut sich jedes Mal, wenn innerhalb eines solchen Prozesses zwei völlig verschiedene Menschen, wie etwa die Yogalehrerin aus dem Münchner Glockenbachviertel und der Stärkekartoffelbauer aus dem niederbayrischen Gäuboden zusammenfinden, sich über den Wunsch nach Veränderung austauschen und am Ende eine Fläche völlig neu belebt wird. Auch, weil sie es mit der geerbten Fläche ihres Partners erlebt hat: »Wir wissen immer, was da auf unserem Land passiert, wir haben einen super Draht zu unserem Bewirtschafter Max, es gibt inzwischen einen Lehrpfad und der Bäcker in Teisbach nimmt unseren Roggen ab und verkauft ihn als Teisbacher Roggenbrot.« Seit Anfang 2023 wurde das Projekt nun ausgeweitet. Zwei bayerische Landschaftspflegeverbände sind als Kooperationspartner mit an Bord. Ziel ist, aus dem Modellprojekt eine langfristige Struktur zu schaffen und die Idee auf ganz Bayern anzuwenden.

Auf bald 1000 Hektar Land in Bayern hat sich durch *A.ckerwert* bereits sichtbar etwas verändert. Wenn Lioba Degenfelder jetzt mit ihren Laufschuhen unterwegs ist, blickt sie immer öfter auf lebendige Landschaften, sieht Ackerwildkräuter, Wildblumen oder buntes Grünland – und dabei blüht ihr jedes Mal das Herz auf.



Frank Friedrich

Frank Friedrich ist von Beruf Flugzeugmechaniker. Seit der ersten freien Kommunalwahl in der DDR ist der Quereinsteiger in verschiedenen Bereichen der Stadtverwaltung tätig gewesen. Seit 2019 ist er als Stabsstelle des Bürgermeisters für die Bereiche Digitalisierung und Projektmanagement zuständig.

Digitalisierung anschieben

Elisabeth Hussendörfer

Frank Friedrich besetzt in der Stadtverwaltung Bad Belzig in Brandenburg zwischen Potsdam und Magdeburg eine Stabsstelle im Bereich Digitalisierung. In Sachen Aufbruchsstimmung hat der 64-Jährige Erfahrung: Seit der Wende war er in vielen Bereichen der Stadtverwaltung tätig und hat zahlreiche Gestaltungsprozesse angeschoben. Wie sich seine Heimat zuletzt entwickelt, ist für ihn eine Überraschung.

Sie sprechen von einer neuen Aufbruch-Stimmung in Bad Belzig, nennen Ihren 11.500 Einwohner*innen zählenden Heimatort eine ›Boom-Town‹. Und es ist nicht der erste Aufbruch, den Sie erleben...

Richtig, die Zeit nach der Wende war spannend! Die kommunale Selbstverwaltung hat für uns damals ganz neu begonnen, sämtliche Entscheidungen gingen davor von Berlin aus. Als ich 1989 zum stellvertretenden Bürgermeister gewählt wurde, gab es gefühlt vor allem eins: einfach machen.

Und was war das?

Wie dürfen wir uns als Kommune entwickeln? Was ist mit dem alten Freibad aus den Dreißigern? Können wir das modernisieren? Die Fragen und Unsicherheiten sind dann ziemlich schnell einem gewaltigen Gestaltungsdrang gewichen, es gab viel Spielraum, eine große Zuversicht. Schon bald hatten wir das schönste und modernste Freibad in ganz Brandenburg. Bad Belzigs Entwicklung als moderne Kurstadt ist selbstredend.

Aber es blieb nicht beim Aufbruch?

Zwischen 2005 und 2015 stagnierte es, mancherorts herrschte fast Weltuntergangsstimmung. Viele sind weggezogen. Kaum jemand kam neu her. Ganz Deutschland hat unter der Finanz- und der Flüchtlingskrise

gelitten, aber die sogenannten strukturschwachen Gegenden hatten besonders zu kämpfen. Während Metropolen wie Berlin aus den Nähten platzten, hat man uns beim Landesamt für Statistik prophezeit: Ihr werdet in den nächsten Jahren eine Reduzierung um 2000 bis 3000 Einwohner*innen haben. Ganz ehrlich: das war eine richtig depressive Phase.

Wie hat Bad Belzig da wieder rausgefunden?

Spontan würde ich sagen: Das kam zufällig. Es gibt ein ehemaliges Gutshaus in einem Ortsteil etwa fünf Kilometer außerhalb, rund 250 Jahre alt. Das Haus war kommunales Eigentum und wurde denkmalgerecht saniert. Mitte der Neunzigerjahre wurde es als Hotellerie und Gastronomie betrieben. Leider nie sonderlich erfolgreich. 2015 gab es dann den Versuch, das Objekt wiederzubeleben. Ohne Zweckbindung. Dazu gab es einige Ideen von Firmen, aber nichts, was uns vom Hocker gehauen hätte. Und dann hatte ich eines Tages diese Unterlagen auf dem Tisch. Ein Konzept für einen Co-Working-Retreat.

Für ein was?

Genau so dachte ich auch. Aber unser Grundprinzip von damals war geblieben: Wir sind offen. Ich werde nie vergessen, wie Janosch Dietrich, der heutige Geschäftsführer des Retreats, zu mir ins Büro kam. Barfuß, mit dem Fahrrad, eine Flasche Wasser auf dem Gepäckträger. Und der will sowas stemmen, ein Objekt für fast 300.000 Euro? Aber Janosch Dietrich hat alles eingehalten: die zugesagten Zeitpläne, die Abgaben, die Anzahlung der Kaufpreissumme. Das *Coconat* ist 2017 eröffnet worden und gilt als Vorzeigeprojekt. Bis weit über die Grenzen Brandenburgs hinaus übrigens, außerdem hat das *Coconat* zahlreiche Preise abgeräumt, unter anderem 2020 den deutschen Tourismuspreis.

Was passiert im *Coconat*?

Vereinfacht: Die Leute kommen und arbeiten und leben in der Natur, mal nur für einen Tag, mal für Wochen oder Monate. Das Retreat befindet sich inmitten eines wunderschönen Landstrichs, am Fuße des Hagelbergs, umgeben von Feldern und Wiesen. Und doch ist man durch die Digitalisierung ganz nah dran. Dieser einzigartige Mix zieht kreative Köpfe an, die wir hier so vorher nicht hatten. Da kommt der Schriftsteller mit der Schreibblockade, der Werbetexter, Filmemacher, Designer. Auch Kreativabteilungen größerer Konzerne nutzen das Angebot für

Workshops. Work-Life-Balance, dieser Begriff fällt oft. Für mich geht es eher in Richtung »hier geht was«.

Und es scheint noch einiges mehr zu gehen. Seit 2018 ist Bad Belzig *Smart Village*. Was kann man sich darunter vorstellen?

Das ist eine Initiative der Medienanstalt Berlin-Brandenburg und Janosch Dietrich hatte die Idee, dass sich Bad Belzig mit unserer Nachbargemeinde Wiesenburg bewerben könnte. Und Bad Belzig wurde ausgewählt.

Das bedeutet?

Keine Fördermittel, *Smart Village* ist ein Ehrentitel. Aber einer mit Wirkung. Denn inzwischen sind wir auch *Smart City*. Wieder haben sich Bad Belzig und Wiesenburg gemeinsam auf den Weg gemacht, aber diesmal wurde es richtig ernst, denn der Bund fördert das Projekt mit sechs Millionen Euro. Wir bekamen erneut den Zuschlag.

Was genau heißt *Smart Village*?

Wie kann das Leben im ländlichen Raum in Zukunft verbessert werden? Das Ganze ist stark wissenschaftlich ausgerichtet und wohin es am Ende führen wird, ist schwer zu sagen. Ich weiß nicht, ob die Einwohner*innen Bad Belzigs ihre Päckchen eines Tages mit Drohnen bekommen. Oder ob der Personentransport in der Zukunft über Luft-Taxis funktioniert. Die *Bad-Belzig-App*, die wir entwickelt haben, ist ein erster Schritt. Sie wurde übrigens von einer von zwanzig Firmen entwickelt, die sich dauerhaft im *Coconat* angesiedelt haben.

Wie funktioniert die App?

Wir haben sie mit Hilfe einer Förderung des Landes Brandenburg als Prototyp mit offenem Quellcode entwickelt, das heißt auch andere Kommunen können sie übernehmen und tun das zum Teil schon, Frankfurt/Oder etwa oder Eisenhüttenstadt, insgesamt schon mehr als 30 Kommunen. Damit hat man seine Stadt mit ihren Dienstleistungsangeboten immer dabei. Ich bekomme zum Beispiel Infos, wie: »Das Freibad schließt heute schon um vier, weil ein Gewitter kommt.« Oder auch: »In der Straße der Einheit gibt es bis morgen früh um sechs eine Sperrung.« Ein wichtiger Baustein sind ehrenamtliche Journalisten, die

ihre Beiträge einstellen. Für eine verlässliche Informationsquelle und weniger Fake, dafür mehr »das bin ich, das ist meine Stadt und ich bin ein Teil von ihr.« Meine Überzeugung: So kommen wir alle zusammen mehr in die Aktivität und können Dinge auf die Beine stellen, die man sich nicht hat träumen lassen.

Klingt nach einer modernen, beweglichen Stadt.

Ja, aber auch eine Stadt, die hier und da an ihre Grenzen kommt. *Smart City* ist Anfang 2021 gestartet und zieht bereits eine Handvoll weitere Ideen nach sich. Plus Projekte, die bereits angelaufen sind. Das Thema Klimaschutz im ländlichen Raum zum Beispiel: Wie kann eine Kleinstadt Maßnahmen entwickeln und die Zivilbevölkerung dabei einbezogen werden? Nur mit den notwendigen Ressourcen ist das alles zu stemmen.

Sie klingen zum ersten Mal in diesem Gespräch aber nicht ganz so zuversichtlich.

Es bleibt herausfordernd. Aber es passiert ja was. Wenn ich gleich neben dem Marktplatz das alte Ladengeschäft sehe, das bis letztes Jahr leer stand und in dem sich jetzt die Anlaufstelle des *Smart City*-Projektes befindet. Das wird sowieso alles nichts mehr? Solche Äußerungen höre ich in Bad Belzig zwischenzeitlich kaum noch. Dafür höre ich Stimmen wie die des Ortsvorstehers aus Hagelberg neulich, ein alteingesessener Bad Belziger. Es war das fünfjährige *Coconat*-Jubiläum, ein kleines Fest. Er trat ans Mikro, es wurde still. »Ihr seid das Beste, was uns hier passieren konnte.« Ein Gänsehaut-Moment! Das Leben im ländlichen Raum hat eine Zukunft, wenn wir die Möglichkeiten der Digitalisierung sinnvoll einsetzen.



Marie Golüke

Marie Golüke ist Kulturmanagerin und Veranstalterin. Ihr Fokus liegt auf Kulturveranstaltungen im ländlichen Raum, wo sie seit zwölf Jahren das *Festival Für Freunde* leitet und seit 2020 einen alten LPG-Kuhstall in einen neuen Veranstaltungsort umwandelt.

festivalfuerfreunde.de
arthok.jimdosite.com

Kultur selbermachen

Elisabeth Hussendörfer

Mit ihrem *Festival für Freunde* will die 35-jährige Performance-Künstlerin und Kulturmanagerin Marie Golücke in ihrem Heimatdorf Dahnsdorf »zusammenbringen«. Erst kam sie nur für den Sommer zurück. Anfang des Jahres ist sie dann ganz geblieben. Hier erzählt sie ihre Grenzgänger-Geschichte.

Dahnsdorf, wo ich aufgewachsen bin, hat sich kaum verändert: 400 Einwohner*innen, die Hauptstraße, ein Kindergarten, eine kleine Autowerkstatt, eine alte Backsteinkirche und ein wenig abseits die alte LPG mit ihren 90 Meter langen Hallen, die ich schon damals total spannend fand.

Meine Kindheit war schön. Wir wohnten in der Mitte des Orts direkt über dem Konsum, aber man brauchte nur ein paar Meter zu gehen und war frei. Ich musste erst um acht Uhr abends wieder zu Hause sein, ohne dass meine Eltern sich Gedanken gemacht hätten.

Als ich älter wurde, rückte Berlin in meinem Fokus. Oft bin ich in den Ferien und manchmal auch für ein Wochenende zu meinen Großeltern dorthin gefahren. Die Buslinie 582 gab es damals wie heute, was für ein Glück: An der Backsteinkirche einsteigen, in Bad Belzig in den Regionalexpress umsteigen, in einer Stunde war man in einer anderen Welt. Später manchmal auch nur für eine Nacht.

Ich mag Berlin – die Kreativität, die Atmosphäre. Aber mit der Zeit fällt einem auch auf, wie so manche Location durch Kommerzialisierung und Gentrifizierung einbüßt. Die 90-Meter-LPG in meinem Heimatdorf ist pur geblieben.

Nach dem Abitur habe ich in München Theaterwissenschaft und dann in Hamburg Performance Studies studiert. Ein Kreis von Künstlerfreund*innen entstand: Wir trafen uns in Kellern, feierten, besuchten Festivals. Und es reifte dieser Traum: ein eigenes, entspanntes, familiäres Theaterfestival. Kein Hetzen von Location zu Location, wie es in Großstädten leider oft der Fall ist.

»Wieso eigentlich nicht in Dahnsdorf?«, dachte ich. Ein Ort, an dem man komplett den Alltag vergisst. Gut Dahnsdorf ist ehemaliges Rittergut und hat zu DDR-Zeiten ebenfalls zur LPG gehört. Das Anwesen liegt mitten im Ort und ist ein Vier-Seiten-Hof mit einem riesigen Wohngebäude, zwölf Zimmer, Ställe, 6000 Quadratmeter Wiese.

Könnt ihr euch sowas vorstellen, ein Festival? fragte ich die Freund*innen. Sie konnten. Dank einer Crowdfunding-Kampagne konnten wir 2013 starten. Man kann sich das Ganze ein bisschen wie eine erweitertes Freundestreffen vorstellen: 30 Menschen, der Übergang vom Gast zum auftretenden Künstler*in war fließend. Aber die Vielfalt von Theater über Tanz, Performance, Musik bis hin zur Installation war schon damals enorm. Für die Auftritte nutzten wir den Schweinestall, die Scheune und eine Open-Air-Bühne.

Über die Jahre hat sich das Festival weiterentwickelt. »Bringt eure Freund*innen mit, dann lernen sie neue Freund*innen kennen«, sagten wir. Vielleicht war ich schon damals in diesem tiefen Wissen: Da geht noch mehr, wenn man den Blick weit werden lässt und nicht auf Metropolen wie Berlin fixiert bleibt, wo ich die letzten sieben Jahre gelebt habe.

Es war ein Prozess, bis auch die Einheimischen gekommen sind. Während es für mich seit jeher normal ist, aufs Dorffest zu gehen, blieben die Dorffest-Besucher*innen dem Festival fern. Warum? »Wir wissen gar nicht, was da passiert«, hieß es. 2016 haben wir eine Hip-Hop-Tänzerin aus der Region eingeladen, das war ein Durchbruch. Mehrere hundert Besucher*innen kommen seitdem, immer am ersten Wochenende im August.

Unser Publikum ist durchmischt, divers. Genau wie das Programm, für das wir Künstler aus nah und fern laden. Harte Themen und Performances über Gendern, Geschlechtlichkeit und Migration finden genauso ihren Platz wie unterhaltsame Genres und Konzerte, lokale Gruppen oder auch ein Kindertheater für Zwei- bis Zehnjährige. Auch Künstler*innen mit Behinderung gehören zum Programm. Und bei all dem ist die familiäre Atmosphäre von der Anfangszeit geblieben.

Für mich ist das magisch, was da in den letzten zehn Jahren passiert ist. Ein Prozess, der mit Energie zu tun hat, mit Schwingungen. Aber ein Stück weit ist der Grund für den Erfolg des Festivals vielleicht auch ganz banal. Der Bus Nummer 582 fährt wie zu meinen Kindertagen stündlich nach Bad Belzig. Viele Festivalbesucher*innen kommen aus Berlin mit den Öffentlichen. Manche schlafen auf dem Gelände, manche machen die Nacht durch und nehmen

wie ich damals den ersten Bus zurück. Normalerweise müsste er »für sowas« ein Ticket »nach Mitte« kaufen und ordentlich Fahrzeit kalkulieren, hat ein Festivalbesucher mal gemeint und sich für die »vielfältige und hochwertige Kultur direkt vor seiner Haustür« bedankt.

Seit 2018 können wir für einen Teil des Programms die 90-Meter-LPG-Halle nutzen, die nur ein paar Fußminuten vom Festivalgelände entfernt ist. Die Location, die für viele lange nur die »krasse Industriebrache« oder auch »der Schandfleck« war, ist ein Gewinn. Einmal ist hier das *Kanaltheater* Eberswalde aufgetreten, ein anderes Mal sollten die Besucher im Rahmen eines Workshops auf Postkarten schreiben, was sie mit diesem Ort in Verbindung bringen und wie sie ihn in Zukunft gerne sehen würden. Das Interesse an der Aktion war enorm.

2020 habe ich das Anwesen gekauft. In meiner Vorstellung entsteht hier eine Mischung aus lokalem Kulturtreff, Open-Air-Kino, Kindertheater und Residenzort, der Künstlern und Literaten ein zu Hause auf Zeit ist. Jeder soll hier etwas für sich finden können: Die Alteingesessenen genau wie die Zugezogenen. Und auch die, zu denen ich mich inzwischen zähle: die »Rückkehrer«.

In den ersten Festivaljahren bin jeweils nur für ein paar Wochen im Sommer nach Dahnsdorf gekommen. Aber dann habe ich gemerkt, wie sich die Idee des Festivals auch auf meine persönliche Lebenssituation übertragen hat. Ich spüre: Durch organische Transformationsprozesse entsteht etwas, was ich so bislang weder in der Stadt noch auf dem Land gefunden habe, sondern erst als ich beides zusammen gedacht habe. Darum habe ich mein Berliner WG-Zimmer Anfang des Jahres gegen eine Wohnung in Bad Belzig getauscht. Für 380 Euro warm. In Berlin würde ich für etwas Vergleichbares 900 Euro zahlen. Auch das Kreativ-Studio für Kultur, Bewegung und Begegnung, das ich kürzlich mit vier Frauen eröffnet habe, wäre in der Stadt schon an der Miete gescheitert. Und vielleicht auch an fehlender Energie. Ich habe mich neu in meine Heimat verliebt.



Michael Hetzer

Michael Hetzer ist 1967 in Nürnberg geboren und ab dem 2. Lebensjahr im Allgäu aufgewachsen. Er hat Industrieelektronik in Ulm studiert. Er ist verheiratet und hat zwei Söhne im Alter von 23 und 26. Aktuell ist er Beiratsvorsitzender der *elobau* Gruppe, Business Angel einiger start-ups und Geschäftsführer der *raumideen GmbH & Co. KG*.

raumideen.gmbh

Unternehmen transformieren

Isabel Stettin

Michael Hetzer, 56, ist Unternehmer – und hat Visionen einer nachhaltigen Welt. 2016 hat er das Familienunternehmen *elobau* im Landkreis Ravensburg mit über 1000 Mitarbeiter*innen in eine Stiftung überführt. Als Angel-Investor setzt er seinen Schwerpunkt auf nachhaltige, ökologische Landwirtschaft und klimafreundliche Technologien.

Wirtschaftlich denken und verantwortungsvoll zu handeln, bedeutet oft eine Gratwanderung. Noch haben wir nicht den idealen Pfad, aber wir arbeiten daran. So wie viele in Corona-Zeiten Nudeln horteten, haben Unternehmen bei uns Sensoren eingekauft. Die Geschäfte liefen hervorragend. Doch in unserem Unternehmen geht es nicht um grenzenloses Wachstum. Die Natur wächst auch nicht unendlich. Es bedarf Phasen der Erholung und Regeneration. Irgendwann stoßen wir sonst an unsere Grenzen. Auch das lehrt uns die Natur.

Wir haben in den vergangenen Jahren Chancen versäumt. Die Erkenntnis, dass wir alle viel zu viel verbrauchen, haben wir schon lange. Und dennoch ändern wir als Gesellschaft kaum etwas. Selbst jetzt, wo wir aufgrund von Krisen und Krieg eine Verknappung erleben, fehlt die Bereitschaft zu echter Veränderung. Wir machen so weiter wie bisher, ist das Credo. Anstatt endlich zu schauen, wie wir weniger verbrauchen können.

Als Unternehmer und Bürger widme ich mich Themen, die global von Bedeutung sind – und die ich in der Politik manchmal vermissem. 2010 wurde unser Unternehmen *elobau* klimaneutral und ist leider noch immer ein Exot in der Branche. Dabei könnte sich betriebswirtschaftlich jeder Mittelständler diese Anpassungen leisten. Jedes Unternehmen hat eine gesellschaftliche Verantwortung. Doch noch fehlt bei vielen die Bereitschaft, auch weil Kund*innen nicht bereit sind, mehr dafür zu bezahlen. Hier würde ich mir mehr Anreize wünschen.

Unsere Firma für nachhaltige Lösungen aus den Bereichen Bedienelemente, Maschinensicherheit, Füllstandsmessung und Sensorik haben wir in Verantwortungseigentum überführt. Sechs Jahre lang hat das gedauert, ein komplizierter Prozess. Dass auf diesem Weg künftig weniger Hürden stehen, davon würde die Wirtschaft profitieren. Das Unternehmen gehört sich nun selbst, Selbstbestimmung statt Spekulation. Die Eigentümer*innen haben keinen Anspruch darauf, sich Gewinne auszuschütten oder Vermögensanteile zu verkaufen. Der erwirtschaftete Mehrwert fließt in das Wohlergehen der Mitarbeiter*innen, in klimaneutrale Lieferketten oder in Spenden für gesellschaftliche Aufgaben, insbesondere Bildung, Umweltschutz und Integration. Wir wollen maßvoll sein und das auch bleiben.

Bei *elobau* beschäftigen wir uns mit Lieferketten, als kleines Unternehmen in der globalen Welt. Wir agieren international, produzieren jedoch nur in Deutschland. Unsere Vision ist es, Produkte zu entwickeln, die am Ende zu neuen werden. Der Wertstoff, den wir sammeln, soll tatsächlich mehr Wert haben.

Eine nachhaltige, regenerative Landwirtschaft ist das erklärte Ziel. Darum unterstütze ich die Entwicklung von Prototypen, Geräte wie E-Traktoren und Agroforst-Sämaschinen. Wenn wir in der Landwirtschaft so weitermachen wie bisher, laugen unsere Böden aus. Dann ist in 60 Erntejahren Schluss. Wir brauchen Veränderung heute, nicht morgen. Auch darum habe ich den Film *Unser Boden, unser Erbe* mitfinanziert.

Als ich ein Junge war, konnten wir hier im Allgäu bis April Schlittenfahren und Skilanglaufen. Schnee hatten wir damals in Leutkirch zu Genüge. Das hat sich verändert. Der Klimawandel ist spürbar – und das nicht erst seit heute.

Ich bin noch immer sehr gern hier zuhause, in meinem Dorf mit wenigen hundert Einwohner*innen. Die Region fasziniert mich, es gibt Weideflächen, Milchviehbetriebe. Wir bekommen hier viel Regen ab, es ist grün, geprägt vom Tourismus. Natürlich haben wir keine Großstadtangebote und für viele bleibt es eine Herausforderung, Personal zu finden. Noch haben wir genug Interessent*innen, die zu uns kommen wollen, sogar deswegen herziehen. Die Autobahn liegt vor der Tür. Zwei große Industriegebiete werden gerade hochgezogen. Immer mehr Menschen aus der Stadt ziehen hierher.

Damit wir als Gesellschaft zukunftsfähig sind, müssen wir umdenken. Das beginnt für mich bei der Bildung: Junge Menschen müssen wir zu selbstdenkenden, selbstorganisierten Menschen erziehen.



Anja Hirscher

Dr. Anja Hirscher ist Designforscherin und Referentin für Nachhaltigkeit am *K-Punkt Ländliche Entwicklung* und bei der *KAB* (Katholische Arbeitnehmer-Bewegung) der Diözese Rottenburg-Stuttgart. Außerdem lehrt sie an verschiedenen Hochschulen und Universitäten zu Themen wie Nachhaltigkeit, Partizipativem Design, Ethik, Transformation und anderen Formen des Wirtschaftens.

kpunktland-drs.de

Ländliche Entwicklung unterstützen

Isabel Stettin

Wie können wir unsere Dorfgemeinschaft bereichern? Wie gelingt die sozial-ökologische Transformation? Und welche Rolle kann dabei die Kirche spielen? Anja Hirscher, 38, arbeitet bei *K-Punkt Ländliche Entwicklung* im Kloster Heiligkreuztal zwischen Ulm und dem Bodensee. »Wie ein Knotenpunkt vernetzen wir Akteur*innen aus Zivilgesellschaft, Politik, Kirche und Wirtschaft.« Im Partnernetzwerk schließen sich Gemeinden und Organisationen aus Baden-Württemberg, Deutschland und Europa zusammen.

Zugegeben, manchmal vermisst Anja Hirscher Helsinki, eine der führenden Designmetropolen der Welt, heimliche Hauptstadt der Kreativen. Sieben Jahre lang hat sie in Finnland gelebt und geforscht, hat Design und Nachhaltigkeit studiert und promoviert. Wie Ehrenamtliche den Lebensraum gestalten, sich beteiligen, das stand dabei für sie im Mittelpunkt. Und genau in diesem Feld bewegt sie sich heute in ihrer Arbeit für den K-Punkt, Knotenpunkt, der Regionalentwicklungsinitiative der katholischen Kirche. »Als kirchliche Einrichtung tragen wir zur Entwicklung von Gemeinden bei«, sagt sie. »Wir geben Impulse und ermutigen Menschen, ihren Lebensraum zu gestalten.« Hirscher ist dafür zurückgekehrt in ihre Heimat, zurück zu den Wurzeln.

Die Weite des Horizonts hängt längst nicht mehr von der Höhe des Kirchturms ab. Die Glaubensgemeinschaft hat an Bedeutung verloren – und verliert immer mehr. Der Gottesdienst als Treffpunkt? Die Zeiten sind lange vorbei. Von der Kirche fühlen sich gerade junge Menschen kaum mehr repräsentiert. »Doch sie hat wahnsinniges Potenzial im ländlichen Raum und übernimmt Verantwortung. Es gibt ein großes Netzwerk von haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeiter*innen, unzählige Kirchengebäude und Gemeindehäuser sowie Grundstücke für das Gemeinwohl«, sagt Hirscher. Der *K-Punkt* ist von der Diözese ins Leben gerufen worden, das Team zusammengewürfelt aus unterschiedlichen Expertisen, von Geografie bis Pädagogik. »Wir wollen eine offene Kirche sein, auf die Menschen zugehen, Räume schaffen. Es gibt viele engagierte Bürger*innen mit Ideen und unzählige ungenutzte oder nur sporadisch genutzte Gebäude im Ortskern.« Raum, der mit mehr Leben gefüllt werden

will, Dorfhäuser sollen entstehen, Begegnungsorte. »Wir analysieren vor Ort, welchen Bedarf gibt es. Was wünschen sich die Menschen?« Coworking-Spaces in kirchlichen Gebäuden, »nicht den sakralen wohlgemerkt«, sind vorstellbar. »Kirche hat all die Gebäude, die kosten wahnsinnig viel, verbrauchen Ressourcen, die werden aber nur zweimal die Woche benutzt. Das ist weder zeitgemäß noch nachhaltig.«

Derzeit tüftelt Hirscher an einem partizipativen Werkzeugkasten für den nachhaltigen Wandel in (Kirchen-)Gemeinden. Dieser soll lokalen Akteur*innen in ihrem Engagement bestärken und sie befähigen, individuelle Lösungsansätze für sich und ihre Gemeinde zu erarbeiten, zu erproben und umzusetzen. Bezahlbarer Wohnraum, barrierearmes Wohnen für ältere Menschen, gemeinschaftliches Leben, das zählt Hirscher zu den größten Herausforderungen. Sie hat es selbst erfahren, wie schwer es für sie nach der Rückkehr war, eine geeignete Wohnung zu finden.

Dorfkneipen gibt es kaum mehr. Doch dafür ist's Himmelreich nah: Etwa 70 Kilometer entfernt in Merazhofen entstand im alten Pfarrhaus ein Schmuckstück, ein Kleinod mit Café und Museum, Platz für die Seelsorge und den Kirchengemeinderat. »Solche Ort brauchen wir, an denen überkonfessionell Verbindungen entstehen. Die Ressourcen werden knapper, wir müssen zusammenrücken«, sagt Hirscher. Noch halten viele am Dreiklang fest: mein Haus, mein Garten, mein Auto. »Es herrscht manchmal eine gewisse Angst davor, dass einem etwas weggenommen wird. Viele reagieren sensibel, wenn es um ihren Besitz geht.« Dass Hirscher selbst ihr Auto verkauft hat, mit dem Rad fährt und auf den öffentlichen Nahverkehr setzt, dafür erntete sie erstaunte Blicke – zwischen Anerkennung und Unverständnis.

»Ich habe einen anderen Blick, weil ich zwar von hier stamme und zugleich Einflüsse von außen mitbringe.« Es werden immer mehr Menschen aufs Land ziehen, die Digitalisierung, die Entwicklung hin zum ortsunabhängigen Arbeiten machen es möglich. Je mehr Menschen sich dafür entscheiden, desto mehr werden solche Konzepte entstehen, Carsharing und andere Modelle, weg von der Mentalität: Jede*r braucht alles und muss alles haben. Stadtkultur auf dem Land zu schaffen, so nennt Hirscher ihre Motivation. »Viele kehren wieder zurück, so wie ich. Der soziale Aspekt ist dabei natürlich ganz wichtig.« Der *Treffpunkt Nachhaltigkeit* als Werkstatt und Netzwerk für den sozial-ökologischen Wandel ist so in den Räumlichkeiten der Stadtbücherei Ravensburg entstanden, aber auch an vielen weiteren Orten in der Region soll die Vernetzung und das Engagement gefördert werden.

»Für mich bereichernd ist das nachbarschaftliche Umfeld, dass wir uns hier mit Empathie begegnen.« Hirscher brennt dafür, Kirche und Kommune zu verbinden. Erst zuhören, dann Neues anregen, das ist für sie der Weg. »Es geht nicht darum, den Menschen Konzepte aufzudrängen, stattdessen wollen

wir gemeinsam gestalten.« Dass sich die Gemeinschaft öffnet, für neue Ideen, für Menschen auch fern der Region, das will Hirscher fördern. Impulse aus Helsinki, neue Arbeitskonzepte, ein Café, neue Möglichkeiten des Zusammenlebens: Vieles davon soll kein Traum bleiben. »Letztlich hängt es von uns als Gemeinschaft ab.«



Andrea Jürges

Andrea Jürges hat an der TU Darmstadt Architektur studiert. Nach ihrem Diplom war sie als Architektin, freie Redakteurin sowie für die gesamte Kommunikation für den Neubau der Europäischen Zentralbank verantwortlich. Seit Februar 2017 ist sie stellvertretende Direktorin des Deutschen Architekturmuseums (DAM) in Frankfurt am Main.

dam-online.de

Diskurse anregen

Jan Rübel

Wie soll aussehen, was uns umgibt? Andrea Jürges trägt Diskurse darüber in den öffentlichen Raum. Die Vizedirektorin des Deutschen Architekturmuseums spricht über mehr Beteiligung, die Region als Netzwerk und über die Kunst des Kompromisses.

Frau Jürges, ist Frankfurt im Rhein-Main-Gebiet die Spinne im Netz?

Andrea Jürges: Das sehe ich anders: Eine Spinne macht alle, die sich in ihrem Netz verfangen, zur Mahlzeit. Im Rhein-Main-Gebiet befruchtet sich die Region sozusagen selbst. Nehmen wir die Kulturinstitutionen wie Theater oder Zoo: Diese besuchen ja nicht nur die Frankfurterinnen und Frankfurter, sondern auch die Menschen aus der gesamten Region – und sogar darüber hinaus.

Das Rhein-Main-Gebiet ist vielmehr ein Netz mit vielen Mitspielern, die alle einen Teil zur Entwicklung der Region beitragen. Und wir teilen alle dieselben Themen: Wohnen und Arbeiten, Mobilität, Kultur, Naherholung. Frankfurt wäre ohne die Region eine andere Stadt: Nachts hat die Stadt 750.000 Einwohner*innen, tagsüber sind es – in ›normalen Zeiten‹ – bis zu 1,5 Millionen. Und von der Wirtschaftskraft und Zentralität Frankfurts profitiert wiederum auch die Region.

Welche Pendelbewegungen gibt es?

Sie führen nicht nur nach Frankfurt hinein. Genauso wohnen z.B. Leute in Frankfurt und arbeiten in Wiesbaden – oder fahren zur Erholung in den Taunus. Es gibt in der Rhein-Main-Region ein Konglomerat verschiedener Bewegungen.

Rücken da Stadt und Land zusammen?

Das wünsche ich mir auf jeden Fall. Wir sind eine Wachstumsregion. Dies resultiert in einer deutlichen Nachfrage nach mehr Wohnraum, Gewerbe- und Naherholungsflächen sowie Flächen für die unterschiedlichen Verkehrsmittel – in der gesamten Region. Eine Kooperation der eigenständigen Kommunen ist im Rhein-Main-Gebiet notwendig – wenn auch nicht immer leicht: Natürlich sind Bürgermeister*innen und Stadtverordnete ihrer Gemeinde verpflichtet, die sie in ihr Amt gewählt haben. Für mich ergibt sich daraus die Frage, wie Mut und Ausdauer für

Projekte und Entwicklungen in den Gemeinden, in den Stadtgesellschaften entstehen können.

Wo ist der Mut zu Veränderungen kleiner – in der Stadt oder auf dem Land?

Aus meiner Erfahrung am ehesten dort, wo Sättigung herrscht. Im Rhein-Main-Gebiet gibt es – meines Wissens nach – keine Dörfer, die verlassen werden. Und diesen Zustand des Wohlstands zu erhalten ist ein Wunsch vieler. Das geht meiner Wahrnehmung nach oftmals einher mit einer Skepsis darüber, ob aus den Fehlern der Vergangenheit – hier im speziellen der Großwohnsiedlungen und der autogerechten Stadt – gelernt wurde. In den 1920ern schrieb sich die UIA (Union Internationale des Architectes) »Luft und Licht für alle« auf die Fahnen – zu Recht: In Großstädten wie Berlin oder Paris lebten viele beengt und dicht gedrängt. Nach den Zerstörungen des Zweiten Weltkriegs konnte man auch entsprechend bauen; die Wohnhochhäuser stehen heute noch in fast allen Gemeinden. Heute wissen wir: »Nur« aus einem guten Angebot von Licht und Luft entsteht noch kein gutes Wohngebiet. Andererseits ist mit einem Einfamilienhaus zum Beispiel ja auch nicht »alles gut«: Auch dort kann es zu Konflikten in der Nachbarschaft kommen. Und dort benötige ich möglicherweise ein eigenes Auto. Darauf kann ich »in der Stadt« oftmals verzichten.

Und was ist die Lösung?

Miteinander verhandeln. Miteinander reden, immer wieder, und zu versuchen, einander zu verstehen – die unterschiedlichen Wünsche, Bedürfnisse und Anforderungen. Aber auch, warum Projekte, wie zum Beispiel ein Ausbau des öffentlichen Nahverkehrs, lange Planungs- und Genehmigungszeiten benötigen.

Und daraus ergibt sich sogleich die Frage, wie es einfacher gehen könnte. Grundsätzlich ist die Zustimmung zu mehr Wohnraum oder auch für einen Ausbau des ÖPNV groß. Und gefühlt gleich im nächsten Moment formieren sich Gegenstimmen, zu oft mit »nicht neben mir«, mit Befürchtungen, dass Neubau oder Ausbau zu einer Verschlechterung des eigenen Wohlstands führen.

Dabei können – und sollten – Entwicklungen auch zu Verbesserungen im gesamten Umfeld führen, wenn sie gut geplant sind: Aus landwirtschaftlich genutzten Monokulturen können vielfältige Naherholungsgebiete für alle werden. Oder wie im Sommer 2022 am Mainkai in Frankfurt: Mit Farbe und einem bunten Programm ist die – temporäre – Umwandlung

eines Verkehrsraums zu einem lebendigen Stadtraum gelungen. Dafür braucht es Mut und Ausdauer auf vielen Ebenen – auch in der Stadt-/Dorfgemeinschaft.

Wie schafft man es also, alle an einen Tisch zu bringen und dann auch eine Entscheidung hinzukriegen?

Wenn ich das wüsste, wäre ich Königin von Deutschland... Scherz beiseite: Wir probierten hier in Frankfurt als eines von 17 Projekten im Rahmen des *Post Corona Stadt*-Projekts der Nationalen Stadtentwicklungspolitik unterschiedliche Formen der Beteiligung. Wir versuchten mittels Aktionstagen und Reallaboren zukunftsfähige Netzwerke jenseits der ›üblichen Verdächtigen‹ für eine lebendige und resiliente Innenstadt Frankfurts zu erkunden und zu etablieren.

Mit einem *Open Call for Participation* auf Großflächenplakaten und mittels Social Media riefen wir zur Einreichung von Ideen für temporäre »urbane Module« für das *Wohnzimmer Hauptwache* 2022 auf.

Diese urbanen Module konnten baulich, dialogisch und performativ sein: Aus über 50 Einreichungen sind 17 von einer Jury ausgewählt worden. Wir wollten Interesse am Hinsehen und Mitmachen, Mitgestalten wecken.

Lässt sich sowas auf andere Projekte der Raumentwicklung übertragen?

Das ist das Ziel. Dafür bedarf es vieler Aufklärung und einer gewissen Beweglichkeit – ich hoffe, dass als eine positive Auswirkung der Pandemie heute Dinge möglich sind, die vorher nicht möglich waren.

Was zum Beispiel?

Das Bewusstsein, dass man in der Nähe des eigenen Wohnraums Orte zur Erholung und Freiraum braucht. Oder dass nur mehr Straßenraum den Bewohner*innen nicht hilft, sondern dass eine gute Gestaltung des Stadtraums entscheidend ist. Es ist ein völlig anderes Leben, wenn auf einmal das Lauteste neben einem nicht der Autoverkehr, sondern der Kinderspielplatz ist.

Schwingt da die Hoffnung mit, dass letzten Endes bei allen der gute Wille raumgreift?

Natürlich habe ich Hoffnung! Man kann durch Gesprächsangebote Dinge in Bewegung setzen.



Bijan Kaffenberger

Bijan Kaffenberger ist seit 2019 Abgeordneter im Hessischen Landtag. Er ist dort Sprecher der SPD-Fraktion für Digitales und Innovation sowie Wissenschaft und Kultur. Außerdem ist er Vorsitzender der Darmstädter SPD und Schatzmeister der SPD Hessen.

bijan-kaffenberger.de

Raum demokratisch denken

Jan Rübel

Bijan Kaffenberger nennt seinen Wahlkreis »Mini-Hessen«. Er sagt: Da ist alles drin. Der Landtagsabgeordnete bereist ihn konsequent mit dem ÖPNV. Und lernt ihn kennen wie kaum andere Politiker*innen.

Erfolg kommt für Bijan Kaffenberger eingleisig daher, und dann auch noch teilweise nicht elektrifiziert. »Jeden Morgen ist sie brechend voll«, sagt er über die *Odenwaldbahn*, »aus dem tiefen Wald in 35 Minuten nach Frankfurt, was will man mehr?«

Kaffenberger, 35, kennt die Bahn, er benutzt sie oft, bildet sie doch eine Achse durch seinen Wahlkreis. Er benutzt nahezu täglich den Öffentlichen Personennahverkehr, auf dem Weg durch sein »Mini-Hessen«, wie er die Region nennt. »Darmstadt 2« suggeriert, dass es ein Stadtwahlkreis sei, aber da gehört zum hoch verdichteten Darmstädter Süden in klassischer Urbanität auch eine Reihe von Landkreiskommunen.« Die südlichste, Modautal, gehört offiziell zum ländlichen Raum. »Vormittags kann ich beim Start einer Weltraumrakete beim ESA-Kontrollzentrum in Darmstadt sein und nachmittags beim Bundesverband der mobilen Hühnerzüchter in Modautal.«

Über Kaffenberger sagen manche, er sei eine Hoffnung für die in Hessen gerade nicht wohlgeleitene SPD. Mit 29 Jahren zog er in den Landtag als jüngster Abgeordneter ein, eroberte als einziger in seiner Fraktion ein Direktmandat von der CDU zurück. Mit seiner schwarzen Tolle über schwarzer Brille und einem schnellen Zungenschlag wirkt er gleich ab dem ersten Moment nahbar; als habe er den Politiker zum Anfassen nicht zu üben. Wie einer, der tatsächlich gern bei den Hühner-, Kaninchen- und Brieftaubenzüchtern vorbeischaut. Er pendelt zwischen Hightech von Merck in der City und Landwirtschaft auf dem Land – wo es keinen Handyempfang gibt »und ich dafür sorgen muss, dass da endlich ein Mobilfunkmast hinkommt«.

Das alles findet in einem eigentlich sehr engen Raum statt. Die Main-Rhein-Region kennt Pendeln kreuz und quer, da ist nichts auf ein Zentrum hin ausgerichtet; es gibt längst nicht nur das berufliche Rein und Raus aus der Stadt. Der studierte Wirtschaftswissenschaftler Kaffenberger sucht das System hinter diesem Raum, nicht nur das bloße Funktionieren von Infrastruktur, auch wenn er sie als »Basics« kennt: Vor seinem Mandat im hessischen Landtag hatte er im thüringischen Wirtschaftsministerium als Referent für Breitbandausbau und Digitalisierung gearbeitet.

»Da ich ansonsten konsequent ÖPNV fahre, habe ich Antennen dafür entwickelt, wo es gut läuft und wo es hakt«, sagt er. Eigentlich kennt er es nicht anders, seit er zur weiterführenden Schule morgens um sieben den Bus von Roßdorf nach Darmstadt hinein nahm. Zuerst Schülerticket, dann Semesterticket, Kaffenberger fühlte sich stets ausgerüstet. »Einen Führerschein besitze ich nicht«, sagt er. »Ich habe Tourette, und mit den Tics hätte man das zwar vielleicht probieren können, habe aber nie den Drang dazu gespürt.« Außerdem: Da war doch immer der Bus gewesen, oder die Straßenbahn, der Regionalzug. Später wohnte er als Student im Frankfurter Nordend, »da hat niemand, der bei Sinnen ist, ein Auto«.

Mit dem ÖPNV entwickle man eine gewisse Lebensphilosophie, gewinne Gelassenheit. »Verkehr ist ein bisschen Krieg. Wenn also etwas passiert, sitzt man beim ÖPNV im sichersten Fahrzeug.« Im Bus könne er lesen, arbeiten, Podcast hören. »Ich finde auch das Kollektive daran schön: Man kommt rum wie viele andere Leute.«

Wie groß ist der Raum, der demokratisch denken kann? »Ich laufe jetzt Gefahr, mich unbeliebt zu machen«, antwortet er, »aber was Bürgerbeteiligung angeht, bin ich zurückhaltender geworden. Sie haben große Infrastrukturprojekte nicht unbedingt besser gemacht.« Diese kriegten zu oft zu harten Gegenwind. »Aber irgendwo muss die Trasse ja gebaut werden.« Gerade in den halbstädtischen Räumen stecke eine Menge Potenzial. »Man sieht ja am Neun-Euro-Ticket, wie schnell die Leute den Schalter umlegen und auf ÖPNV setzen.« Wenn sich Kaffenberger in Rage redet, dann spricht er von der »Kleinstaaterei der Verkehrsverbünde«, vom »Tarifdschungel«.

Manchmal klingt er, als würde er gern durchregieren. Aber Kaffenberger ist ein Politiker, der für gleiche Chancen für alle streitet – im Verkehr, in der Digitalisierung und in der Bildung. Schon früh in seinem Leben war er selbstständig. Der Vater hatte sich noch vor der Geburt verabschiedet, seine Mutter starb, als er sechs war. Bei den Großeltern wuchs er dann auf, sein Opa arbeitete als Schlosser bei der Bahn, die Oma als Reinigungskraft. Als er aufs Gymnasium wechselte, waren sie beim Lernen keine große Hilfe. Als Schüler durchbrach er Bildungsgrenzen, heute stört er sich an anderen. »Zum Landtag in Wiesbaden fahre ich mit dem Zug, der von Aschaffenburg kommt – das liegt in Bayern. Aber außerhalb der Hauptverkehrszeiten gibt es eine geringere Taktung«, sagt er. »Die Bayern sagen, das interessiere sie nicht so.« So würden Landesgrenzen rasch zu echten Grenzen. »Man kann nicht jemandem eine Verbindung aufzwingen, aber einen gewissen Kooperationszwang sollte es schon geben.«



Gunter Kramp

Gunter Kramp ist Aktiv im *Mietshäusersyndikat* und Mitgründer des *Ackersyndikats*. Politisch sozialisiert in der Anti-AKW Bewegung hat er als Maschinenbauingenieur in der Solarbranche gearbeitet. 2013 hat er mit anderen die *Solawi Marburg* gegründet und ist seitdem auch als Berater für gemeinschaftsgetragenes Wirtschaften vor allem im Bereich Landwirtschaft und Wohnprojekte aktiv. Er ist Kommunarde in der *Kommune Niederkaufungen* bei Kassel und dort im Verwaltungskollektiv tätig.



Maria Wahle

Maria Wahle ist Gemüsegärtnerin in einer Solidarischen Landwirtschaft und lebt in der Obermühle Steudnitz nördlich von Jena. Sie ist seit Anfang 2022 beim *Ackersyndikat* aktiv.

ackersyndikat.org

Acker vergemeinschaften

Roland Rödermund

Das *Ackersyndikat* ist ein Verein, der dem spekulativen Markt Land und Höfe entziehen möchte. Die Immobilien sollen stattdessen den Menschen gehören, die sie vor Ort umweltbewusst, nachhaltig und selbstorganisiert bewirtschaften. Gunter Kramp und Maria Wahle setzen sich mit vielen anderen gegen Bodenspekulation und für eine gemeinwohlorientierte Landwirtschaft ein.

Das *Ackersyndikat* ist aus dem schon länger bestehenden *Mietshäusersyndikat* hervorgegangen, das als nicht-kommerziell organisierte Beteiligungsgesellschaft bezahlbaren Wohnraum schafft. In einer Zeit von Gentrifizierung, Mangel an bezahlbarem Wohnraum und der riesigen Nachfrage nach Immobilien als einigermaßen sichere Geldanlage bildet es damit eine soziale Alternative auf dem Wohnungsmarkt. Diese Ziele überträgt das *Ackersyndikat* auf die Landwirtschaft: Höfe sollen selbstorganisiert, dezentral und solidarisch finanziert dauerhaft dem Markt entzogen und als kollektiver Besitz, sogenannte Commons, gesichert werden. Dazu werden landwirtschaftliche Immobilien gekauft oder über außerfamiliäre Hofübergaben übernommen. Die Pächter*innen werden dann quasi ihre eigenen Verpächter*innen, um auf den Höfen günstig zu leben und unbefristet und selbstbestimmt wirtschaften zu können. Gunter Kramp, 52, Berater für gemeinschaftsgetragene Unternehmen, ist Mitbegründer der *Solidarischen Landwirtschaft (SoLaWi) Marburg* und im Vorstand des *Ackersyndikats*, die Gärtnerin Maria Wahle, 37, lebt mit einer Gruppe in einer alten Mühle in Dorndorf-Steudnitz bei Jena – im ersten Hofprojekt, das offiziell in das *Ackersyndikat* aufgenommen wurde. Hier erzählen beide von der Idee und Umsetzung des *Ackersyndikats* – aber auch den Herausforderungen.

Wie unterscheidet sich das *Ackersyndikat* von dem herkömmlichen System aus Erben, Verkaufen und Verpachten?

Gunter Kramp: Man muss sich das so vorstellen: Im *Ackersyndikat* gehört sich eine Immobilie quasi selbst. Sie wird aber von allen Nutzer*innen gemeinsam verwaltet, also hat niemand von ihnen daran Eigentum,

aber alle sind Mitglied in einem Hofverein. Der Hofverein ist Eigentümer der Immobilie. Über gegenseitige Mitgliedschaften ist dieser Verein mit dem *Ackersyndikat e.V.* verknüpft. Das *Ackersyndikat* hat als sogenanntes Wächtermitglied besondere Rechte im Hofverein. Bei Alltagsentscheidungen ist es nicht stimmberechtigt. Das heißt, die Nutzer*innen können wie Eigentümer*innen alltägliche Sachen entscheiden. Da redet ihnen niemand rein, auch das *Ackersyndikat* in der Regel nicht...

Maria Wahle: ...es sei denn, bei einer drohenden Re-Privatisierung. Falls wir irgendwann mal unseren Hof an unsere Kinder vererben möchten oder auf die Idee kämen, ihn auf dem Immobilienmarkt zu verscherbeln, würde sich das *Ackersyndikat* dagegenstellen. Und dazu ist es dann auch berechtigt, denn bei Verkauf von Immobilien oder Satzungsänderungen muss das *Ackersyndikat* gefragt werden. Die Fläche soll ja auch dann weiterhin ökologisch betrieben werden, wenn wir nicht mehr da sind. Dann würde es halt ein anderes Kollektiv geben, so bleibt der Hof entprivatisiert.

War es schwierig, einen geeigneten Hof zu finden?

Wahle: Schon, ja. Wir hatten zu dritt schon vorher eine solidarische Landwirtschaft in Erfurt betrieben. Dort war einfach kein Hof zu bekommen, auf dem Wohn- und Landfläche zusammenlagen. Wir mussten dann recht weit gestreut suchen. Dabei schauten wir, wo es in Zukunft einigermaßen aushaltbare klimatische Verhältnisse geben würde und wo es eine gute Nahverkehrsanbindung gibt. Und dann stießen wir auf die alte Mühle hier, zu der ungefähr 0,75 Hektar freies Land gehören. Da leben wir seit März 2022 und und betreiben seit 2023 eine Solidarische Gemüsegiertneret. Auch Obstbäume gibt es schon auf dem Grundstück. Es sollen noch mehr werden.

Inwieweit bietet das *Ackersyndikat* ein sinnvolles Gegenmodell zu herkömmlichen Besitzverhältnissen in der Landwirtschaft?

Kramp: Indem wir uns im *Ackersyndikat* erst einmal fragen: Wie ist überhaupt unser Zugang zu Land? Unsere Antwort darauf ist, dass Land keine Ware, kein Eigentum sein soll. Sondern es soll denen gehören, die es gerade nutzen. Die etwas schaffen wollen, weil sie daran glauben – und nicht, weil sie einfach das Geld haben oder ihnen der Hof übertragen wurde. Eigentums- und Gewinnlogiken treiben immer auch massiv Umweltzerstörungen voran.

Derzeit gibt es etwa 20 Projekte, die für das *Ackersyndikat* infrage kommen. Glauben Sie, dass es schnell mehr werden?

Kramp: Ja, denn wir zeigen, dass es auch anders geht als mit Privateigentum. Das ist besonders gut geeignet für alle Höfe, die gemeinschaftlich bewirtschaftet werden und auch einen direkten Kontakt zu den Verbraucher*innen haben. Besonders viel Transformationspotenzial liegt dabei in der Kombination des *Ackersyndikats* als Eigentumsform mit Solidarischer Landwirtschaft. Sogenannter bewusster Konsum scheitert normalerweise schon daran, dass ich im Supermarkt letztlich gar nichts über ein Produkt erfahre. Wo kommt es wirklich her, wer hat es unter welchen Bedingungen hergestellt, was bedeutet überhaupt biozertifiziert, was diese ganzen Siegel? Daher braucht es nicht nur beim Hofeigentum, sondern auch beim Vertrieb der Produkte neue Wege. Ob das SoLaWi, Direktvermarktung, Erzeuger-Verbraucher-Genossenschaften oder anderes ist. All das geht auch auf *Ackersyndikat*-Höfen.

Wie sieht das Näherrücken von Produzent*innen und Abnehmer*innen konkret aus?

Wahle: Die Menschen, die sich bei uns beteiligen wollen, zahlen für mindestens ein Jahr monatliche Beiträge und erhalten dafür im Gegenzug frisches, regionales und saisonales Gemüse, in manchen anderen SoLaWis auch Getreide oder tierische Produkte. Die regelmäßigen Zahlungen reduzieren Einflüsse von Preisschwankungen und Ertragsrisiken – und sie können mitentscheiden, was wir anbauen. Am Anfang der Saison gibt es dann eine sogenannte Bierrunde, dann kann jede*r Interesse bekunden und seine Anteile erwerben. Wir geben einen Richtwert vor, der für uns kostendeckend ist, zum Beispiel 120 Euro im Monat – und die Menschen bieten dann mehr oder weniger, je nach ihren finanziellen Möglichkeiten.

Kramp: Wir formulieren es so, dass die Menschen nicht für die einzelnen Lebensmittel bezahlen, sondern für den gesamten Betrieb, und damit quasi auch ideell Mitbäuer*innen sind. Jede*r soll das geben, was er geben kann und die Ernte wird aufgeteilt. Es gibt dann sogenannte Depots, zum Beispiel in der nächsten Gemeinde oder auf dem jeweiligen Hof. Aber die Idee ist natürlich nicht, dass alle wöchentlich in ihren privaten Pkw angefahren kommen, um sich das Gemüse abzuholen.

Was motiviert Besitzer*innen, ihren Hof an das *Ackersyndikat* zu übergeben?

Kramp: Dass ihr Lebenswerk auf sinnhafte Weise weitergeführt wird. Dafür erhalten sie zum Beispiel ihren Anteil als monatliche Rente ausbezahlt – und sie können sicher sein, dass ihr Hof auf eine nachhaltige, sozial gerechte Weise weitergeführt wird. Das *Ackersyndikat* kann dabei die Unverkäuflichkeit und die Art der Bewirtschaftung auf Dauer stiftungsartig sichern.

Auf die Gefahr hin, spießig zu klingen: Die Entscheidungsprozesse in einem Kollektiv stellt man sich mitunter anstrengend vor. Wie empfinden Sie das im Zusammenleben?

Wahle: Das Gute an Selbstorganisation ist natürlich, dass wir viele Gestaltungsmöglichkeiten haben – wir sind alle aus der Stadt hergezogen, da mussten wir uns in unserer neuen Land-WG selbst erst einmal Wohn- und Arbeitsstrukturen schaffen. Wir wurden von Anfang an sehr herzlich und offen von den Menschen hier im Dorf aufgenommen, aber müssen uns trotzdem noch eingrooven, weil alles neu ist. So eine Selbstverwaltung ist natürlich zeitaufwändig, allein wegen der Buchhaltung, aber zum Beispiel auch wegen der Organisation der Sanierung. Grundsätzlich gibt es immer viel zu besprechen und eigentlich immer zu wenig Zeit für alles.

Aber es lohnt sich?

Wahle: Und wie! Es fühlt sich einfach großartig an, dass wir jetzt Land haben, das uns niemand einfach aus Pachtgründen wieder wegnehmen kann. Die Arbeit, die wir hier hereinstecken, um die Böden fruchtbarer zu machen, wird nicht irgendwann umsonst gewesen sein.

Dabei muss aber nicht zwingend Bio-Landwirtschaft sein, oder? Das müssen Sie mir erklären.

Kramp: Manche Formen kleinbäuerlicher Landwirtschaft können ökologischer sein als eine Biofarm, die fast schon industrialisiert ist. Wo auf tausenden von Hektar weitgehend Monokulturen angebaut werden, nur um Kosten zu senken. Zumindest für eine Übergangszeit sind wir offen, einen Betrieb zu unterstützen, der klein und vielfältig ist und dadurch eine vielfältige Kulturlandschaft unterstützt, selbst wenn er noch nicht das offizielle Bio-Siegel hat. Bei SoLaWi braucht es eine Bio-Zertifizierung

nicht unbedingt, denn die Verbraucher*innen sind ja mit ›ihrem‹ Hof besser vertraut als die jährliche Biokontrolle.

Wahle: Ich denke, dass sich Menschen, die so gar nichts mit nachhaltiger Landwirtschaft am Hut haben, eher nicht zu uns stoßen. Vielleicht an dieser Stelle aber noch mal ein Appell an ältere Menschen, die einen Hof haben, aber nicht wissen, wohin damit: Sie müssen den nicht an irgendjemand verkaufen, der ihren Acker weiter verpachtet oder ohne Rücksicht auf Verluste maximal gewinnorientiert bewirtschaftet. Nehmen Sie sich lieber die Zeit und suchen Sie nach jemandem, der Ihr Lebenswerk auf sinnvolle Weise weiterführt.

Das Ackersyndikat wird getragen von den Menschen auf den Höfen und vielen bundesweit verteilten Aktiven. Sie treffen sich regelmäßig online und immer mal wieder Live auf einem der Höfe.



Paul David Rollmann

Gründer und kreativer Kopf von *Airbag Craftworks*, einem Design- und Modelabel aus Kleestadt.

airbagcraftworks.com

Ungewöhnliches kombinieren

Jan Rübel

Ein Örtchen in Südhessen holt die Metropolen zu sich und bringt die Provinz zu ihnen – Paul-David Rollmann und eine Tasche voller Ideen für seine Heimat.

Nach Groß-Umstadt kommt Klein-Umstadt, das leuchtet ein. Sanft steigen die Felder in Wellen an und ab, auf ihnen wächst Weizen oder Wein. Auf der Straße tummeln sich viele Autos mit Kennzeichen aus Frankfurt und Darmstadt, hier, wo auf den ersten Großstädterblick hin Fuchs und Hase nur bleibt, sich eine gute Nacht zu wünschen. Im Maisfeld raschelt lediglich der Wind. Doch da schreckt ein Beat aus der Ferne auf, dumpf und sanft zugleich rollt er an. Der Westbrise folgend, öffnet sich langsam ein Ort: Nach Klein-Umstadt kommt Kleestadt, und in Kleestadt mit seinen 1442 Einwohner*innen gibt es täglich frische Taschen. So steht es jedenfalls auf einem blauen Schild am Straßenrand. Und darunter: »Made in Kleestadt. High Quality – handmade – recycled.«

Im Hof steht ein Gebäude mit großen Fenstern – die ehemalige Schule. Auf den Tischen halten zehn Nähmaschinen wie aus einer alten Welt ein Zwiegespräch mit der Elektro besser: Housemusic, die aus Lautsprechern wabert. An der Kasse hockt ein Mann mit Basecap, er beratschlagt sich mit zwei Freunden. »Und wenn wir die Kabel abseilen?«, fragt er. Paul-David Rollmann, 48, DJ, Musikproduzent und Gründer von *Airbag Craftworks*, plant gerade den Sommer-Lagerverkauf: selbst designte Shirts, Hosen und Jacken – und Taschen, aus ausrangierten Luftmatratzen genäht, die den Erfolg der Modemarke vor 25 Jahren begründeten. »Ich bastelte viel, betrieb schon fast autistisches Recyceln«, sagt er, »wollte ausgediente Gegenstände umfunktionieren – ihr Leben verlängern.« Seit den späten Neunzigern hat er das Gebäude angemietet, von seinem Vater und seinem Onkel, die hier früher im Ort für eine große deutsche Herrenmodemarke gefertigt hatten.

Was ist aus ihnen geworden?

»Damals gelang ihnen der Sprung raus aus der Kleinschneiderei und rein in die kleinindustrielle Fertigung: Mehr Arbeitsteilung und Optimierung. Das war eine Kurve, die steil nach oben ging, aber dann ihr Ende fand. Der Auftraggeber verlagerte die Produktion ins Ausland, weil sich Hosen nicht mehr in Deutschland lohnen; die Kosten wurden

ihm zu hoch. Ich lernte noch Schneider im elterlichen Betrieb. Aber ich spürte: Das geht in Deutschland so nicht mehr lange gut«

Eine Uhr im Nähsaal zeigt 10:23 Uhr, dabei ist es später Nachmittag. Sie steht seit 1995 still, als man die Hosenproduktion einstellte. Zwei Stockwerke weiter unten, im Chillout-Room des *Bunka*, eine Art Privat-Musik-Club, liegt die erste *Airbag*-Tasche aus einer blau-orangen Matratze. Rollmann suchte 1995 eine Verpackung für seine Vinyl-Maxis. Schneiderei und Musik, das waren für ihn stets zwei Seiten seiner Kreativität. »In der elektronischen Musik Anfang der Neunziger war alles frisch, immer gab es Neues, einen Schub nach vorn«, sagt er.

Was machte das mit Kleestadt?

»DJs kamen aus anderen Städten und legten bei uns auf, ich wurde eingeladen, woanders aufzulegen. Dorfkids, Raver und Skater kamen sich so näher. Musik war ein verbindendes Element, nicht nur in die Städte, sondern wie bei einem Koordinatensystem mit vielen Punkten – kreuz und quer. Aus der Aufgewühltheit der Neunziger ist dieses Netzwerk entstanden.«

Also gibt es auch einen Strom aus der Stadt aufs Land?

»Hierhin kommen Leute zu Besuch, die sich mit dem Stadtleben zufriedengegeben hätten, aber auch auf dem Dorf Input finden. Da fließen Umsätze und Energien in beide Richtungen.«

Im Verkaufsraum oben begutachten zwei Kleestädterinnen in Sommerkleidern eine Reihe Taschen. »Ich hab ja schon zwei«, murmelt die eine. »Aber die hier nimmst du bestimmt mit«, lächelt die andere. *Airbag Craftworks* verkauft seine Produkte aus dieser Schule heraus mit weltweitem Erfolg – eine Marke aus der Provinz, die auch in der Metropole funktioniert. Am nördlichen Rand des Odenwaldes gelegen, war »Kläscht«, wie der Ort im Dialekt heißt, ein intakter Mikrokosmos. Heute bettet er sich ein in eine Region aus Dörfern und Städten, die mehr als Einheit zu sehen ist.

Welche Ideen haben sich denn für den Ort über Mode und Musik hinaus gebildet?

»Da ist einiges am Köcheln. Dem Ortsbeirat habe ich eine schöne Skateboard-Minirampe vorgeschlagen, damit können viele etwas anfangen;

das Dorfleben wäre dadurch vor allem auch für Kids und Teenager interessanter – da bleib ich dran. Wenn alles verschwindet, was es einmal gab, ist das alles andere als attraktiv. In Kleestadt gab es einmal eine Wirtschaft mit Tanzsaal. Die und andere Kneipen haben zugemacht. Tankstelle, Kurzwarenhandlung, Metzgerei, zwei kleine Supermärkte, eine Pizzeria, alles nicht mehr da. Stattdessen nehmen die gesichtslosen Discounter außerhalb zu, mit ihren riesigen Parkplätzen. So wird das Dorf zum Wohngebiet. Zum Glück haben wir noch den Bäcker Vogel, die Gastwirtschaft Zum Lamm und den netten Bauernhofladen der Familie Selzer.«

Arbeitest Du an neuen Begegnungsorten?

»Weit hergeholt, aber wirksam wäre etwa eine Jazzbar. Die könnte auch Pop-Up-Charakter haben, muss also nicht jeden Tag geöffnet sein. Im Nachbarort hat jemand einen Hofladen gegründet, freitagnachmittags ist da immer Kaffeekränzchen. Über Crowdfunding hat er Einkaufsgutscheine verkauft, nun läuft das Geschäft. Um unsere Orte am Leben zu erhalten, müssen wir sie verzaubern, sie immer bewerben und dort den Leuten bieten, was sie woanders nicht finden; vor allem nicht in den Discountern, die irgendwie Nicht-Orte sind, völlig austauschbar. Außerdem inspiriert solch eine Unternehmung: Hat der Hofladen Erfolg, kommt jemand vielleicht auf die Idee, ähnlich Kleines mit einer Gastronomie oder Weinverkauf zu versuchen.«

Gibt es für all dies das richtige Klima?

»Es sollte mehr unterstützt werden. Nicht nur für die Natur sollten Schutzgebiete geschaffen werden, sondern für die sozialen Denkmäler, für die Treffpunkte. Für Kleestadt ist auch ein Discounter am Ortsrand in der Diskussion. Ich habe da andere Ideen für die Regionalversorgung entgegengestellt: regionalen Lebensmittelverkauf per Automaten und mehr! Es gibt mittlerweile ausgetüftelte Automaten. Und die könnten auf etwas warten...«

...auf was denn?

»Kleestadt liegt an mehreren Fahrradrouten. Die Leute fahren immer mehr Rad, vor allem E-Bikes. Ganze Karawanen ziehen bei uns vorbei, und die haben ja Durst. Finden auf der Strecke aber wenig zum Einkehren. Die könnte man ja mal einsammeln!«

Er holt einen Papierentwurf hervor.

Das sieht aus wie eine Miniranch mit Biergartenanschluss.

»Sagen wir mal, es ist ein leichtfüßiger Diner, mit Photovoltaik auf dem Dach und einer gewissen Offenheit, der an ein Lighthouse erinnert – wo man zum Sonnenuntergang auf einem Deck sitzt. Und dann gibt es einen Bereich, der 24-Stunden-Automaten beherbergt: für Lebensmittel und Getränke. Dazu eine smarte öffentliche Toilette, eine Bar mit regionalen Snacks, gutem Kaffee und E-Fahrradtankstelle. Es ist nicht der ausschließliche Krämerladen – eher auch Begegnungsort, eventuell mit multifunktionalem Workspace, großen Tischen und langen Bänken. Darauf hab ich schon Lust...«

Zum Abend hin gehen Kleestädter aus dem Verkaufsraum hinten eine Metalltreppe zum Garten hinab. Bratwurstduft mischt sich mit dem von Knoblauchbrot, über allem schwebt Musik. DJs aus Manchester und Antwerpen werden später auflegen, aus Frankfurt und Offenbach. An diesem Kläschter Abend stehen alle noch lange beisammen.



Fabian Schrader

Fabian Schrader (er), Jahrgang 1990, groß geworden im ländlichen Sachsen-Anhalt. Fabian ist schwul und queer und hätte sich für seinen eigenen Coming-Out-Prozess Geschichten von vollwertigen, selbstbestimmten queeren Lebensrealitäten im ländlichen Raum gewünscht. Mit *Somewhere Over The Hay Bale* hat er diese Geschichten in 40 Folgen gefunden. Er kann sich vorstellen, später mit seinen engsten queeren Freund*innen wieder aufs Land zu ziehen und dort queere Räume aktiv zu gestalten. Bis dahin wohnt Fabian als Theaterpädagoge und Bildungsreferent in Berlin.

linktr.ee/somewhereoverthehaybale

Über queeres Leben erzählen

Jan Rübel

Einmal in den digitalen Raum und wieder zurück: In seiner Podcastreihe *Somewhere over the Hay Bale* lässt Fabian Schrader über queeres Leben auf dem Land erzählen. Hier spricht er darüber, was das macht.

Wenn die Leute mir von ihrer Region erzählen, dann reden sie von Natur, von dem, was sie ihr Zuhause nennen. Ich merke dann immer wieder, wie verwurzelt sie dort sind, und das freut mich: in meinem Interviewpodcast über queeres Leben auf dem Land – dem ersten deutschsprachigen überhaupt.

Als schwuler Junge in einem Dorf groß zu werden war nicht immer ganz so easy für mich. Homosexualität und queeres Leben kannte ich fast nur aus dem Fernsehen, es war für mich immer etwas Abstraktes, Fernes. Etwas, was es vor Ort nicht gab und was ich somit nicht sein konnte. Aber queeres Leben ist auch jenseits der großen Städte existent und vielfältig. Dazu gehören mitunter auch schwierige Zeiten, aber auch jede Menge Engagement vor Ort und Menschen, die sich solidarisch zeigen und für sexuelle und geschlechtliche Vielfalt eintreten.

In *Somewhere Over The Hay Bale* interviewe ich also Menschen, die im ländlichen Raum leben oder dort groß geworden sind. Ich richte so mehr Licht auf ihre Lebensrealitäten und -entwürfe, Erfahrungen, ihr Engagement und ihre Vorstellungen von Community. Denn das transportierte Bild von queeren wie auch nicht-queeren Medien spricht oft sehr einseitig davon, da wird schnell eine Frontstellung eingenommen. Mir geht es aber nicht um eine Abrechnung, sondern um Verstehen. Ich selbst war nach dem Abitur vom Land weg und nach Berlin gezogen. Dort traf ich queere Kids mit ähnlicher Biografie. Wenn wir uns darüber austauschten, hieß es rasch: Ja, es war schwierig. Diese Gespräche befriedigten mich nicht. Was war denn da? Irgendwann reichte es mir nicht, die Erinnerungen ans Aufwachsen auf dem Land von mir wegzuschieben; damit hielt ich ja auch positive Erfahrungen und schöne Freundschaften künstlich von mir fern – das war die Initialzündung für den Podcast.

In meinen Interviews merke ich, wie zum queeren Leben auf dem Land eine neue Sprachlichkeit gefunden wird. Nicht selten kriege ich das Feedback von Hörer*innen, die sagen: So habe ich mich auch gefühlt, ohne Worte dafür zu haben. Diese Sprachlichkeit hat auch Platz für Zweifel, für Prozesse, und sie ändert bestehende Räume oder schafft gar neue. Wenn zum Beispiel darüber gesprochen wird, dass es an einer Provinzschule nun eine LGBTQ-AG oder im Jugendzentrum ein monatliches queeres Jugendtreffen gibt, dann passiert eine Menge mit dem Raum.

Klar, queere Rechte und Sicherheit haben im Ländlichen Raum zugenommen. Sie werden auch aktiv verteidigt. Doch noch immer werden auch Räume geschaffen, die offen LGBTQ-feindlich sind, das geschieht auch in Städten; das Ende der Fahnenstange ist also längst nicht erreicht. Im Podcast kommen letztlich Aktivist*innen zu Wort: Sie organisieren in ihrem Dorf eine Pride-Parade, oder sie bringen im Ortsrat eine Resolution für Vielfalt ein. Aber es gibt auch die Geschichte von Torge, der*die in Thüringen CSDs organisiert und dafür Gewaltdrohungen erhält. Positive Veränderungen beginnen im Kleinen, zum Beispiel stelle ich heute ein Interview online, in dem Lea* erzählt, wie Lea* im Heimatort eine Anlaufstelle für queeres Leben schafft, wie Lea* in eine Bar ging und den Gastronomen fragte, ob sich die Gruppe dort mal treffen könne – das fand er super, und schon war der Raum für ›mehr‹ geteilt. Auch die Geschichte von Malte bleibt mir in Erinnerung: Der schrieb mir, dass er es cool fände, wenn ich eine queere Person aus der Landwirtschaft interviewen würde. Nach einigem Hin und Her interviewte ich dann ihn – auf dem Viehhof seiner Eltern und Großeltern, wo er lebt. Dieser Podcast ging wie ein Lauffeuer durch den Ort – Malte erhielt eine krass positive Resonanz; einmal ging auf einer Party jemand auf ihn zu und sagte: Du bist doch der vom Podcast, kann ich mal mit dir reden? Ich hab da ein paar Fragen...

All dies normalisiert im ländlichen Raum nicht nur queeres Leben ein Stück weit, sondern schafft auch ein Bewusstsein für die Vielfalt von Lebensrealitäten. Räume werden so sicherer: Physisch, indem ich schlicht nicht mehr auf die Schnauze kriege, und ansonsten, dass ich beim Outen nicht meinen Job verliere, aus dem Fußballverein gemobbt werde. Manchmal kann man den Menschen mehr zumuten, als man annimmt. Nach vielen Gesprächen denke ich im Nachhinein: Ich hätte mich auch früher outen können, aber damals fühlte es sich eben nicht sicher an. Auch in den Dörfern sind Bewusstseins- und Akzeptanzprozesse in vollem Gang, die vielleicht nicht die komplette Checkliste von akademisierten Queerdiskursen durchgehen, aber in ihrem Tempo vorgehen. Die Uhren sind nicht stehengeblieben. Sie ticken nur anders.

Im Schatten dieser Multicodiertheit kann der städtische Raum vom ländlichen lernen, etwa dass queeres Leben nicht nur in Subkulturen stattfinden muss, dass es nicht nur um Bars & Clubs geht. Und auf dem Land hat vieles einen Pioniercharakter, da legen Leute los, wenn sie nichts vorfinden; in der Stadt gibt es wegen der Fülle der Angebote oft weniger Bedarf an diesem ›Unternehmungstum‹. Aber es wäre schön, wenn man sich dort weniger ausruhte und mehr nach Do-it-yourself vorginge. Und schließlich: Es ist schön, mal einen Sternenhimmel zu sehen. Das ist in Berlin nicht so häufig.



Fabian Sievers

Fabian Sievers ist Trüffelanbau-Pionier. Ihn fasziniert, durch eine derart extensive landwirtschaftliche Kultur eines der wertvollsten Nahrungsmittel der Welt zu produzieren – regional und nachhaltig. Sein Traum ist das Wiederbeleben der deutschen Trüffelkultur, insbesondere in den traditionellen Trüffelhochburgen, zu denen auch seine Heimat Alfeld zählt.

leinebergland-trueffel.de

Trüffel kultivieren

Roland Rödermund

Fabian Sievers möchte den Trüffelanbau in seiner Heimat Alfeld in Niedersachsen kultivieren. Nicht nur für die Gaumen der Menschen, sondern auch für die Böden – und nicht zuletzt für die Identität einer ganzen Region.

Er wollte Pilzsachverständiger werden, nun ist er sogar Edelpilzsachverständiger. Fabian Sievers, 52, baut in seiner niedersächsischen Heimatregion Trüffel an. Nein, er ist kein Millionär, Trüffelanbau erfordert viel Geduld und man braucht einen langen Atem. Doch der lohnte sich: In den vergangenen Jahren konnte er endlich fette Ernte einfahren. Hier erzählt er, weshalb er teilweise noch belächelt wird. Und das, obwohl nicht nur die Böden der Region profitieren würden, wenn es mehr Edelpilz-Pionier*innen wie ihn gäbe.

»Ich bin und war schon immer der totale Naturfan. Man könnte mich drei Tage ohne Aufgabe in den Wald setzen und ich wäre vollends happy. Nachdem ich meinen Beruf in der Logistikbranche 2011 hingeworfen hatte, stand schnell fest, dass ich Pilzberater werden wollte. Ich besuchte Fortbildungen, machte Exkursionen und stieß dabei bald auf die heimischen Trüffel in meiner Heimatregion – was kaum jemand weiß: Durch den Muschelkalk-Boden ist das hier eine wahre Hochburg. Ich fand heraus, dass Trüffel früher im großem Stil von Alfeld sogar ans französische Königshaus geliefert wurden! Die Tatsache, dass man die Symbiose von Pilz und Baum, die sogenannte Mykorrhiza, auch künstlich hervorrufen kann – also die Natur quasi imitiert – war für mich dabei auch wahnsinnig spannend.

2011 gründete ich mein eigenes Unternehmens Leinebergland-Trüffel. Heute berate ich auch andere Landwirte und lebe davon, dass ich Trüffelbäume produziere. 2012 kaufte ich einen Hektar Land, da stand damals gerade Getreide drauf, es war ein konventioneller Acker. Dort pflanzte ich dann um die 600 Trüffelbäume – ein- bis zweijährige Setzlinge von Haselnuss, Linden, Eichen, Buchen, Hainbuchen oder auch Schwarzkiefer. Man kultiviert die Mykorrhiza, nicht den Baum. Das bedeutet: Ich brauche keine Pestizide, keinen Dünger, keinen Traktor. Ich lasse den Boden hier komplett in Ruhe, schneide höchstens hier und da ein bisschen was frei und entferne mal eine Distel.

Ansonsten sehe ich zu, dass da alles so läuft, wie in der Natur. Im Nu veränderte sich die Fläche. Und es tat sich einiges: Würmer, Hirschkäfer, alle möglichen Nager und Vögel, Füchse und Dachse – und sogar Wildkatzen kamen her. Die dürfen alle hier sein, denn sie zeigen mir, dass sich das Stück Natur hier erholt hat. Immer an meiner Seite und gleichzeitig meine wichtigsten Mitarbeiter im Unternehmen sind meine beiden Trüffelhunde Woosee und Djuka, zwei Lagotto Romagnolo-Hündinnen – und einfach die besten Trüffelschweinchen.

2019 erntete ich dann endlich die ersten Fruchtkörper. Als sich das mit den deutschen Trüffeln aus Alfeld herumgesprochen hatte, meldeten sich nicht nur Luxusrestaurants, sondern teilweise auch die heimische Gastro. Los wird man die immer! Wenn aber ein Koch aus Hamburg oder Hannover meine Trüffeln haben will, dann soll er nach Alfeld kommen. Ich verschicke sie nicht per Express und in Plastik eingepackt. Es ist mir wichtig, dass dieses einmalige Produkt hier vor Ort angeboten wird, um eine gewisse Tradition wieder zu beleben.

Das letzte Jahr war das bislang beste Trüffeljahr. Leider hinken wir in Deutschland gegenüber unseren europäischen Nachbarn immer noch hinterher. So stehen die Knollen zum Beispiel in Deutschland auf der Roten Liste. Die wilde Suche ist also verboten – einmalig in Europa. Und auch beim Anbau befinden wir uns immer noch in der absoluten Anfangsphase, wir könnten hier in der Region locker 50 oder gar 100 Hektar Trüffellacker haben, wenn sich ein paar Landwirte mehr bereit erklären würden, einen Teil ihrer Flächen dafür zu nutzen. Aber sie haben Angst davor, eine Dauerkultur anzulegen, von der man eventuell erst in sechs, acht oder zehn Jahren ernten kann – und pflanzen stattdessen den Mais für ihre Biogasanlage in den Muschelkalk-Boden. Viele tun Trüffel natürlich als Schickimicki-Essen ab, das keinem was bringt. Ich werde oft belächelt oder ungläubig angeschaut. Trüffel? In Niedersachsen? Der ist ja verrückt!

Ich bin auf jeden Fall so eine Art Trüffelbeauftragter, der sich dafür einsetzt, dass Landwirtschaft, Gastronomie und auch die Verbraucherseite verstehen lernen, dass es nicht nur die Weiße Albatrüffel für zehn Euro das Gramm gibt, sondern eben auch unsere Burgundertrüffel, unsere heimische und wertvollste Art. Mein größter Traum wäre es, dass es die bald auf den Wochenmärkten gibt – für alle bezahlbar. Da hätte man dann für einen Zehner genug für seine Tagliatelle – und wir wären Trüffelregion. Das wäre doch identitätsstiftend und würde die Region aufwerten. Und natürlich auch die landwirtschaftlichen Flächen.

Langsam, aber stetig, entsteht ein kleines regionales Trüffelnetzwerk. Ich beliebere hier und da ein paar Bioläden. Außerdem gibt es inzwischen Ölproduzenten, Fleischer und andere regionale Weiterverarbeiter, die tolle Trüffelprodukte wie zum Beispiel die *Alfelder Trüffelbutter* kreieren. Die regionale Vielfalt an kulinarischen Besonderheiten profitiert langfristig also auch. Als der ›Trüffelpapst‹ Gérard Chevalier, der über dreißig Jahre lang den Großteil der Trüffelbaumproduktion in Frankreich kontrolliert hat, vergangenes Jahr hier war, ist er fast vom Stuhl gefallen: ›Was ihr hier an Böden habt, das ist einmalig in Europa!‹ Ich würde mich sehr freuen, wenn das langfristig nicht nur ein Experte aus Frankreich kapiert, sondern auch der hier ansässige Landwirt!«



Janosch Dietrich

Janosch Dietrich ist Mitgründer und -geschäftsführer des *Coconat workation retreats* und Mitgründer von *Smart Village* und *Netzwerk Zukunftsorte* und lebt in Bad Belzig.

coconat-space.com
smart-village.net



Christian Skrodzki

Christian Skrodzki ist »Heimatentwickler« und Immobilieninvestor. Er hat nach seiner Ausbildung zum Bankkaufmann verschiedenste Unternehmen gegründet, ehrenamtlich Bürgergenossenschaft initiiert und in Serie leer stehende und brachgefallene Immobilien wiederbelebt.

allgaeuer-genussmanufaktur.de
leutkircher-buergerbahnhof.de
heimat-baerenweiler.de

Immobilien gemeinwohl-orientiert entwickeln

Isabel Stettin

Wie wollen wir leben, arbeiten und zugleich unsere Region beleben? Janosch Dietrich und Christian Skrodzki sind Netzwerker und entwickeln Konzepte für Arbeit und Urlaub auf dem Land. Ein Gespräch über Hürden und Chancen.

Christian Skrodzki aus Leutkirch im Allgäu leitet zwei Werbeagenturen, ein digitales Zukunftszentrum und einen historischen Dorfgasthof mit Genusshotel. Mit seinem bürgerschaftlichen Engagement hat er unter anderem den *Leutkircher Bürgerbahnhof eG* und die *Allgäuer Genussmanufaktur eG* initiiert. Mit seinem Projekt *Heimat Bärenweiler* in der Nähe von Kißlegg möchte er nun ein brachliegendes Dörfchen wiederbeleben.

Janosch Dietrich ist einer der Gründer von *Coconat* in Klein Glien in Brandenburg: COMMUNITY and CONCENTRATED work in NATure, Gemeinschaft und konzentriertes Arbeiten in der Natur. Kreative aus aller Welt können sich Zimmer und Büropplätze mieten, im Durchschnitt sind es dreißig Gäste. Das *Coconat* hat mittlerweile 17 Beschäftigte, davon sieben Vollzeitkräfte. Ländliche Entwicklung fördert er durch ein Tourismusmodell, das Workation (work plus vacation), Coworking und Coliving vereint. Er ist außerdem Gründer und Vorstandsvorsitzender des lokalen *Smart Village e.V.*

Sie teilen beide eine Vision vom Zusammenleben und Arbeiten auf dem Land. Was treibt Sie an?

Christian Skrodzki: In erster Linie bin ich Weltbürger, ein dörflicher Kosmopolit, der gern über den Tellerrand hinausschaut. Wenn ich hier in meiner Heimat dazu beitrage, den Dorfgasthof zu retten, bekomme ich Anerkennung. Würde ich ein Sechsfamilienhaus in München kaufen, nicht. Als Heimatinvestor bekomme ich eine sinnstiftende Rendite. Ich sehe mich in der Verantwortung und kann sofort profitieren, weil ich

meine Heimat so auch für mich lebenswerter gestalte. Was bei euch vor den Toren Berlins passiert, Janosch, beeindruckt mich, seitdem ich einen Vortrag von dir gehört habe. Wenn sich die Chance ergibt, so etwas im Allgäu zu machen, möchte ich das auch, dachte ich damals... In Bärenweiler habe ich die Möglichkeit. Die Alpenkette ist zu sehen, die Autobahn nur drei Kilometer entfernt. Hätte ich es malen können, es sähe so aus. Wir planen einen Kindergarten, ein Café, selbstbestimmtes Wohnen für Menschen mit Einschränkungen, »Cow«-Working im ehemaligen Kuhstall, ein Event-Stadel im früheren Heuboden...

Janosch Dietrich: Positive gesellschaftliche Effekte haben für uns grundsätzlich einen höheren Stellenwert als Gewinnmaximierung. Schon zu Beginn haben wir gezeigt: Wir interessieren uns wirklich für die Menschen hier. Und haben einen Bezug zur Umgebung. Wir bewegen uns nicht im Elfenbeinturm als digitale globale Elite, sondern in der Gemeinschaft. Diversität ist es, was Innovation schafft. Darum wollen wir alle zusammenbringen, Menschen aus hohen und niedrigen Einkommensschichten, Großunternehmer*innen und Gründer*innen, die Alteingesessenen, »Ureinwohner*innen« und die Gäste. Die Kunst ist es, das Beste von Stadt und Land zu vereinen: Natur und Ruhe, die Vielfalt, digital und analog. Wir wollen einen Hybridort schaffen, der die Welt in diese dünn besiedelte Gegend bringt, ein Ort für die Region.

Wie gelingt das?

Dietrich: Ich habe nie auf dem Land gelebt, sondern mitten in Berlin. Die Städter*innen, die »Welt«, waren für uns zunächst einfacher zu erreichen als das Dorf. Der erste Bericht über uns erschien in der New York Times. Doch mittlerweile haben wir eine Bürgerzeitung gefördert, einen Podcast, eine Bürger*innen-App. Wenn wir ein Dorffest veranstalten, schaffen wir Stadt-Land-Verbindungen. Es gab Vorbehalte, auf beiden Seiten: berechtigte Sorgen vor rassistischen Übergriffen, die Angst, hier kein veganes Essen zu bekommen, an einem gottverlassenen Bahnhof in der Provinz zu stranden... Und seitens der Menschen vor Ort Skepsis: Dieses Gefühl abgehängt zu sein, war hier viel präsenter. Kneipen machten dicht, Schulen schlossen, Wohnungen wurden zurückgebaut. Wichtig waren uns darum schon vor Beginn gemeinsame Inforeveranstaltungen, Transparenz.

Skrodzki: Bei uns ist es komplett anders. Janosch musste wiederaufbauen, wir wollen den Abbau verhindern. Während in Brandenburg etliche

Gasthäuser leer stehen, schließen sie bei uns erst. Wir haben einen Dorfgasthof renoviert in einer Zeit, als andere zugemacht haben. Unsere Kommunen sind reich, hier tummeln sich Weltmarktführer. Doch für viele Ideen fehlt der Platz, Freiraum, um sich auszuprobieren und sich zu beweisen.

Dietrich: Wir hingegen haben Raumwohlstand. Der Verdrängungswettbewerb findet so nicht statt. Wenn wir eine Pop-up-Pizzeria eröffnen, beschwert sich kein Gastronom. Wenn du einen Dorfgasthof übernimmst, kann ich mir vorstellen, dass andere Wirt*innen denken: »Da gräbt der Christian uns jetzt auch noch das Wasser ab...«

Skrodzki: Tatsächlich gab es solche Sorgen, ja. Doch kein einziges Lokal musste deswegen »sterben«, im Gegenteil. Der *Bürgerbahnhof*, den wir wiederbelebt haben, hat vieles in Bewegung gebracht.

Welche Rolle spielt die Digitalisierung aus eurer Sicht?

Dietrich: Früher war der Marktplatz in der Stadt, alle sind dort hingefahren, haben Waren ausgetauscht, Informationen. Das findet natürlich immer mehr online statt. Dadurch wird die Provinz Teil des Marktplatzes: mit dem gleichen Zugang zu Informationen und Waren. Eine Riesenchance. Zugleich besteht die Gefahr, dass einige nicht daran teilhaben können. Ich glaube, der ländliche Raum hier in Brandenburg überspringt die Industrialisierung, anders als im Allgäu, und tritt direkt ins digitale Zeitalter.

Skrodzki: Bei uns ist auch das anders. 2017 haben wir das digitale *ZukunftsZentrum* Allgäu-Oberschwaben gestartet. Die Digitalisierung könne neue Aufträge generieren, so warben wir. Da haben alle abgewunken: »Brauchen wir nicht.« Viele Betriebe wissen gar nicht, wie sie ihre vollen Auftragsbücher abarbeiten sollen – noch. Aber irgendwann könnte es einen Quantensprung geben. Darum müssen wir die Leute, die Unternehmen dafür sensibilisieren, auf der Höhe der Zeit zu bleiben. Sonst kann es sein, dass Handwerksbetriebe von egal wo jene vor Ort überholen, weil sie die unendlichen Vorteile der Automatisierung und Digitalisierung nutzen.

Dietrich: Hier in Brandenburg kämpfen die Handwerksbetriebe vor allem um Nachwuchs. Da macht die Frau in der Küche die Buchhaltung, in der es nach Erbsensuppe riecht. Das ist unattraktiv für junge Menschen.

Der Mittelstand fehlt hier. Bei uns gibt es nun flexible Arbeitsplätze für Handwerker*innen. Wir stellen Technik und Wissen bereit: Eine Tischlerei, die Kirchenfenster herstellt, und eine Kerzenmanufaktur planen zum Beispiel unseren 3D-Scanner und Drucker zu nutzen. Eine lokale Unternehmerin plant einen Verkaufsraum für lokales Kunsthandwerk und die Produkte des *COCOLAB-Makerspaces*.

Skrodzki: Viele haben heute ein zweigeteiltes Leben mit der Einzimmerwohnung für die Arbeit in der Stadt, am Wochenende leben sie auf dem Land. Junge Talente wandern ab. Das finde ich gut, wenn sie Neues entdecken. Wenn sie gemerkt haben, in Stuttgart und Frankfurt gibt es zwar tolle Kneipen und urbanen Lifestyle, aber auch viel Smog und Enge, kommen sie inspiriert und reich an Ideen zurück.

Wo liegen derzeit Ihre Herausforderungen?

Dietrich: Für die auf dem *Coconat*-Gelände geplante Tiny-Haus-Siedlung *Coco Cabañas* müssen wir so viele Anträge einreichen und Genehmigungen abwarten, dass es von Planungsbeginn bis Baubeginn mindestens vier Jahre dauert. Verwaltungstechnische Probleme wie das Baurecht verhindern viele Innovationen.

Skrodzki: Bei uns gibt es Tendenzen der Abschottung. Wir dürfen uns nicht vor dem Fortschritt abkoppeln. Wir sind die sonnenreichste Region Deutschlands, haben eine Arbeitslosenquote von nur 2,7 Prozent, wenig Kriminalität. Das heißt aber nicht, dass es so weitergeht und der ländliche Raum sexy bleibt, wenn wir nicht hungrig bleiben. Die überbordende Bürokratie, die staatliche Gängelung unternehmerischer Menschen und unsere gesellschaftliche Sätturiertheit behindern mich in der Verwirklichung sinnstiftender Projekte.



Regina Westenthanner

Regina Westenthanner (42) aus Vilsbiburg im niederbayerischen Landkreis Landshut betreibt eine Beratungsagentur für digitale Kommunikation und ist Teil der Initiative HeimatUnternehmen. Sie ist eine von derzeit zehn Heimatentwicklerinnen in Bayern, die unternehmerische Menschen beraten und Projekte auf ihrem Weg von der Idee bis zur Umsetzung begleiten.

westenthanner.media

Provinz kommunizieren

Isabel Stettin

Regina Westenthanner, 42, aus Vilsbiburg im niederbayerischen Landkreis Landshut betreibt eine Beratungsagentur für digitale Kommunikation und ist Teil der Initiative HeimatUnternehmen. Sie ist eine von derzeit zehn Heimatentwicklerinnen in Bayern. Getreu dem Motto von HeimatUnternehmen zwischen Isar und Inn: #machsnedaloo («Mach es nicht allein»), berät und vernetzt sie unternehmerische Menschen in der Region, begleitet Projekte auf ihrem Weg von der Idee bis zur Umsetzung.

Da wo ich lebe, muss es lebendig sein. Das ist meine Philosophie. Und es ist mein Job, dafür zu sorgen, dass dies so bleibt.

Beim Gründen geht es nicht nur um die Geschäftsidee, sondern auch darum, wie eine Gesellschaft durch unternehmerische Vielfalt gewinnt. Für mich ist es ein Privileg, ein eigenes Unternehmen aufbauen zu können. Und jedes Privileg bringt auch Verantwortung mit sich. Ich bin seit 2013 selbstständig, habe mich spezialisiert auf digitale Vermarktung, insbesondere für regionale Unternehmen, den ländlichen Mittelstand, Handwerksbetriebe wie die neue Käserei im Dorf aber auch für Kommunen und Behörden.

Jeder dieser Bereiche tut gut daran, seinen Raum einzunehmen, auch in der digitalen Welt. Dabei geht es gar nicht um Selbstdarstellung, sondern darum, ein authentisches und verständliches Bild zu vermitteln.

Ich schätze vieles an der Regionalität: In dem Dorf, in dem ich mit meiner Familie lebe, oder hier in Vilsbiburg, wo mein Unternehmensstandort ist: Es gibt fast alles vor Ort, was wir brauchen. Das ist schon ein kleines Paradies.

Ich bewege mich beruflich an einer spannenden Schnittstelle, verbinde das Lokale mit dem Globalen. Menschen, die ähnlich ticken, Impulse geben, finde ich vielleicht nicht im 200-Seelen-Ort. Durch die Möglichkeit der globalen Vernetzung wohl aber über die digitale Welt. Und so passiert die Verbindung zwischen den Provinzen, wenn man so will. Für mich ist das eine wichtige Grundlage zur Weiterentwicklung. Provinz gibt es überall, das lehrt mich meine Erfahrung.

Egal, ob im Randbezirk, im Stadtviertel oder im Dorf. Ein befreundeter Filmmacher sagt: »Provinz ist kein Ort. Provinz ist ein Zustand.« Ich denke, da ist viel Wahres dran.

Global zu denken bedeutet für mich nicht, ständig in der Welt herumzujeten, sondern Weite, Ideenreichtum, Vielfalt. Zusammen mit der Stabilität und Sicherheit der Provinz, können wunderbar Wandel und Wachstum entstehen.

In Niederbayern gibt es eine Menge Menschen, die etwas wagen, die kulturelle Szene bereichern, ihr eignes Ding vorantreiben. Dorfläden und Kulturfördervereine, Netzwerke und Genossenschaften, kleine Praxen und Direktvermarkter, Kunstprojekte und Kulturstätten. Wenn es diese Vielfalt weiterhin gibt, ist Landflucht langfristig gar kein Thema mehr.

Auf dem Land fehlt der Geist der Start-up-Szene oft noch – aber nicht, weil es keine Start-up Szene-gibt, sondern weil sich Gründer*innen damit nicht identifizieren.

Wenn du dann noch eine Frau bist, wirst du vielleicht ausgebremst, setzt in der Folge eher auf den sicheren Job. Ich will ermutigen zu gründen und die unternehmerische Idee, die in den Menschen steckt, umzusetzen. Der Mensch ist ein kreatives Wesen. Egal, ob man Unternehmen im Sinne eines Human-centered-Ansatzes berät, hochwertigen Bio-Käse produziert, bei BMW am Fließband arbeitet, zuckerfreien Haferdrink herstellt und damit die Landwirtschaft ein bisschen auf den Kopf stellt oder Kinder unterrichtet. Es gilt herauszufinden, worin bin ich gut, wo liegen meine Talente? Das mit den Leuten herauszuarbeiten, ist mir wichtig. Die Provinz habe ich bewusst gewählt. Ich mag es schnell und laut, aber auch all die Zwischentöne, den Rückzugsort hier.

Kann sein, dass es das sogar leichter macht, etwas aufzubauen und Anschub zu geben. Wenn sich ein paar Menschen zusammentun, lässt sich so viel erreichen.

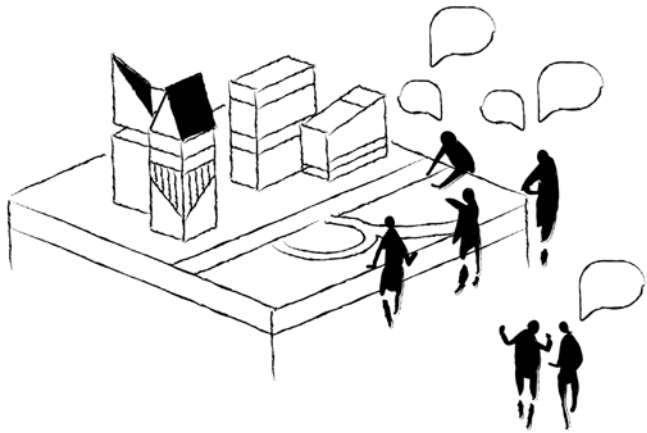
Viele Ideen, die wir mit HeimatUnternehmen fördern, stießen erstmal auf Skepsis von außen: soziale Landwirtschaft mit Inklusionsansatz oder ein gewagter Umbau von Leerstand, womöglich noch unter Denkmalschutz.

Es muss nicht gleich jede*r ein Unternehmen gründen, aber jede*r kann etwas unternehmen. Zu erkennen, wie privilegiert wir sind und was das an Verantwortung mit sich bringt, das ist für mich entscheidend. Ich würde mir

wünschen, dass das Ehrenamt mehr Anerkennung bekommt, oft auch anders entlohnt wird. Denn es geht nicht ohne.

Wichtig ist mir, nicht zu bewerten, nicht groß oder klein gegeneinander auszuspielen, Provinz gegen urbanes Leben, Niederbayern gegen Berlin. Es gibt viele Lebensentwürfe und Menschen, die unterschiedlichste Umstände brauchen, um sich entfalten zu können, ihre Stärken finden und sich trauen, etwas anzustoßen. Alles gut durchgemischt, das ist für mich der Schlüssel – und mit viel Herz und jeder Menge Verstand dabei zu sein, bei allem, was wir tun.

Fazit





Muster transformativer Regionen

Eleonore Harmel



Egal ob der Ausbau der Wind- und Solarenergie, die Nutzungskonkurrenz von Wohnen, Gewerbe und Landwirtschaft um Flächen oder die zunehmenden Herausforderungen im Umgang mit unserem Boden – vieles, was Menschen in Stadt und Land bewegt, steht im globalen Kontext: Klimawandel, die Bewahrung von Demokratie, Ressourcenknappheit, Mobilität und der notwendige Wandel der Wirtschaftsweise, um nur einige zu nennen. In praktisch allen Lebensbereichen wissen wir, dass ein ›weiter so‹ nicht funktionieren wird. Die gefühlte Ohnmacht angesichts der Übermächtigkeit der Herausforderungen und der komplexen Steuerungsmechanismen zwischen Kommunen, Landkreisen, Ländern, Bund und der EU ist groß. Das Dorf als kleinste gesellschaftliche Einheit hat seine Handlungsfähigkeit nahezu komplett eingebüßt, in vielen Kommunen scheinen die Einflussmöglichkeiten gering. Bei der Frage, wer in der Lage ist, den notwendigen Wandel zu gestalten, wird die Verantwortung allzu schnell auf die jeweils anderen Ebenen geschoben. Was wir aber auf unseren Forschungsreisen gesehen haben ist, dass es Menschen gibt, die aller Herausforderungen zum Trotz ihre Handlungsmacht durch Kreativität, Kooperation und Verantwortungsübernahme in kleinen Schritten zurückerobern.

Menschen machen Zukunft

Es braucht ›die Politik‹, die den geeigneten Rahmen schafft, es braucht Entwicklungs- und Regionalpläne und fähige Institutionen, die unsere Verwaltung, Infrastrukturen und Daseinsvorsorge organisieren. Aber der Schlüssel für die Transformation von Regionen liegt in den Menschen selbst – solchen, die in diesen Institutionen arbeiten als auch Unternehmer*innen oder den Akteuren einer bunten und vielfältigen Zivilgesellschaft. Diejenigen, die wir in diesem Band vorgestellt haben sind dabei allesamt, das was man als ›ganz normale‹ Menschen bezeichnen könnte, die sich mit ihren Fähigkeiten und Mitteln auf den Weg machen und dabei ihre Rolle finden. Es braucht die ›Anpacker*innen‹, die eine starke Verankerung vor Ort haben und mit Pragmatismus loslegen ebenso wie ›Anschieber*innen‹ als vernetzte Persönlichkeiten, die mitbekommen, welche Ideen vor Ort entstehen, und die gleichzeitig Anschluss an überregionale Netzwerke und spezialisiertes Wissen haben. ›Erfinder*innen‹ haben die Fähigkeit, mögliche Veränderungen zu denken und visionäre Ideen zu entwickeln und damit andere zu motivieren und zu begeistern – aber ohne ›Verwirklicher*innen‹, die die Dinge mit Beständigkeit umsetzen, kommen auch sie nicht weit. Sie sind die vielleicht am meisten übersehene Rolle bei der Transformation von Regionen. Der Einstieg in ein solches Gestaltungsengagement kann mitunter niedrigschwellig sein, ein Heimatfest oder eine Frauentagsfeier. Dabei werden Kooperations-, Organisations- und Diskursfähigkeit eingeübt. Mit diesem Rüstzeug werden dann die ›großen‹ Aufgaben angegangen: ein Bioenergie-dorf mit Nahwärmenetz, eine gemeinwohlorientierte digitale Grundversorgung, ein Bürgerwindpark, Zukunftswerkstätten, lokale Mobilitätslösungen oder neuartige gemeinschaftliche Wohn- und Arbeitsformen. In jedem Fall, egal ob Heimatfest oder Genossenschaftsgründung, braucht es viel Geduld, einen langen Atem und Frustrationstoleranz.

Die daraus wachsenden regionalen Beziehungen und Netzwerke sind die Grundlage für eine lebendige Region. Es erscheint zunächst banal, doch leben wir in einer Gesellschaft, in der sich Alltagsrealitäten und Arbeitswelten, die Beziehung zur Landschaft und den Lebewesen in ihr ebenso wie die Strukturen der Verwaltung und Reglementierung aller gesellschaftlichen Bereiche weiter ausdifferenzieren, entfremden und polarisieren. So ist es eine nicht zu unterschätzende Leistung, wenn gemeinsame Prozesse, neue Kommunikationsformate oder Orte des Zusammentreffens organisiert werden.

Für den Vorliegenden Band haben wir zentralen transformativen Praktiken und deren Qualitäten herausgearbeitet und skizziert, ebenso wie die Vielfalt möglicher Entwicklungswege anhand der vier Regionstypen, die sich

daraus ergeben. Bei aller Unterschiedlichkeit der Persönlichkeiten, Ressourcen und Regionen, beobachten wir immer wieder ähnliche Muster, welche uns zentral erscheinen:

Gewohnte Zuschreibungen verlassen

Wo Zukunftsfragen debattiert werden, spielt Sprache eine entscheidende Rolle. Vereinfachende Zuschreibungen wie Stadt und Land sind dabei keine hilfreichen Begrifflichkeiten – weder als Raumkategorie noch als Eigenschaften im Sinne von urban und ländlich. Räume, gesellschaftliche Strukturen und individuelle Lebensstile weisen heutzutage ganz eigene Mischverhältnisse auf, die nicht durch polarisierende (im doppelten Sinne) Begriffspaare gefasst werden können.

Wenn eine Region es schafft, Aushandlungen anhand konkreter Ackerflächen, Immobilien, öffentlicher Räume, entlang der Flüsse und Wälder und deren konkreten Herausforderungen sowie Besitz- und Bewirtschaftungsverhältnissen zu führen, Handlungsspielräume zu ermitteln und Lösungen zu verhandeln, dann ist viel mehr gewonnen, als sich in scheinbar unverrückbaren Gräben zwischen ›Städtern‹ und ›Dörflern‹, ›Landwirten‹ und ›Naturschützern‹, ›Profiteuren‹ und ›Verlierern‹ zu verlieren.

Regionalkompetenz aneignen

Im Kapitel über veränderte Land-Stadt-Verhältnisse resümiert Anna Eckert, dass »die Bezogenheit auf Orte repräsentiert, wer wir sind und wie wir die Welt betrachten.« Regionale Transformation beginnt folglich dort, wo Menschen sich nicht nur auf ihre Scholle, ihr Dorf oder ihre Nachbarschaft beziehen, sondern sich die komplexeren Verflechtungen, Herausforderungen und Narrative einer Region zu eigen machen und Mitgestalten wollen.

→ 37

Die Grundlage dafür ist ein Verständnis der regionalen Eigenlogik, andere Akteur*innen im Blick zu haben, gemeinsam Koalitionen zu bilden und sensible Themen verhandeln zu können. Diese Fähigkeit wird im geografischen Diskurs als »Regionalkompetenz« (Geiselhart et al. 2019: 63f.) beschrieben. Basierend auf kollektiven Erfahrungen und Entwicklungswegen, weiß man, wie man miteinander spricht und was im Umgang mit anderen zu beachten ist. Regionalkompetenz wird damit zum Gegenstück des kontextunabhängigen Expertenwissens von Planung, Politik oder externer Beratung und die Grundlage für Ideen, Prozesse und Lösungen, die zur Region passen.

Selbermachen als Form des Selbsterhalts

→ 59 Simon Julia Senft beschreibt anhand der Praktik des Selbermachens die Chance, die in der Selbstermächtigung, dem Hinterfragen von Machtverhältnissen und damit dem Öffnen neuer Möglichkeitsräume steckt. So lässt sich auch am Beispiel von Regionen die Frage stellen, welche Ressourcen hier noch selbst bewirtschaftet werden sollen – als Form des Selbsterhalts und als Basis einer regionalen Identität und Kultur. Nicht nur auf individueller, sondern auch auf regionaler Ebene können heute die meisten produktiven Tätigkeiten ausgelagert, »als Dienstleistungen privatisiert oder an übergeordnete Ebenen abgegeben werden« (Anders 2017: 152ff.) wie Kenneth Anders in einem Kommentar zur Debatte um den Erhalt der ›Daseinsvorsorge‹ beschreibt. Die Produktion von Lebensmitteln, Energie, Kultur, Bildung oder die Verwaltung lässt sich anhand klassischer Kosten-Nutzen-Rechnungen meist ›woanders‹ bzw. in Ballungszentren effizienter organisieren und gleichzeitig entstehen dadurch nicht nur neue Abhängigkeiten, sondern regionale Fähigkeiten, Verflechtungen und »sozialer Zusammenhalt« (ebd.) gehen damit verloren.

Man könnte in Regionen also bewusst fragen: Was wollen wir hier noch Selbermachen? Wie kann die Energiewende der Region zugutekommen? Welchen Beitrag kann Kultur für die regionale Entwicklung leisten? Welche Lernräume und Fähigkeiten wollen wir Kindern und Jugendlichen mit auf den Weg geben? An welchen Stellen und mit welchen Stellschrauben können wir die lokale und regionale Autonomie erhöhen?

Regionalentwicklung als Beziehungsarbeit

Auf regionaler Ebene zu handeln ist eine kollektive Anstrengung. Deren Grundlage sind wiederum Netzwerke und Absprachen, sich darauf einzulassen, aufeinander angewiesen und voneinander abhängig zu sein. Es gilt neue Formen der gemeinsamen Organisation und des gemeinschaftlichen Besitzes zu entwickeln. Grundlage für solche Prozesse ist Respekt, Augenhöhe und die Wahrnehmung des Gegenübers, wie Simon Julia Senft anhand der Praktik des Miteinanderseins beschreibt. Der im Diskurs häufig genutzte Begriff ›Care‹, meint eben diese Fürsorge und gegenseitige Unterstützung, kurzum die Übernahme von Verantwortung für sich selbst und den größeren Kontext.

→ 123

Damit transformative Akteure in einem regionalen Maßstab und über einzelne Projekte hinaus handlungsfähig werden können, brauchen sie einerseits regionale Koalitionen mit Institutionen und Verwaltungen, wie LEADER-Netzwerken, Wasserzweckverbänden, Handwerkskammern, Kirchen, Sozialverbänden, Landfrauen und regionale Planungsgemeinschaften und

andererseits eine Anbindung an überregionale Diskurse, Forschungseinrichtungen und den Austausch mit ähnlichen denkenden Akteuren des Wandels.

Offene Orte

Die Arbeit in Regionen ist zuallererst eine Arbeit an und in Netzwerken. Ein digitaler oder analoger Raum für Treffen erscheint häufig nur als Mittel zum Zweck, der Gemeindesaal oder eine Abstimmung per Videokonferenz scheinen dafür geeignet. Doch haben wir festgestellt, dass die Arbeit in regionalen Prozessen oftmals eine Gratwanderung zwischen verschiedensten Interessen ist, dass es um das Einlassen und gegenseitiges Verständnis geht. Dabei spielen bewusst gewählte und gestaltete offene Orte als Kristallisationspunkte, Inspirationsquelle und Nährboden eine wichtige Rolle. Sie können viele Formen und Funktionen haben – egal ob Museum oder Gasthof, eine besondere Immobilie wie ein ehemaliges Wasserwerk oder Räumlichkeiten der Kirche, leer stehende Ladenlokale oder neu organisierte Dorfläden, alte Industriebrachen oder verfallene landwirtschaftliche Gebäude. Die Ausstattung und die eigentliche Nutzung spielt dabei weniger eine Rolle, als dass der Ort bereits Fürsorge, Kooperation und Miteinander repräsentiert – etwa weil er als gemeinschaftliches Eigentum organisiert ist. Solche Orte wirken dabei selbst transformativ, weil sich in ihrer Nutzung neue Erfahrungen machen lassen und sie »konstituierte Selbstwirksamkeit« darstellen, wie Judith Althaus über gemeinschaftliches Eigentum beschreibt. Regionale Prozesse können in dieser Atmosphäre leichter in Gang gesetzt und aufrecht erhalten werden.

→ 99

Resonanzerfahrungen und soziale Energie

Es geht, das ist uns auf der Reise zwischen Malchin im Nordosten und Oberschwaben im Südwesten klar geworden, bei Transformationsfragen nicht zuerst um Fakten, (Wirkungs-)messungen und Skalierbarkeit. Vielmehr erlebten wir immer wieder selbst und hörten in Erzählungen von anderen, welche Kraft in gemeinsamen, positiven Erfahrung steckt. Egal ob in einem gemeinsam erlebten Landschaftsspaziergang, Werkelaktion oder einem Abend mit gutem Essen und Musik – wir fühlen uns davon berührt und verändert. Hartmut Rosa hat dafür den Begriff Resonanz (Rosa 2016) geprägt. Nicht selten sind es solche Resonanzerfahrungen, in denen die Motivation, der Mut und das Vertrauen geschöpft wird, um den Wandel selbst in die Hand zu nehmen. In einem Artikel in der ZEIT (Rosa 2024) geht Hartmut Rosa noch weiter und umreißt die Vorstellung einer »zirkulierenden sozialen Energie«

→ 147

– die mehr wird, wenn sie kollektiv geteilt wird. So staunen wir immer wieder über eben diese Energie, die Menschen in ihre Arbeit, Ehrenämter und Projekte stecken – aller Herausforderungen zum Trotz. In unserer westlichen Gesellschaft, so Rosa, drängt sich die Frage auf, warum es sich ›lohnt‹, diese Energie aufzuwenden? Rosa mutmaßt – und das überlagert sich mit der Beschreibung der Aktiven – weil man dabei gleichzeitig ›Energie tankt‹. In solch einem partizipativen, beziehungs- und resonanzbasiertem Aktiv sein fallen »Geben und Empfangen« zusammen.

Neue Erzählungen

Ob Transformation gelingt, wird sich nur rückwirkend beurteilen lassen. Doch wir haben gemerkt, dass Transformation nicht nur vom heute in die Zukunft gerichtet ist, sondern ein andauernder, gerade jetzt ablaufender Prozess ist. Die Einordnung dieser Entwicklungswege geschieht anhand kollektiver Erzählungen, die von den Medien aber vor allem auch im Miteinander der Menschen entsteht. Die Vielzahl individueller Lebenserfahrungen verweben sich zu geteilten Werten, Erwartungen und Wahrnehmungen und daraus entstehen gesellschaftliche Narrative. Im Gegensatz zu den schnell wachsenden Dystopien und Zukunftsängsten können sie möglicherweise eine positive Orientierung und Zuversicht geben. Doch viele der großen und kleinen gesellschaftliche Erzählungen taugen heute nicht mehr: die von Wachstum und Wohlstand, von technischem Fortschritt und einer sicheren Zukunft. Die Trockenlegung der Moore war eine gesellschaftliche Errungenschaft, um mehr Lebensmittel erzeugen zu können. Die Genese einzelner Betriebe war Grundlage für die Identität ganzer Städten und ihr Niedergang führte zum zwangsläufigen Ende einer Selbstwahrnehmung als erfolgreiche und innovative Region. Der ›Osten‹ wurde so lang als wirtschaftlich und kulturell rückständig, demokratiefeindlich und uninnovativ beschrieben, bis sich dieses Bild auch in den Köpfen der Menschen verfangen hat (vgl. Oschmann 2023: 74ff.). Lokal verwurzelte Narrative können uns abseits von Strukturdaten und Entwicklungsplänen erzählen, woher eine Region kommt, wo sie gerade steht und wie ihre Entwicklung weitergehen könnte. Und gleichzeitig braucht es an vielen Stellen die Kraft neuer Erzählungen, die nur gemeinsam weiterentwickelt werden können.

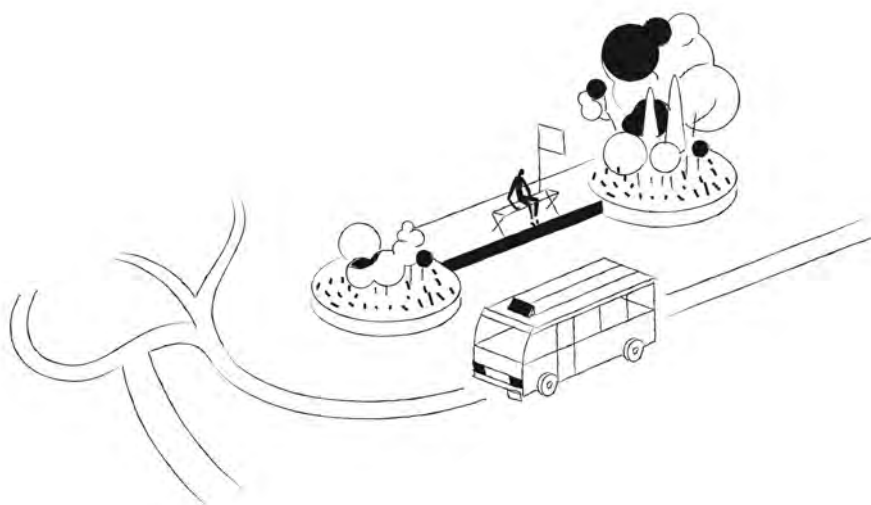
Solche neuen Erzählungen mit und in einer Region zu entwickeln ist möglicherweise ein Gestaltungsauftrag an Forschende, Planer*innen und Politiker*innen.

Transformative Regionen brauchen eine transformative Forschung und Planung

Die Forderung nach transformativem und transdisziplinäres Forschen, Reallabore und partizipative Formate steht schon länger im Raum. »Transdisziplinäre Forschung geschieht an den Schnittstellen zwischen Gesellschaft und Wissenschaft, ist auf die Erforschung und Transformation bzw. Lösung gesellschaftlicher Probleme gerichtet, indem sie die Probleme und die gesellschaftlichen Akteure zu einem zentralen Bezugspunkt dieser Forschung macht.« (Bergmann et al. 2010: 10) Doch was bedeutet das eigentlich für uns als Forschende und Planer*innen? Unsere Erfahrung aus verschiedensten Projekten zeigt, dass Forschung auf resonanten Beziehungen zu diesen Akteuren basiert, dass sie große Flexibilität in der Abarbeitung von Plänen und Zielstellung braucht und den Mut aus gewohnten Rollen herauszutreten und sich wirklich auf die Menschen und Orte mitsamt ihrer Probleme einzulassen. Kann man dies tun und zugleich objektiv bleiben? Transformation auch für unsere Disziplinen als Gestaltungsauftrag zu verstehen, bedeutet nicht nur an Lösungen, an Handlungsempfehlungen und entlang von Messbarkeit zu arbeiten, sondern das Potenzial der Gestaltung von Beziehungen, Gesprächen und Prozessen mitzudenken – und dafür Situationen und Räume zu gestalten. Dieses Buch von Geschichten der Veränderung und von den Menschen, die sie vorantreiben, von ihrer positiven, mutmachenden und produktiven Seite. Welche Rolle dabei wollen wir eigentlich als Forschende und Planer*innen einnehmen?

Literatur

- Anders, Kenneth (2017): Kultur der Daseinsvorsorge. Thesen für einen Diskurs. In: Deutsche Akademie für Städtebau und Landesplanung (Hg.): Stadt Denken 1. Berlin, S. 152-158.
- Geiselhart, Klaus/Winkler, Jan/Dünckmann, Florian (2019): Vom Wissen über das Tun – praxeologische Ansätze für die Geographie von der Analyse bis zur Kritik. In: Schäfer, Susann/Everts, Jonathan (Hg.): Handbuch Praktiken und Raum. Bielefeld, S. 21-75.
- Oschmann, Dirk (2023): Der Osten: eine westdeutsche Erfindung. Berlin.
- Rosa, Hartmut (2016): Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung. Berlin.
- Rosa, Hartmut (2024): Was ist soziale Energie. In: DIE ZEIT No. 3 vom 11. Januar 2024.
- Bergmann, Matthias/Jahn, Thomas/Knobloch, Tobias/ Krohn, Wolfgang/ Pohl, Christian/Schramm, Engelbert (2010): Methoden transdisziplinärer Forschung. Ein Überblick mit Anwendungsbeispielen. Frankfurt am Main, S. 10.



Anhang



Verzeichnis der Beitragenden

Judith Althaus ist Soziologin. Sie forscht am *Thünen-Institut für Regionalentwicklung* zum gesellschaftlichen Wandel ländlicher Räume und der Bedeutung materieller Orte.

Mathias Burke studierte Stadt- und Regionalplanung und Urban Design. Als Mitgründer des Berliner Denk- und Designbüros *studio amore* umfasst sein Tätigkeitsbereich die Schnittstelle von räumlicher und gesellschaftlicher Transformation. 2019 erschien die Publikation *Ländliche Verheißung*.

Anna Eckert ist Kulturanthropologin und Autorin. Sie forscht am *Thünen-Institut für Regionalentwicklung* zu Zivilgesellschaft in ländlichen Räumen. Bisher erschienen *Respektabler Alltag* (2018) und *Aushandlungen städtischer Größe* (2019).

Jörg Gläser ist ein Fotograf, der auf dem Gebiet der Dokumentarfotografie und des Fotojournalismus arbeitet. In Langzeit-Fotoprojekten widmet er sich sozialen und politischen Themen. Für das *Thünen-Institut* setzt er seine Bildsprache ein, um transformativen Projekten, die den ländlichen Raum neugestalten, Sichtbarkeit zu verleihen.

Eleonore Harmel ist Urban Designerin. Sie forscht am *Thünen-Institut für Regionalentwicklung* und ist Mitgründerin von *studio amore*. Mit der *Landmaschine* und der *Landinventur* entwickelt sie digitale Tools für ländliche Räume. Zuletzt erschien *Ländliche Verheißung* (2019).

Elisabeth Hussendörfer hat nach ihrem Pädagogikstudium bei einer Tageszeitung volontiert und dann einige Jahre lang fest und fest-frei in verschiedenen Redaktionen namhafter Medienhäuser gearbeitet. Als »ganz Freie« textet sie am liebsten zu den Themen Gesellschaft, Natur, Psychologie und Reise.

Leon Jank ist Urban Designer und Mitbegründer des Büros *studio amore* mit Mathias Burke und Eleonore Harmel. Er bewegt sich mit seinem Vorgehen in Transformationsprozessen über räumliche und disziplinäre Grenzen hinweg. In diesem Modus arbeitet er auch als wissenschaftlicher Mitarbeiter an der *Technischen Universität Dresden* am Institut für Städtebau und Regionalentwicklung.

Jan Lindenberg ist Designer und forscht am *Thünen-Institut für Regionalentwicklung*. Er gestaltet Orte, Projekte und Prozesse zur sozial-ökologischen Transformation ländlicher Räume.

Mascha Pfitzer ist Architektin und Mitarbeiterin bei *studio amore* sowie dem *Thünen-Institut für Regionalentwicklung*. Im Rahmen verschiedener Projekte erforscht sie die Schnittstelle räumlicher und gesellschaftlicher Transformation und begleitet dabei unter anderem die Weiterentwicklung der *Landinventur*.

Heddi Ried ist Illustratorin für spekulative Lebenswelten und Artefakte. Nach ihrem Abschluss an der Kunsthochschule Weißensee Berlin arbeitete sie bei *Fraunhofer*, dem *Center for Responsible Research and Innovation*. Seit 2017 kollaboriert sie als freischaffende Künstlerin mit namenhaften Organisationen, darunter das *Zentrum für Technologie und Gesellschaft*, das italienische Forschungsinstitut *EURAC*, das *World Agroforestry Centre* aus Kenia, das *Alexander von Humboldt Institut für Internet und Gesellschaft*, sowie die *Wageningen University and Research* in den Niederlanden.

Roland Rödermund ist Kulturwissenschaftler, freier Journalist und Autor. Sein Interesse gilt Stadtnatur ebenso wie Landkultur, er lebt in Hamburg und Anröchte/Südwestfalen. Als Autor war er beim *Zukunftsatlas* der *ZEIT-Stiftung* beteiligt und ist Mitglied des Autor*innenkollektivs *dns – die.natur_schreibt*.

Jan Rübel ist Autor bei der Reporter*innengemeinschaft *Zeitenspiegel*. Er hat Islamwissenschaft und Nahostgeschichte studiert, schreibt Kolumnen bei *Yahoo* und widmet sich vor allem Sozialreportagen.

Simon Julia Senft ist Transformationsforscher und -designer. Er forscht am *Thünen-Institut für Regionalentwicklung* zu sozialen Innovationen und transformativen Netzwerken in ländlichen Regionen.

Isabel Stettin ist Journalistin und Teil des Reporter*innenkollektivs *Zeitenspiegel*. Für ihre Arbeit ist sie in ganz Deutschland und der Welt unterwegs, immer auf der Suche nach spannenden Menschen und ihren Geschichten. Zuhause fühlt sie sich auf dem Land wie in der Stadt: Aufgewachsen auf dem Bauernhof, lebt sie seit Jahren in Stuttgart.

Andreas Willisch ist Soziologe und Vorstand des *Thünen-Instituts für Regionalentwicklung*. Er koordiniert seit 2012 das Programm *Neulandgewinner* und publizierte *ÜberLeben im Umbruch* (2011), *Wittenberge ist überall* (2012) und *Neuland gewinnen* (2017).

Projekte und Plattformen

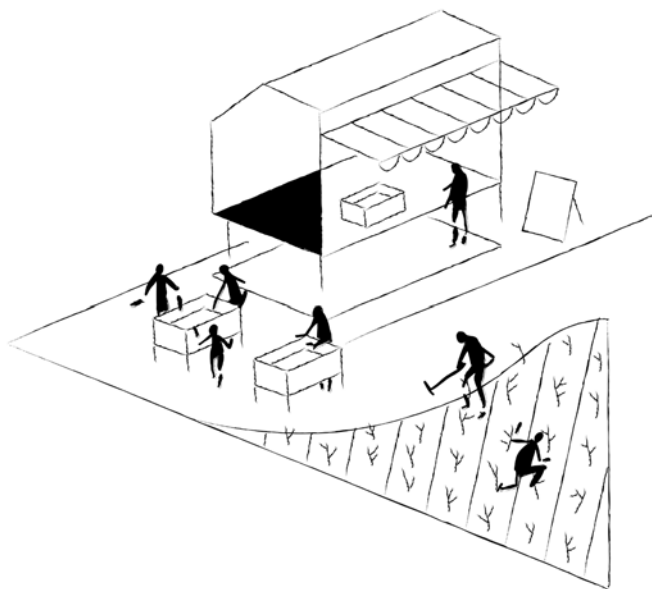
LAND LEBT DOCH ist ein gemeinsames Projekt vom Thünen-Institut für Regionalentwicklung mit seinen Partnern. Unter diesem gemeinsamen Label für Landaktivist*innen präsentieren wir unseren Podcast, das LAND. Magazin, unsere digitalen Tools sowie das jährliche ÜBERLAND Festival.

landlebtdoch.de

instagram.com/landlebtdoch

Die **Landmaschine** ist eine Such- und Sortiermaschine für Projekte, Akteure und Wissen auf dem Land. Die Landmaschine will diese Lücke schließen und ein neues digitales und KI-basiertes Angebot schaffen. Denn aus unserer Forschung über Engagementstrukturen und Wirkungsweisen in den Dörfern wissen wir, dass sich soziale Innovationen nur durch das Teilen und Nachmachen verbreiten.

maschine.land



Bildquellenverzeichnis

Alle Farbfotografien: Jörg Gläscher

airbag craftworks: S. 320

Katharina Bauer: S. 102, S. 262

Katrin Binner: S. 310

Coconat: S. 334 (links)

Gerald von Foris: S. 40

M. Gleichmann: S. 314 (rechts)

Carla Hauptmann: S. 240

Valerie Hirscher: S. 302

Hoffotografen: S. 306

Bernd Lauter: S. 43

Mathis Leicht: S. 105, S. 298

Alexandra Pflug: S. 334 (rechts)

Thomas Rusch: S. 294

Florian Seeber: S. 276

Josepha und Markus Wagner: S. 340

Alle Illustrationen: Heddi Ried

ried.studio

